





Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T5-BZO-036

FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

MUSARIONAUSGABE

ELFTER BAND
AUS DER ZEIT
DER MORGENRÖTHE UND DER
FRÖHLICHEN WISSENSCHAFT

1880 — 1882

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

ELFTER BAND

AUS DEM NACHLASS:
AUFZEICHNUNGEN AUS DER ZEIT DER
MORGENRÖTHE UND DER FRÖHLICHEN
WISSENSCHAFT
1880—1882

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

Copyright 1924 by Musarion Verlag München
Printed in Germany

INHALT DES ELFTEN BANDES

Aus der Zeit der Morgenröthe 1880/81

Seite

I. Philosophie im Allgemeinen

- 1. Philosophie, Philosophen 3
- 2. Philosophie und Wissenschaft 8
- 3. Einzelbemerkungen 16

II. Erkenntnisstheorie und Metaphysik

- 1. Erkenntnisstheorie
 - a) Allgemeines 20
 - b) Aussenwelt, Subjekt 22
 - c) Trieb nach Wahrheit, Sceptis 28
- 2. Metaphysik 31

III. Psychologie

- 1. Allgemeines
 - a) Wahrnehmung, Phantasie, Gedächtniss, Denken 33
 - b) Wille 40
- 2. Einzelbemerkungen 46

IV. Religion

- 1. Allgemeines 61
- 2. Christenthum
 - a) Die christliche Lehre 62
 - b) Aus der Geschichte des Christenthums 66
- 3. Die Religion in der Gegenwart und der Zukunft 77

V. Kunst

- 1. Kunst im Allgemeinen 80
- 2. Der Künstler 83

V

3. Musik	
a) Allgemeines	86
b) Einzelne Musiker, Wagner	90
4. Dichtkunst	94
5. Malerei	96
VI. Weib, Liebe, Ehe	97
VII. Cultur	
1. Allgemeines	103
2. Culturgeschichte	105
3. Die Deutschen	107
4. Modernität	115
5. Zukunft	120
Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft (1881/82)	
I. Philosophie im Allgemeinen	129
II. Erkenntnistheorie	145
III. Die ewige Wiederkunft	
1. Darstellung und Begründung der Lehre	172
2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit	183
IV. Physik und Metaphysik	189
V. Moral	
1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft	
a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral	192
b) Das Unmoralische	201
2. Ethische Principien und Ideale	
a) Die Nützlichkeitstheorie	209
b) Nächstenliebe, Selbstlosigkeit	211
c) Sociale Triebe als Aeusserungen des Willens zur Macht	216
d) Individualismus	222
3. Einzelne Betrachtungen	242

VI. Psychologie	
1. Allgemeines	
a) Lust, Schmerz	253
b) Trieb, Wille	257
c) Selbstbewusstsein, Vernunft	263
2. Einzelbemerkungen	266
VII. Religion	
1. Der Gottesglaube	274
2. Bemerkungen über das Christenthum	278
VIII. Kunst	
1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung	280
2. Musik	
a) Allgemeines	284
b) Richard Wagner	286
IX. Weib, Liebe, Ehe	289
X. Cultur	
1. Allgemeines; Historisches	293
2. Modernität und Zukunft	302
XI. Verschiedenes	312

Aus der Zeit der Morgenröthe

(1880/1881)

I.

Philosophie im Allgemeinen.

1. Philosophie, Philosophen.

Das neue an unserer jetzigen Stellung zur Philosophie ist eine Ueberzeugung, die noch kein Zeitalter hatte: *dass wir die Wahrheit nicht haben*. Alle früheren Menschen „hatten die Wahrheit“: selbst die Sceptiker.

◆

Die meisten Philosophien sind erdacht, um Uebelstände so für die Empfindung zu verändern, dass man sie in's Nothwendige der Welt verlegt: während die Verstimmung und der Uebelstand fugitiv sind!

◆

Manche Philosophen entsprechen vergangenen Zuständen, manche gegenwärtigen, manche zukünftigen und manche unwirklichen.

◆

Ich habe keine Personen kennen gelernt, welche eine solche Ehrfurcht einflössen, wie die griechischen Philosophen.

◆

Plato hielt sich nicht in der Bahn des Socrates, die ersten Eindrücke des Heraclit schlugen vor, Pythagoras war das geheime, neidisch angeschaute Ideal.

◆

Plato im Grunde Pantheist, doch in der Verkleidung des Dualisten.

◆

Glaube nur niemand, dass, wenn Plato jetzt lebte und platonische Ansichten hätte, er ein *Philosoph* wäre, — er wäre ein religiös Verrückter.

◆

Der Hauptvorwurf Plato's geht nicht gegen die Sophisten, sondern gegen die *Dichter*: sie lenken die Jünglinge, welche für *Höheres angelegt* sind, auf die Bahn des politischen Ehrgeizes — während er sie auf die des philosophischen Ehrgeizes bringen möchte. Die *gewöhnliche* Art der Befriedigung des Machtgefühls ist der tiefe Schatten, welchen Plato sieht, er will eine andere zeigen. Jetzt könnte man den Vorwurf wiederholen, aber umgekehrt. Die Philosophen befriedigen den Stolz der Jünglinge, wie die Dichter, — *sie bringen sie ab von der Wissenschaft*.

◆

Plato musste es noch erleben, dass die Lehre von den Ideen von einem helleren und umfänglicheren Geiste, als er war, widerlegt wurde: und der Widerlegende war noch jüngst sein Schüler gewesen. So lange die Denker ihre Erkenntnisse als ihre Erzeugnisse betrachten, so lange noch jene lächerliche Vater-Eitelkeit in ihnen wüthet, wird die Widerlegung die Dornenkrone der Philosophen sein — wie

viele haben sie schon tragen müssen! — während ein Freund der Wahrheit, das heisst ein Feind des Betrogenwerdens, das heisst ein Freund der Unabhängigkeit, bei einer Widerlegung ausrufen sollte: „ich bin einer grossen Gefahr entronnen, fast hätte ich mich in meiner eigenen Schlinge erdrosselt.“ Einem so ingrimmigen und herrschsüchtigen Menschen wie *Schopenhauer* war, kann man Glück wünschen, dass er es nicht errathen hat, wie kurz der Triumph seiner Philosophie sein sollte, und wie bald alle Prachtstücke seiner Erfindung als Trugbilder erkannt würden.



Sobald die Schulweisheit es sich träumen lässt, giebt es ein Ding mehr zwischen Himmel und Erde; wenn aber eine Wahrheit erkannt ist, so nimmt die Zahl solcher Dinge ab, und eine Anzahl angeblicher Sterne löscht aus. Freilich nicht etwa sogleich! Sondern wie man von Sternen spricht, deren Lichtstrahlen uns erst erreichen, nachdem sie längst schon zerfallen sind, so strahlen die Irrthümer noch lange ihren Glanz fort, nachdem sie widerlegt sind. Denkt man an die Kürze des Menschenlebens, so reicht auch wohl ein Irrthum aus, um das Leben vieler Geschlechter ganz in Licht zu tauchen. Wenn endlich sein Glanz verbleicht und stirbt, so sind sie längst dahin und haben die äusserste Bitterkeit, die es giebt, nicht erfahren, den Stern erlöschen zu sehen.



Schopenhauer's Lehre ist eine verkappte Teleologie, aber die eines bösen und blinden Wesens, welches Zwecke erstrebt, die nicht zu bewundern und nicht zu lieben sind. Schien es bei der früheren Teleologie, als ob der Kopf des Universums und die hellste, gerechteste Einsicht in ihm die Welt und die Menschen gemacht habe — wo man nicht begreifen

konnte, warum beide nicht um etwas vernünftiger und gerechter ausgefallen sind —, so scheint bei Schopenhauer der Unterleib des Universums die Wurzel der Dinge zu sein: und die Begierden desselben erfinden sich erst einen Intellect, um sich mit seiner Hülfe besser Nester zu bauen. Eins ist so falsch wie das Andere: aber das Letztere ist unklarer, weil es vom Wollen redet, ohne von vornherein einen Intellect anzunehmen, der sich vorstellen konnte, *was* er will: einen solchen Willen in's Blaue (oder in's Dasein!) giebt es nicht, es ist ein leeres Wort.



Dass sich Schopenhauer's Lehre vom „Willen“ so leicht einschmeichelt, liegt darin, dass wir auf das Wesentliche derselben schon eingeübt worden sind — durch den jüdischen Begriff „Herz“, wie er uns durch Luther's Bibel geläufig geworden ist. Die Empfindung, dass uns etwas leicht fällt und an lauter schon vorhandene Empfindungen anknüpft, gilt uns als *Zeugniss* der Wahrheit.



Ich finde Schopenhauer etwas oberflächlich in seelischen Dingen, er hat sich wenig gefreut und wenig gelitten; ein Denker sollte sich hüten, *hart zu werden*: woher soll er dann sein Material bekommen? Seine Leidenschaft für die Erkenntniss war *nicht gross* genug, um ihrethalben leiden zu wollen: er verschanzte sich. Auch sein Stolz war grösser als der Durst nach Erkenntniss, er fürchtete für seinen Ruf, im Widerrufen.



Schopenhauer hatte sich seinen Ruhm zu früh festgestellt und war nicht stolz genug, sich gegen seine ausgesprochenen

Grundsätze weiter zu entwickeln. Er fürchtete für seinen Ruhm und zog die verhältnissmässige Unfruchtbarkeit der Beschämung vor, sich widersprechen zu müssen.

◆

Gegen Schopenhauer: er hat die Miene eines Menschen, der zufrieden mit sich ist, so gut zu reden wie die Personen Racine's und Schiller's (nach Stendhal). Gut, er ist voll von Leidenschaft, aber zunächst ist er zufrieden damit, schön zu sprechen.

◆

Stark empfinden, eine starke Empfindung lange anhalten lassen können und auf *einer* Saite viele Melodien spielen — das macht die grossen Pathetiker unter den grossen Schriftstellern, zu denen auch Schopenhauer gehört: sie unterscheiden sich von den Philosophen, ob sich schon Schopenhauer zu diesen rechnete: sie wollen nämlich nicht um jeden Preis erkennen, sondern um jeden Preis *ihr* Lied singen.

◆

Verglichen mit den Brahmanen kennen wir die Menschheit nur in einer ungeheuren Ermattung ihres Kraftgefühls und ihres Glaubens an sich: selbst bei unsern stolzesten Philosophen.

◆

Die Rangordnung der denkenden Geister ist erst noch zu machen. Bisher hat man die Philosophen zu sehr als Künstler behandelt, ihre Gabe der Darstellung, ihre Phantasie, ihr Coloritgebenkönnen als Argumente ihrer Genialität behandelt: aber den Grad ihrer Gerechtigkeit, Selbstbändigung ausser Acht gelassen: eigentlich sie ausserhalb der Moral

beurtheilt. *Ihre Wirkung* entschied, und wer auf die empfänglichsten Menschen, solche, welchen ihr Dank rhythmisch über die Lippen quoll, wirkte, galt als der grösste: also der *Begeisteterer der Jugend!*

2. Philosophie und Wissenschaft.

Die Fälschung der Wahrheit *zu Gunsten der Dinge*, die wir *lieben* (zum Beispiel auch Gott) — fluchwürdigste Unart bei erleuchteten Geistern, denen die Menschheit zu vertrauen pflegt und die so dieselbe verderben, im Wahne festhalten. Und oft war es ein so schweres Opfer für euch, *sacrificium intellectus propter amorem!*



Jenes heisse, brennende Gefühl der Verzückten: „dies ist die Wahrheit“, dies mit Händen Greifen und mit Augen Sehen bei denen, über welche die Phantasie Herr geworden ist, das Tasten an der neuen anderen Welt — ist eine Krankheit des Intellects, kein Weg der Erkenntniss.



Die „Erkenntnisse mit *einem* Schlage“, die „Intuitionen“ sind keine Erkenntnisse, sondern Vorstellungen von hoher Lebhaftigkeit: so wenig eine Hallucination Wahrheit ist.



Der *höchste* Werth des phantasirenden Denkens (das einige wohl auch gleich das productive Denken nennen) ist, Möglichkeiten auszudenken und ihre Mechanismen des Gefühls

einzuüben, welche später als Werkzeuge verwandt werden können zur Ergründung des wirklichen Seins. Es muss dies durch alle möglichen Versuche gleichsam erst errathen und als Beute des Zufalls entdeckt werden. Alle *Mechanismen* bei der grossen Arbeit der strengen Forschung sind zuerst als „die Wahrheit“ selber aufgestellt und eingeübt worden. Dichter und Metaphysiker sind insofern immer noch höchst wünschenswerth, sie suchen nach der *möglichen* Welt und finden hier und da etwas Brauchbares. Es sind Versuchstationen, ebenfalls. Blinde Thiere, die fortwährend um sich greifen und etwas zu essen versuchen, *entdecken* Nahrungsmittel (gehn aber auch leicht zu Grunde oder entarten). Andere Thiere leben von den *anerkannten* Nahrungsmitteln.

◆

Ich halte es für möglich, dass ein mit Thatfachen reichlich angefüllter und logisch meisterlicher Geist in einer ungeheuren Aufregung des Intellects eine unerhörte Masse von Schlüssen hintereinander macht und so zu Resultaten kommt, welche ganze Generationen von Forschern erst einholen: ein Phantasiren ist es auch — er wird es büssen müssen.

◆

Es ist vollkommen falsch, dass die grossen Geister wesentlich *gleich* über das Dasein und den Menschen geurtheilt hätten: diese Gleichheit nachzuweisen geht man vom Glauben aus, dass die Genie's dem Wesen der Welt näher ständen und insofern auch richtiger, das heisst gleichmässiger sagen müssten, was sie sei. Aber die Genie's haben *individuelle* Ansichten gehabt — und sich in die Dinge hineingetragen:

weshalb sie sich tief widersprechen und immer alle andern vernichten zu müssen glauben.



Bei unsern jetzigen inductiven Forschern ist der Scharfsinn und die Vorsicht geist- und erfindungsreicher (auch phantasievoller) als bei den eigentlichen Philosophen.



In den *wissenschaftlichen Menschen* leben die Tugenden der Soldaten und ihre Art Heiterkeit — es fehlt ihnen die letzte Verantwortlichkeit. Sie sind streng gegen sich, gegen einander und erwarten für das Gute nicht gelobt zu werden. Sie sind männlicher und haben eine Vorliebe für Gefahr, sie müssen sich *tüchtig* machen, das Leben für die Erkenntniss auf's Spiel zu setzen: sie hassen die grossen Worte und sind harmlos, und etwas geckenhaft.



Ich weiss, wie armselig ihr euch neben dem Schwunge dieses Idealismus ausnehmt (der den Materialismus und die Sceptsis auf seinen Rücken nimmt und gegen die Sonne trägt), aber ich gehe mit euch um und stelle mich euch gleich, mehr noch, ich mache mich schlecht.



Man erreicht einen Höhepunkt seiner Unredlichkeit: und da werden wir uns verhasst und wenden den Spiegel *gegen* uns und haben nun Vergnügen auch bei dem Anblick des Hässlichen, denn wir rächen uns dabei, oder haben Ekel an der Sättigung, der Berausung durch Illusionen. — *Wahrheits-Trieb!*



„*Wissenschaft!*“ Was ist sie! Die Erfahrung der Menschheit aus ihren Trieben, und ein Trieb, von den Trieben zu wissen. *Alle Kräfte* in ihren Dienst!



Ich weiss so wenig von den Ergebnissen der Wissenschaft. Und doch scheint mir bereits dies Wenige *unerschöpflich* reich zu sein zur Erhellung des Dunkelen und zur Beseitigung der früheren Arten zu denken und zu handeln.



Ich wünsche der Wissenschaft etwas die *Feierlichkeit* zu nehmen — es ist jetzt eine Lustbarkeit geworden, da keine *Sorgen* hinter ihr sind. Ich glaube, es ist bald ein *Ueberschuss von Geist* da, der *verschwendet* werden muss!



Wenn doch die Künstler wüssten, was für Phantasie jede grössere Erkenntniss zur Voraussetzung hat, wie viel erdacht werden und erblühen muss, um unbarmherzig abgeschnitten zu werden! Wir sind ein Fruchtgarten: meint ihr denn, es sei so leicht, die anmuthigsten Erfindungen und Hypothesen einfach zu annulliren? Wir sind gegen uns fast grausam, aber um der Früchte willen, die ihr und alle haben sollt! — Goethe wusste es, was zum wissenschaftlichen Menschen gehört: er ist ein Ideal, in dem alle menschlichen Tüchtigkeiten sich vereinigen wie alle Ströme im Meer. Warum beurtheilt ihr ihn nach den Arbeitern des Geistes? Wir beurtheilen euch ja auch nicht nach euren Farbenreibern und Statisten.



Die Vorstellung, dass etwas Fürchterliches an uns gekettet ist, färbt alle Empfindungen um. Oder: ein verbannter Gott zu sein, oder Schulden früherer Zeiten abzubüssen. Alle diese schrecklichen Geheimnisse um uns — machten uns vor uns sehr interessant! aber ganz egoistisch! Man *konnte* und *durfte* nicht von *sich* wegsehen! Das leidenschaftliche Interesse für uns verlieren und die Leidenschaft ausser uns wenden, gegen die Dinge (Wissenschaft) ist jetzt möglich. Was liegt an mir! Das hätte Pascal nicht sagen können.



In Dingen des Geistes ist jeder gross, der, als grosse Ausnahme, die Dinge des Wissens stark empfindet und gegen ferne Dinge sich so verhält wie gegen die nächsten, so dass sie ihm wehe thun, Leidenschaft erregen, grosse Erhebungen geben können, kurz, dass sie mit den stärksten Trieben bei ihm verschmolzen sind. (Redlichkeit zum Beispiel wäre wohl Neugierde, Stolz, Herrschsucht, Milde, Grossmuth, Tapferkeit in Bezug auf Sachen, die für die Meisten ganz kalt und abstract bleiben.) Passion für Abstracta und Unfähigkeit, ein Abstractum sich fern und gleichgültig zu halten, macht den Denker.



Der Trieb der Erkenntniss ist noch jung und roh und folglich, gegen die älteren und reicher entwickelten Triebe gehalten, hässlich und beleidigend: *alle* sind es einmal gewesen! Aber ich will ihn als Passion behandeln und als etwas, womit die einzelne Seele bei Seite gehen kann, um hilfreich und versöhnlich auf die Welt zurückzublicken: einstweilen thut Welt-Entsagung wieder noth, aber keine ascetische!



Ja, wir gehen an dieser Leidenschaft zu Grunde! Aber es ist kein Argument gegen sie. Sonst wäre ja der Tod ein Argument gegen das Leben des Individuums. Wir *müssen* zu Grunde gehen, als Mensch wie als Menschheit! Das Christenthum zeigte die *eine* Art, durch Aussterben und Verzicht auf alle rohen Triebe. Wir kommen durch Verzicht auf das Handeln, das Hassen, das Lieben ebendahin, auf dem Wege der Leidenschaft der Erkenntniss. Friedliche *Zuschauer* — bis nichts mehr zu sehen ist! Verachtet uns deshalb, ihr Handelnden! Wir werden eure Verachtung anschauen —: *los* von uns, von der Menschheit, von der Dingheit, vom Werden —



Plato hat den Erkenntnisstrieb als idealisirten aphrodisischen Trieb geschildert: immer dem Schönen nach! Das höchste Schöne offenbart sich dem Denker! Dies ist doch ein psychologisches Factum: er muss beim Anblick und Denken seiner Allgemeinheiten einen sinnlichen Genuss gehabt haben, der ihn an den aphrodisischen erinnerte.



Wollen wir durch die Wissenschaft den Menschen ihren Stolz wiedergeben, wie sie ihn aus Kriegen davon trugen, so muss die Wissenschaft *gefährlicher werden, mehr Aufopferung* bedingen: sich selber preisgeben.



Ich will es dahin bringen, dass es der *heroischen Stimmung* bedarf, um sich der *Wissenschaft* zu ergeben.



Die Wissenschaft, die das Loben und Tadeln aufheben will, will das Verwundern beseitigen und die Menschen so leiten, dass sie immer das Billige und Rechte erwarten. Zuletzt sollen sie, selbst wenn ein Vulcan ausbricht, sich sagen: es ist billig und gerecht, er kann ja nicht anders; was ist da zu verwundern!



Die Wissenschaft hat viel Nutzen gebracht, jetzt möchte man, im Misstrauen gegen die Religion und Verwandtes, sich *ihr* ganz unterwerfen. Aber Irrthum! Sie kann *nicht* befehlen, Weg weisen; sondern erst, wenn man weiss wohin? *kann* sie nützen. Im Allgemeinen ist es Mythologie, zu glauben, dass die Erkenntniss immer das, was der Menschheit am nützlichsten und unentbehrlichsten sei, erkennen werde — sie wird eben so sehr schaden können als nützen. — Die höchsten Formen der Moralität sind vielleicht unmöglich bei voller Helle.



Ich meinte, das Wissen tödte die Kraft, den Instinct, es lasse kein Handeln aus sich wachsen. Wahr ist nur, dass einem neuen Wissen zunächst kein eingeübter Mechanismus zu Gebote steht, noch weniger eine angenehme leidenschaftliche Gewöhnung! Aber *alles* das kann wachsen! ob es gleich heisst auf Bäume warten, die eine spätere Generation *abpflücken* wird — nicht wir! Das ist die Resignation des Wissenden! Er ist ärmer und kraftloser geworden, ungeschickter zum Handeln, gleichsam seiner Glieder beraubt — er ist ein *Seher* und blind und taub geworden!



Ein Schritt weiter im Sinn für Wirklichkeit und er unterdrückt den abenteuernden Sinn, den Flug in's Freie, es erscheint als unerlaubt, auf so wenig Wissen, auf so schwache Analogieen hin zu behaupten und auf diese Behauptungen hin zu vermuthen. Die spontane Ueberkraft geht im Joch der Vorsichtsmaassregeln. Aufsammlung des Materials, Sceptis in der Beurtheilung der einzelnen Materialstücke. Also — die intellectuelle Immoralität ist *nothwendig* bis zu irgend einem undefinirbaren Grade.



Fast überall auf Erden, wo eine Kirche, ein Tempel steht oder stand, hat sich einmal ein Wunder begeben; das heisst der Pilz der sacralen Baukunst schiesst überall dort auf, wo religiösen Menschen ein kleiner Irrsinn begegnete. Hat man je schon an einem Orte gebaut, wo einem Menschen eine grosse Wahrheit zuerst aufleuchtete? Wahrscheinlich nicht; aber warum auch, eine solche Wahrheit will kritisirt, nicht angebetet sein.



Sobald ihr den christlichen Glauben oder eine Metaphysik zu Hülfe nehmt, dort wo eine Wissenschaft aufhört, so nehmt ihr euch die Kraft des Heroismus: und eure Wissenschaftlichkeit ist *tief erniedrigt*! Ihr höchster Accent steht nicht mehr euch zu! Ihr seid kalt und nicht mehr bewegt, ihr opfert nichts! Daher der abscheuliche Anblick des „Gelehrten“ — er war ohne Grossartigkeit der letzten Absichten, er ging nicht an's Ende, sonder knickte dort um und warf sich der Kirche oder dem Regiment oder der öffentlichen Meinung in die Hände, oder der Dichtkunst und Musik. *Er bedarf jener Entsagung.* —



Das *Unpersönlich-nehmen* des Denkens ist überschätzt! Ja es ist bei den stärksten Naturen das Gegentheil wahr! So aber hat man eine *Brücke zur Moral* gemacht!!

◆

Auch im Intellectuellen, zum Beispiel in der Abschätzung von Meinungen, führen wir nicht immer *Gründe* in's Feld, sondern sehr häufig einen intellectuellen *Ekel*, weil wir sehen, aus kleinen Anzeichen, wie stumpf und kurz und genügsam einer ist, oder wie weit das Selbstvertrauen des Unwissenden und des Neulings geht. Das heisst, wir beurtheilen die Methode des Erkennens als: schleimig, verwest, übelriechend, Unrath, ausgespieen, wiedergekaut, madenzerfressen, schaal, abgestanden, dumpf u. s. w.

◆

3. Einzelbemerkungen.

Die Müdigkeit bringt für den Denker einen Vorthail mit sich: sie lässt auch jene Gedanken hervorlaufen, die wir uns sonst, bei mehr Haltung und folglich mehr Verstellung, nicht eingestehen würden. Wir werden lässig, uns selber etwas vorzumachen, und siehe! da kommt die Wahrheit über uns.

◆

Es giebt Menschen, welche ihre nicht eben landläufigen Gedanken nicht anders mitzuthellen wissen, als indem sie dabei an aller Welt ihren Aerger auslassen. Das heisst doch seine Meinungen etwas zu theuer auf den Markt bringen. Giebt es aber oft solche Käuze, so entsteht ein Vorurtheil gegen alle nicht landläufigen Meinungen, wie als ob Zank,

Verdross, Verleumdung, Verbitterung, Niedertracht ihre nothwendigen Begleiter sein müssten.

◆

Wir Fliegen von *einem* Tage wollen nicht allzu gefährlich und ängstlich mit unseren Gedanken thun; man kann ja mit ihnen nicht mehr die Seele eines Anderen in ewige Gefahr bringen, — was das Mittelalter glaubte. Das Princip der Gedanken- und Pressfreiheit ruht auf dem Unglauben an die Unsterblichkeit.

◆

Es giebt Vorstellungen, welche die Aufgabe des Weins haben: sie erheben, vergnügen, ermuthigen; aber viel genossen erzeugen sie den Rausch und oft genossen ein Bedürfniss, ohne dessen Befriedigung das Leben öde und unausstehlich wird.

◆

Ach, es ist unmöglich, mit der Sprache der Wahrheit zu *wirken*: Rhetorik ist nöthig; das heisst die Gewohnheit, nur bei gewissen Worten und Motiven *bewegt* zu werden, regiert und verlangt die Verkleidung der Wahrheit.

◆

Es ist eine Feinheit, seine Beispiele der Geschichte und der Wissenschaft gemäss der allgemeinen Unkenntniss und Mangelhaftigkeit am Wissen zu wählen — sonst beweist man nichts und erweckt Hass, weil man beschämt. Man muss niedersteigen zu den Armen an Geist, nicht in den Gedanken und Zielen, aber im Material; mit lauter ungeheuer bekannten Dingen argumentiren. Es ist überdies Stolz, denn

die grossen Wahrheiten sollen nicht mit Thatsachen aus dem Winkel und der gelehrten Grübeleien bewiesen werden.



Vor jedem Einzelnen sind wir voll hundert Rücksichten: aber wenn man *schreibt*, so verstehe ich nicht, warum man da nicht bis an den äussersten Rand seiner Ehrlichkeit vortritt. Das ist ja die Erholung!



Nicht um eines Zieles willen leben wir der Erkenntniss, sondern der erstaunlichen und häufigen Annehmlichkeiten im Suchen und Finden derselben.



Unsere Liebe zur Wahrheit zeigen wir am deutlichsten in der Behandlung der „Wahrheiten“, welche *andere* dafür halten: da verräth sich, ob wir wirklich die Wahrheit oder nur uns selber lieben.



Der neue Gedanke entzückt mich, ich verlerne immer mehr zu empfinden, dass er von mir oder einem Anderen ist. Wie albern, hierin eifersüchtig zu sein! Und doch, welche furchtbare Geschichte für die Verdunkelung des Wahren hat diese Eifersucht!



Die vollkommene Erkenntniss würde uns muthmaasslich kalt und leuchtend wie ein Gestirn um die Dinge kreisen lassen — eine kurze Weile noch! Und dann wäre *unser* Ende da, als das Ende erkenntnissdurstiger Wesen, welche

am Ziehen von immer feineren Fäden von Interessen ein Spinnen-Dasein und Spinnen-Glück geniessen — und die zuletzt vielleicht freiwillig den dünnsten und zartesten Faden selber abschneiden, weil aus ihm kein noch feinerer sich ziehen lassen will.

◆

Der Intellect der jetzigen Menschen reichte wohl aus, um aus einem Chaos ein geordnetes Sonnensystem herzustellen: aber es fehlt ihm vielleicht die dazu nöthige Zeit und vor allem das Chaos. Sicherlich wäre die Welt unendlich weiter, wenn der menschliche Intellect an Stelle des Zufalls hätte schalten und walten dürfen, auch hätte er Milliarden von Jahren gespart.

◆

Zuletzt braucht die *vita contemplativa* nicht *einsam* zu sein: selbst als Ehe denkbar.

◆

Ach diese Erbärmlichen, welche glauben, die Menschheit möchte in Kürze *zu klug* werden, und es möchte um *ihren* Einfluss, *ihren* Ruhm geschehen sein!

◆

Erwägt man, *wer* zu jeder Zeit den grossen Ruhm macht: so wird es wahrscheinlich, dass die ausgezeichnetsten *Geister* im zweiten oder dritten Range stehen werden: und die besten Meister bleiben unbekannt.

II.

Erkenntnisstheorie und Metaphysik.

1. Erkenntnisstheorie.

a) Allgemeines.

Erkenntnisstheorie ist die Liebhaberei jener scharfsinnigen Köpfe, die nicht genug gelernt haben und welche vermaßen, hier wenigstens könne ein jeder von vorne anfangen, hier genüge die „Selbstbeobachtung“.



Unser Erkennen und Empfinden ist wie *ein* Punkt im Systeme: wie *ein* Auge, dessen Sehkraft und Sehfeld langsam wächst und mehr umfasst. Damit ändert sich *nichts* in der wirklichen Welt, aber diese beständige Thätigkeit des Auges versetzt alles in eine beständige, wachsende, herzuströmende Thätigkeit.

Wir sehen unsere Gesetze in die Welt hinein, und wiederum können wir diese Gesetze nicht anders fassen als als die Folge dieser Welt auf uns. Der Ausgangspunkt ist die Täuschung des Spiegels, wir sind *lebendige Spiegelbilder*.

Was ist also Erkenntniss? Ihre Voraussetzung ist eine irrthümliche Beschränkung, als ob es eine Maasseinheit der Empfindung gebe; überall wo Spiegel und Tastorgane vorkommen, entsteht eine Sphäre. Denkt man sich diese Beschränktheit weg, so ist Erkenntniss auch weggedacht — ein

Auffassen von „absoluten Relationen“ ist Unsinn. Der Irrthum also ist die Basis der Erkenntniss, der Schein. Nur durch die *Vergleichung vieler Scheine* entsteht Wahrscheinlichkeit, also Grade des Scheins. — Ebenso ist die Sprache eine angebliche und geglaubte Basis von Wahrheiten: der Mensch und das Thier bauen *zunächst* eine neue Welt von Irrthümern auf und verfeinern diese Irrthümer immer mehr, so dass zahllose Widersprüche entdeckt werden und dadurch die Menge der möglichen Irrthümer verringert wird, oder der Irrthum weiter getrieben wird. „Wahrheit“ giebt es eigentlich nur in den Dingen, die der Mensch *erfindet*, zum Beispiel Zahl. Er legt etwas hinein und findet es nachher wieder — das ist die Art menschlicher Wahrheit. Sodann sind die meisten Wahrheiten thatsächlich *nur negative Wahrheiten*: „dies und das ist jenes *nicht*“ (obschon meist positiv ausgedrückt). Letzteres ist die Quelle *alles Fortschritts* der Erkenntniss. Die Welt ist also für uns die Summe der Relationen zu einer beschränkten Sphäre irriger Grundannahmen. Die Gesetze der Optik sind sämmtlich Irrthümer, ebenso die des Ohrs. Gesetzt, es giebt zahllose empfindende Punkte in dem Dasein: jeder hat eine Sphäre, *wie weit* und *wie stark* er Relationen wahrnimmt, das heisst eine Sphäre der Beschränktheit und des Irrthums. Ebenso hat jede Kraft ihre Sphäre, sie wirkt so weit und so stark und nur auf das und jenes, auf anderes nicht, eine Sphäre der Beschränktheit. Ein eigentliches Wissen um alle diese Sphären und Beschränktheiten ist ein unsinniger Gedanke, weil hier ein Empfinden *ohne* ein „wie weit“, „wie stark“, „auf dies und jenes“ gedacht werden soll: und ebenso eine Kraft *ohne* Grenzen und zugleich *mit* allen Grenzen, die alle Relationen schafft — das wäre eine Kraft ohne *bestimmte* Kraft, ein Unsinn. — Also die Beschränktheit der Kraft, und das immer weiter in Verhältniss Setzen dieser Kraft zu andern ist „Erkenntniss“.

Nicht Subject zu Object: sondern etwas Anderes. Eine optische Täuschung von Ringen um uns, *die gar nicht existiren*, ist die Voraussetzung. Erkenntniss ist wesentlich *Schein*.

◆

Es kommt in der Wirklichkeit *nichts* vor, was der Logik streng entspräche.

◆

Wir können unsere „geistige Thätigkeit“ ganz und gar als *Wirkung* ansehen, welche Objecte *auf uns üben*. Das Erkennen ist *nicht* die Thätigkeit des Subjects, sondern scheint nur so, es ist eine Veränderung der Nerven, hervorgebracht durch *andere Dinge*. Nur dadurch, dass wir Täuschung des Willens herbeibringen und sagen: „ich erkenne“, im Sinne von: „ich will erkennen, folglich thue ich es“, drehen wir die Sache um und sehen im Passivum das Activum. Aber auch das Wort passiv, activ ist gefährlich!

b) Aussenwelt, Subject.

Wenn wir beachten, zu welchen Irrungen uns die Sinne am liebsten verführen, können wir errathen, welcher Art ihre Grundirrthümer sein werden (zum Beispiel der Glaube an Körper).

◆

Für einen einzigen Menschen wäre die Realität der Welt ohne Wahrscheinlichkeit. Aber für zwei Menschen wird sie wahrscheinlich. Der andere Mensch ist nämlich eine Einbildung von uns, ganz unser „Wille“, ganz unsere „Vorstellung“: und wir sind wieder dasselbe in ihm. Aber weil wir wissen, dass er sich über uns täuschen muss und dass

wir eine Realität sind trotz dem Phantome, das er von uns im Kopfe trägt, schliessen wir, dass auch er eine Realität ist trotz unserer Einbildung über ihn: kurz, dass es Realitäten ausser uns giebt.

◆

Wir reden, als ob es *seiende Dinge* gebe, und unsere Wissenschaft redet nur von solchen Dingen. Aber ein seiendes Ding giebt es nur nach der *menschlichen Optik*: von ihr können wir nicht los. Etwas Werdendes, eine Bewegung an sich, ist uns vollends unbegreiflich. *Wir bewegen nur seiende Dinge* — daraus besteht unser Weltbild auf dem Spiegel. Denken wir uns die Dinge fort, so auch die Bewegung. Eine bewegte Kraft ist Unsinn — für uns.

◆

Der Raum von drei Dimensionen gehört in die Vorstellung, ebenso wie die Bewegung; die dritte Dimension „vollendet sich nur in der Zeit“. Wir verbinden Flächen zu einer Einheit, die uns *nach einander* sichtbar werden. Wir selber als erkennende Wesen sind eine immer neue rotirende Kraft und bringen so ein Nacheinander hervor, auch bei festen Objecten.

◆

Wir sind die Bewegten, welche sich um die Dinge bewegen: *wir stehen nicht still*, das Umgekehrte ist wahr von dem, was der Augenschein ist.

◆

Ursache und Wirkung sind für uns unbegreiflich, weil beide nur als negative Abbilder uns bewusst werden, und zwischen denen giebt es nur Succession. Aus solchen

Successionen besteht der „Körper“, „das Ding“. Wir nehmen keine Bewegung wahr, sondern mehrere gleiche Dinge in einer gedachten Linie, wir nehmen auch keine Zeitdauerlinie wahr, sondern unsere Empfindung hat *bewusste Momente* (*getrennt* von einander), und diese fügen wir aneinander, legen sie an sich und *bauen* so einen bestehenden, dauernden Körper aus einzelnen Empfindungen. Aber wie das gleiche Ding in der Bewegung eine Illusion ist, also die Bewegung, welche wir construiern, jedenfalls etwas anderes ist als die „Wirklichkeit“, so ist auch dies Gebilde, aus mehreren negativen Eindrücken auf uns construiert und zurechtphantasirt, jedenfalls etwas anderes als die Wirklichkeit. Es kann nicht *vollständig* sein, denn es besteht nur aus Relationen zu uns, und das an uns, wozu es keine Relationen haben kann, verhindert einen vollen Abdruck. Selbst als Abbild ist es nicht vollständig. Sodann hat es zur Voraussetzung, dass das Ding in *diesem* Augenblick, wo es einen Eindruck auf uns macht, *dasselbe* Ding ist, welches in einem andern Augenblick (im „nächsten“ — sagen wir, und täuschen uns) wieder einen neuen Eindruck, das heisst eine zweite Relation auf uns macht. Ein Baum, der lang, *dann* rund, dann grün u. s. w. erscheint.



Wir empfinden die Aussenwelt *immer verschieden*, weil sie sich gegen den jedesmal in uns überwiegenden Trieb abhebt: und da auch dieser als etwas Lebendiges wächst und schwindet und nichts Verharrendes ist, so ist im kleinsten Momente unsere Empfindung der Aussenwelt immer *werdend* und *vergehend*, also wechselnd.



Die Eigenschaften des Dinges erregen unsere *Empfindungen*, zum Beispiel, dass es grau ist, und die Gestalt, die Art von

Bewegung, vor allem sein Vorhandensein als Körper und Substanz — alles ist mit Lust- und Unlustempfindungen und folglich mit Vertrauen, Neigung, Lust zur Annäherung oder Furcht u. s. w. verknüpft. Dasselbe Ding kann uns vermöge seiner verschiedenen Eigenschaften anziehen und Furcht einflößen. — *Dass* seine Eigenschaften aber solche Empfindungen erregen, das ist Urtheil — und dies *Urtheil* setzt Erfahrungen voraus und Glauben an Gleichheit in den Erfahrungen. Zuletzt aber setzt auch die älteste Erfahrung wieder Urtheil voraus, also *Auslegung eines Reizes*, so dass er entweder lust- oder schmerzvoll ist. „Vermehrt dieser Reiz unsere Kraft oder vermindert er sie?“ Kurz, ein Urtheil ist die Quelle, dass Kraftgefühl dabei entsteht oder sich vermindert. — Also die Wirkungen der Dinge sind zuletzt angenehm oder unangenehm, je nachdem wir an die Förderung unserer Kraft dabei glauben oder nicht. Dieser *Glaube* aber kann nicht wieder auf Erfahrung zurückgehen, sondern müsste — aus dem dabei entstehenden Kraftgefühl seinen Ursprung nehmen. Man glaubt an Kraft, *wo man das Kraftgefühl hat. Kraftgefühl gilt als Beweis von Kraft.* Nach diesem Beweis wandelt sich die Reizempfindung in Lust: — also: alle Eigenschaften eines Dinges sind in Wahrheit Reize in uns, welche theils das Kraftgefühl mehren, theils es vermindern: jedes Ding ist eine Summe von Urtheilen (Befürchtungen, Hoffnungen, einiges flösst Vertrauen ein, anderes nicht). Je mehr wir nun die Physik kennen, um so *weniger phantastisch* wird diese Summe von Urtheilen (die falschen Subsummirungen fallen weg, zum Beispiel: alles, was schwarz ist, ist gefährlich). — Zuletzt begreifen wir: ein Ding ist eine Summe von Erregungen in uns: *weil wir aber nichts Festes sind, ist ein Ding auch keine feste Summe.* Und je mehr wir Festigkeit in die Dinge zu legen wissen, —



Unsere Sinnenwelt ist gar nicht wirklich vorhanden, sie widerspricht sich: sie ist ein Trug der Sinne. Aber was sind dann die Sinne? Die Ursachen des Betrugs müssen real sein. Aber wir wissen von den Sinnen nur durch die Sinne, und das gehört mithin in die Welt des Truges. Somit *trügt* etwas, *was wir nicht kennen*, und sein erster Trug sind die Sinne. Unsere Vielheit gehört dazu: aber wie könnten wir Trugbilder zum Wissen um den Trug kommen? Wie könnte ein Traumbild wissen, dass es zum Traume gehörte? — Wir müssen folglich auch *das* sein, *was trügt*: das heisst *wir* müssen auch real sein, und zwar muss dorthier unser Bewusstsein stammen, dass die Welt ein Trug ist, im rein Logischen: dies *sind wir selber* irgendwie. Also, wie kann das Wahre, Wahrhafte, die Ursache der Trugwelt sein? — Es muss sie *nöthig* haben: vielleicht ist das Wahre gequält wie ein Künstler und sucht eine Erlösung in lustvollen Vorstellungen und Bildern, eine Abziehung, — die Wahrheit ist vielleicht der *Schmerz*, und der Schein ist eine Milderung, der Wechsel ist das Sichherumwerfen des schwer Leidenden, der eine bessere Lage sucht. Vielleicht aber auch ist das Wahre *voller Lust* und strömt über in Phantasieen wie ein Künstler (Geburt der Tragödie). Die Welt ein ästhetisches Phänomen, eine Reihe von Zuständen am erkennenden Subject: eine Phantasmagorie nach dem Gesetze der Causalität. Dass der intellectuelle Process erst am Thierreich hervortritt, und ohne Thier keine Welt da sein könnte, gehört mit hinein in jenes Theaterspiel, dass das Subject sich selber spielt: es ist ein Wahn. Die Geschichte ist eine Vermeintlichkeit — nichts mehr; die Causalität das Mittel, um *tief* zu träumen, das Kunststück, um über die Illusion sich zu täuschen, der feinste Apparat des artistischen Betruges.



Eine Welt ohne Subject — kann man sie denken? Aber man denke sich jetzt alles Leben auf einmal vernichtet, warum könnte nicht alles andere ruhig weiter sich bewegen und genau so sein, wie wir es jetzt sehen? Ich meine nicht, dass es so sein würde, aber ich sehe nicht ein, warum man es sich nicht denken könnte. Gesetzt, die Farben seien subjectiv — *nichts* sagt uns, dass sie nicht *objectiv zu denken wären*. Die Möglichkeit, dass die Welt der ähnlich ist, die uns erscheint, ist gar nicht damit beseitigt, dass wir die subjectiven Factoren erkennen.



Das Subject wegdenken — das heisst sich die Welt ohne Subject vorstellen wollen: ist ein Widerspruch: ohne Vorstellung vorstellen! Vielleicht giebt es hunderttausend subjective Vorstellungen. Unsere menschliche wegdenken — da bleibt die der Ameise übrig. Und dächte man sich alles Leben fort und nur die Ameise übrig: hiengewirklich an ihr das Dasein? Ja, der *Werth des Daseins* hängt an den empfindenden Wesen. Und für die Menschen ist Dasein und werthvolles Dasein oft ein und dasselbe.



Das Subjectgefühl wächst in dem Maasse, als wir mit dem Gedächtniss und der Phantasie die *Welt der gleichen Dinge* bauen. Wir dichten uns selber als Einheit in dieser selbstgeschaffenen Bilderwelt, das Bleibende in dem Wechsel. Aber es ist ein Irrthum: wir setzen Zeichen und Zeichen als gleich und Zustände als Zustände.



Unser Bewusstsein hinkt nach und beobachtet wenig auf einmal und während dem pausirt es für anderes. Diese

Unvollkommenheit ist wohl die *Quelle*, dass wir Dinge glauben und im Werden etwas Bleibendes annehmen: ebenso dass wir an ein Ich glauben. Liefe das Wissen so schnell wie die Entwicklung und so stätig, so würde an kein „Ich“ gedacht.

c) Trieb nach Wahrheit, Sceptis.

Die Uebung *mehrere* Eigenschaften an einem Dinge anzu-erkennen, *abseits* von unserem Affect, constituirt eine Reihe von festen Dingen, die immer grösser wird, und immer feiner. Diese Uebung bildet ein *Bedürfniss*: nach Erkenntniss der Dinge in ihrer Vielheit: Basis des *intellectuellen Triebes*.



Der gute Gedanke ist nur eine *Ausnahme*, die meisten originellen Gedanken sind Narrheiten. Die *gewohnten Gedanken* sind deshalb so hoch geachtet, ja zur Pflicht gemacht, weil sie eine Art *Bewährung* haben; mit ihnen ist der Mensch nicht zu Grunde gegangen. Das „nicht zu Grunde gehen“ gilt als der Beweis für die Wahrheit eines Gedankens. *Wahr* heisst: „für die Existenz des Menschen zweckmässig“. Da wir aber die Existenzbedingungen des Menschen *sehr ungenau* kennen, so ist, streng genommen, auch die Entscheidung über *wahr* und *unwahr* nur auf den Erfolg zu gründen. Woran *ich* zu Grunde gehe, das ist *für mich* nicht wahr, das heisst es ist eine falsche Relation meines Wesens zu anderen Dingen. Denn es giebt nur individuelle Wahrheiten, — eine absolute Relation ist Unsinn. Die Art zu denken, die Anspannung und Häufigkeit, die Gegenstände, das Nichtsehenkönnen, Nichtfühlen vieler Dinge, alles ist

eigentlich eine Bedingung unserer Existenz. Jeder Fehler ist ihr schädlich. Meistens also machen wir Fehler, meistens sind wir fortwährend irgendwie krank durch unser Denken, wir können ja nur experimentiren, und das ganz individuell uns Nothwendige im Erkennen ist die Ausnahme.



Kaum spricht man von den „nicht absoluten Wahrheiten“, so begehren alle Schwärmer wieder Eintritt oder vielmehr: die gutmüthigen Seelen stellen sich an's Tor und glauben allen aufmachen zu dürfen: als ob der Irrthum jetzt nicht mehr Irrthum sei! Was *widerlegt* ist, ist *ausgeschlossen*!!



Der Zweifel, was das Wirkliche ist, macht nicht gegen die Phantasmen geneigter: sondern zerstört allmählich den guten Willen, der zur *Ausdichtung* eines Phantasmas gehört.



Zum Beweise dafür, dass ein Sceptiker mitunter sehr ausgelassener Schwärmerei bedarf, um dann wieder besänftigt in's Land des „Vielleicht und Vielleicht-auch-nicht“ zurück-zukehren: will ich erzählen, welche Sätze mir jüngst meine schwärmenden Tauben aus den Wolken heimgebracht haben. Erstens: die gewöhnlichste Form des Wissens ist die ohne Bewusstheit. Bewusstheit ist Wissen um ein Wissen. Empfindung und Bewusstheit haben alles Wesentliche gemeinsam und mögen dasselbe sein. Die erste Entstehung einer Empfindung ist die Entstehung eines Wissens um ein Wissen: ein Vorgang, der nichts Schwieriges und Geheimnisvolles

enthält, da er dem Wissen nur eine Veränderung der Richtung giebt, — und dazu reichen zufällige Anstösse aus, die man vielleicht errathen kann. Bevor es Empfindung gab, gab es längst — nämlich immer — Wissen: Wiedererkennen und Schliessen als seine Functionen. Das Wissen ist die Eigenschaft aller treibenden Kräfte, — es kommt auf eins hinaus, zu sagen, es sei die Eigenschaft der Materie, vorausgesetzt, dass man weiss, was Materie ist: die treibende Kraft als das Vorurtheil unserer Sinne gedacht: so dass Kraft und Materie *eins* sind, entweder als ein An sich bezeichnet oder, nach der Relation zu unseren Sinnen, als Grenze unseres Empfindens für die Kraft bezeichnet. Die treibenden Kräfte sind nichts Letztes und der Analyse schlechthin Widerstrebendes, wie Schopenhauer meinte, der sie als den „Willen“ verstand: wir können in ihnen noch das Wissen begrifflich absondern als ihre Eigenschaft: ohne Wiedererkennen und Schliessen giebt es keinen Trieb, kein Treiben und Wollen. Der Intellect (und nicht die Empfindung) ist „dem Wesen der Dinge“ eingeboren; Empfindung ist ein Zufall in der Geschichte seiner Richtungen und nichts an sich Neues. Um die ersten Sätze der Mechanik zu verstehen, muss man den treibenden Kräften ein Wiedererkennen und Schliessen geben — aber keine Bewusstheit darum, keine Empfindung. Das Wiedererkennen und Schliessen aber setzt Mehrheit, aber Einartigkeit von Kräften voraus, mindestens Zweiheit. Der Irrthum im Wiedererkennen und Schliessen ist erst möglich, seit es Empfindung giebt. — So! Nun fliegt zurück, ihr Tauben, und gebt den Wolken, was der Wolken ist!



Die *Scepsis* hat ihre Parallele: „lieber hungern als etwas Ekelhaftes essen!“ Die Ansichten der Autoritäten sind uns

ekelhaft geworden, — lieber verhungern! Dies ist eine seltene Passion: die Sceptis ist eine Passion.

2. Metaphysik.

Ein Reich ganz unmenschlicher Necessität enthüllt sich immer mehr! Endlich lachen wir selber mit, zu sehen, wie wir ehemals mit unseren Trieben und Triebchen das zu ersetzen und verstehen meinten, mit Neigung und Hass, Wille oder Zweck u. s. w. Die Welt als eine Menschen-Welt ist uns ein Gelächter geworden: wie die Astrologie. Unsere Stellung zu dieser Welt möglichst pathetisch einzunehmen, war das Bestreben aller Philosophen: die Idealisten zuletzt wussten uns zur Hauptsache zu machen und die Welt zu einer Art Erzeugniss von uns: als ob der Spiegel sagte: „ohne mich ist nichts, ich bin der Urheber“. Zuletzt sind wir selber in das ungeheuere System eingeflochten und bewegen uns in ihm: immer aber bleibt uns noch genug des Uerkannten an uns, und *das bleibt der Tummelplatz unseres Hochmuthes*. Ja, nachdem wir so viel von der Position des Menschen in der Welt preisgegeben, findet auf dieser letzten Stätte ein Kampf um die „höchsten Rechte der Menschheit“, einer um Leben und Tod statt. Es ist der ganze *Stolz*, und *alle Triebe* dienen ihm dabei! Der *höhere Werth* der Moralität wird kühn dem ganzen Weltgesetz entgegengesetzt, und menschliche Ziele als Ziel der Welt gesetzt. Mit „gut“ und „schön“ und „wahr“ meint man die Ausnahmestellung, seine Göttlichkeit bewiesen zu haben: die Wissenschaft im Dienste der alten Triebe kämpft und vertheidigt den Gott im Menschen, nachdem sie ihn sonst hat fahren lassen — den freien Gott.



Was Dasein hat, kann nicht zum Dasein wollen; was kein Dasein hat, kann es auch nicht. Also giebt es keinen „Willen zum Dasein“. Es ist dies eine schlechte und widersinnige Wörterzusammenstellung. Wohl wäre zu verstehen: „Wille zu einem längeren oder höheren oder anderen Dasein“. — Wille ist die Vorstellung eines werthgeschätzten Gegenstandes, verbunden mit der Erwartung, dass wir uns seiner bemächtigen werden.

III.

Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Wahrnehmung, Phantasie, Gedächtniss, Denken.

Das Vervollständigen (zum Beispiel wenn wir die Bewegung eines Vogels als Bewegung zu sehen meinen), das sofortige *Ausdichten* geht schon in den Sinneswahrnehmungen los. Wir formuliren immer *ganze* Menschen aus dem, was wir von ihnen sehen und wissen. Wir ertragen die *Leere* nicht, — das ist die Unverschämtheit unserer Phantasie: wie wenig an Wahrheit ist sie gebunden und gewöhnt! Wir begnügen uns *keinen* Augenblick mit dem Erkannten (oder Erkennbaren!). Das *spielende Verarbeiten des Materials* ist unsere fortwährende Grundthätigkeit, Uebung also der Phantasie. Man denke als Beweis, wie mächtig diese Thätigkeit ist, an das Spielen des Sehnervs bei geschlossenem Auge. Ebenso lesen wir, hören wir. Das *genaue* Hören und Sehen ist eine sehr hohe Stufe der Cultur, — wir sind noch fern davon. Die *Lügnerei* wird noch gar nicht darin gefühlt! Dieses spontane Spiel von phantasirender Kraft ist unser geistiges Grundleben: die Gedanken *erscheinen* uns, das Bewusstwerden, die Spiegelung des Processes im Process ist nur eine verhältnissmässige Ausnahme (vielleicht ein Brechen am Contraste).



Das Nachbilden (Phantasiren) wird uns leichter als das Wahrnehmen, Nur-percipiren: weshalb überall, wo wir meinen, bloß wahrzunehmen (zum Beispiel Bewegung), schon unsere Phantasie mithilft, ausdichtet und uns die Anstrengung der vielen Einzelwahrnehmungen *erspart*. Diese *Thätigkeit* wird gewöhnlich übersehen, wir sind *nicht leidend* bei den Einwirkungen anderer Dinge auf uns, sondern sofort stellen wir unsere Kraft dagegen. *Die Dinge rühren unsere Saiten an, wir aber machen die Melodie daraus.*



Was ist denn die Phantasie? Eine gröbere, ungereinigte Vernunft, — eine Vernunft, die bei Vergleichen und Einordnungen grosse Fehler macht, unstat in Tempo ist und von den Affecten hin und her gegängelt wird; eine wilde und malerische Art der Vernunft, die Mutter der Scheinerkenntnisse und der „plötzlichen Erleuchtungen“ (wo der Glanz einer Idee mit dem Lichte der Wahrheit verwechselt wird). Beide, die Vernunft und die Phantasie sind gebärend, aber letztere wird leichter befruchtet und setzt viel mehr Missgeburten und Mondkälber in die Welt. Vernunft ist eine Phantasie, welche durch Schaden klug geworden ist, vermöge des zunehmenden besseren Sehens, Hörens und Sich-erinnerns.



Unser *Denken* ist wirklich nichts als ein sehr verfeinertes, zusammen verflochtenes Spiel des *Sehens*, *Hörens*, *Fühlens*, die logischen Formen sind physiologische Gesetze der Sinneswahrnehmungen. Unsere Sinne sind entwickelte Empfindungscentra mit starken Resonanzen und Spiegeln.



Unsere Meinungen: die *Haut*, die wir uns umlegen, in der wir gesehen werden wollen, oder in der wir uns sehen wollen; das Aeusserlichste, der Schuppenpanzer um die Gedanken eines Menschen. So scheint es. Andererseits ist diese Haut ein Erzeugniss, wir wissen nicht welche Kräfte und Triebe, eine Art *Ablagerung*, fortwährend sich stückweise lösend und neubildend. — Lautbilder und Sehbilder als Hieroglyphen für bestimmte Eindrücke und Gefühle sind das Material der Meinungen, Verfeinerungen des Ohr- und Gesichtssinnes und eine Relation zwischen beiden.



Es giebt kein eigenes Organ des „Gedächtnisses“: alle Nerven, zum Beispiel im Bein, gedenken früherer Erfahrungen. Jedes Wort, jede Zahl ist das Resultat eines physischen Vorganges und irgendwo in den Nerven fest geworden. Alles, was den Nerven anorganisirt worden, lebt in ihnen fort. Es giebt Wellenberge der Erregung, wo dies Leben in's *Bewusstsein* tritt, wo wir uns erinnern.



Wenn wir in einen bestimmten physiologischen Zustand treten, dann tritt uns das in's Gedächtniss, was das letzte Mal, als wir in ihm waren, von uns gedacht wurde. Es muss eine Auslösung im Gehirn für jeden Zustand geben.



„Die Zeit heilt jeden Kummer“: die Zeit thut gar nichts. Vielmehr sind es die Befriedigungen vieler Triebe, die allmählich eintreten und Vergessenheit bringen — es ist das

Mittel Epicur's gegen die grossen Schmerzen: sich den Vergnügungen ergeben. (Die Schweinejagd bei Pascal nach dem Tode eines Sohnes.) Auch die „Tröstungen der Religion und Philosophie“ gehören unter diese abziehenden Vergnügungen: ihr Werth besteht vor allem in der Beschäftigung mit ihnen und dem Nachdenken u. s. w.



Wir empfinden peinlich, dass jemand uns geringschätzt. In einem hohen Moment der Stimmung sehen wir auf diese peinliche Empfindung hin und zurück, wie auf etwas Fernes, das uns kaum noch angehört, die Empfindung wird fast zum *Wissen darum*. Fast alle Dinge, von denen wir nur diese Empfindung des Wissens darum haben, scheinen uns ferner und ausser uns, der leidende oder angenehme Trieb als Fundament darin ist uns kaum mehr bemerkbar. Aber er *muss* darin sein, das Gedächtniss merkt nur Thatsachen der Triebe: es lernt nur, was in einen Gegenstand eines Triebes verwandelt ist! — Unser Wissen ist die abgeschwächteste Form unseres Trieblebens; deshalb gegen die starken Triebe so ohnmächtig.



Erstens Zeit der Triebe ohne Gedanken, zweitens Zeit der Triebe mit Gedanken (Urtheilen). Hier werden Triebe und Trieb-Verhäkelungen *vorge stellt*. Die häufige Wiederholung, das Zustimmung und Verwerfen solcher Vorstellungen übt eine Rückwirkung auf die Triebe selbst, einige werden sehr geübt, andere ausser Uebung gesetzt und ausgedorrt. *Allmählich* entsteht durch ungeheure Uebung des Intellects die Lust *an seiner Activität*: und daraus endlich wieder *die Lust an der Wahrhaftigkeit* in seiner Activität. Ursprünglich

sind die intellectuellen Functionen sehr *schwer* und *mühselig*. Nachmachen ist das Beste, Hass gegen das Neue. Spät endlich ist umgekehrt der Ekel am Nachmachen schnell da und die Lust am Neuen und am Wechsel sehr gross.

◆

Auch dem feinsten Gedanken entspricht eine Verhäkellung von Trieben. — Die Worte sind gleichsam eine *Claviatur* der Triebe, und Gedanken (in Worten) sind Accorde darauf. Jedoch ist die anregende Kraft des Wortes für den Trieb nicht immer gleich, und mitunter ist das Wort fast nichts als ein Laut.

◆

Der Gedanke ist ebensowohl wie das Wort nur ein Zeichen: von irgend einer Congruenz des Gedankens und des Wirklichen kann nicht die Rede sein. Das Wirkliche ist irgend eine Triebbewegung.

◆

Unsere Triebe widersprechen sich häufig, darüber ist nichts zu wundern! Vielmehr wenn sie harmonisch sich auslösten, das wäre seltsam. Die *Aussenwelt* spielt auf unseren Saiten; was Wunder, dass diese oft dissoniren!

◆

Das Urtheil ist etwas sehr Langsames im Vergleich zu der ewigen, unendlich kleinen Thätigkeit der Triebe. Die Triebe sind also immer viel schneller da, und das Urtheil ist immer nach einem *fait accompli* erst am Platze: entweder als Wirkung des *miterregten, entgegengesetzten Triebes*. Das Gedächtniss wird durch die Triebe erregt, seinen Stoff abzuliefern. — Durch jeden Trieb wird auch sein Gegentrieb

erregt, und nicht nur dieser, sondern wie Oberton-Saiten noch andere, deren Verhältniss nicht in einem so geläufigen Worte zu bezeichnen ist, wie „Gegensatz“.



Mit den Gedanken steht es wie mit den körperlichen Bewegungen: ich muss warten, ob sie sich ereignen, wenn ich sie auch will; es hängt davon ab, ob sie eingeübt sind. Das Wollen ist hier nicht das Vorstellen des Zieles, sondern die Vorstellung logischer Formen (Gegensatz eines Gedankens, parallel, ähnlich, Prämisse, Schluss u. s. w.) in der Form des Wunsches. Das Gedächtniss muss den Inhalt geben. — Bei Gelegenheit eines Satzes versucht das Gedächtniss zu den einzelnen Worten etwas Zugehöriges *anzuhängen*, und unser Urtheil entscheidet, ob es dazu passt und wie. So versucht der Fuss eine Menge Lagen im Augenblick des Stolperns. Wir wählen aus diesen plötzlich auftauchenden Gedanken-Embryonen aus: wie wir aus den zu Gebote stehenden Worten unsere Gedanken in Formel bringen. Das Wesentlichste des Processes geht unter unserem Bewusstsein vor sich. *Unser Charakter* entscheidet, ob zugehörige Gedanken wesentlich die des Widerspruchs, der Beschränkung, der Zustimmung sind: das Entstehen jedes Gedankens ist ein *moralisches Ereigniss*. — Die logischen Formen erscheinen so als der allgemeinste Ausdruck unserer Triebe, Zuneigung, Widerspruch u. s. w. Bis in die Zelle hinein giebt es keine Bewegungen, als solche „moralischen“ in diesem Sinne.



Verstehen, soweit es einem Jeden möglich ist — das heisst eine Sache so bestimmt als möglich sich auf uns abgrenzen lassen, so dass sie unsere Form an der Grenze bestimmt

und wir uns ganz genau bewusst werden, wie *angenehm* oder *unangenehm* uns bei dieser Bestimmung zu Muthe wird. Also unsere Triebe fragen, was sie zu einer Sache sagen! Dagegen uns trieblos und ohne Lust und Unlust verhalten, mit einer künstlichen Anaesthetie -- das kann kein Verstehen geben, sondern dann fassen wir eben mit dem Rest von Trieben, der noch nicht todt ist, die Erscheinung auf, das heisst so matt und flach wie möglich; wohl aber können wir mitunter unsere Triebe der Reihe nach hintereinander über dieselbe Sache befragen: die Urtheile vergleichen -- zum Beispiel über ein Weib, einen Freund.



Der Anblick der Welt wird erst erträglich, wenn wir sie durch den sanften Rauch des Feuers angenehmer Leidenschaften hindurch sehen, bald verborgen als einen Gegenstand des Errathens, bald verkleinert und verkürzt, bald undeutlich, aber immer veredelt. Ohne unsere Leidenschaften ist die Welt Zahl und Linie und Gesetz und Unsinn, in alledem das widerlichste und anmaasslichste Paradoxum.



„Wir kommen nie zum Kern der Dinge“: ich sage, wir kommen nie zum letzten Zipfel unserer Leidenschaften und sehen höchstens vermittelt der einen über die andere *hinaus*.



Unsere Leidenschaften sind die Vegetation, die den Felsen nackter Thatsachen sofort wieder zu umkleiden beginnt. Das ewige Spiel!



b) Wille.

Die Sprache trägt grosse Vorurtheile in sich und unterhält sie, zum Beispiel dass, was mit *einem* Wort bezeichnet wird, auch *ein* Vorgang sei: Wollen, Begehren, Trieb — complicirte Dinge! Der Schmerz bei allen Dreien (in Folge eines Druckes, Nothstandes) wird in den Process „wohin?“ verlegt: damit hat er gar nichts zu thun, es ist ein gewohnter Irrthum aus Association. „Ich habe solches Bedürfniss nach dir.“ Nein! Ich habe eine Noth, und ich meine, du kannst sie stillen (ein Glauben ist eingeschoben). „Ich liebe dich.“ Nein! Es ist in mir ein verliebter Zustand, und ich *meine*, du werdest ihn lindern. Diese Objectaccusative! Ein Glauben ist in all diesen Empfindungsworten enthalten, zum Beispiel wollen, hassen u. s. w. Ein *Schmerz* und eine *Meinung* in Betreff seiner Linderung, — das ist die Thatsache. Ebenso wo von den Zwecken geredet wird. — Eine heftige Liebe ist die *fanatische*, hartnäckige *Meinung*, dass nur die und die Person meine Noth lindern kann, es ist Glaube, der selig und unselig macht, mitunter selbst im Besitze noch stark genug gegen jede Enttäuschung, das heisst Wahrheit.



Begierde! Das ist nichts Einfaches, Elementares! Vielmehr ist eine Noth (Druck, Drängen u. s. w.) zu unterscheiden und ein aus Erfahrung bekanntes Mittel, dieser Noth abzuhelpfen. Es entsteht so eine Verbindung von Noth und Ziel, als ob die Noth von vornherein zu jenem Ziele *hinwolle*. Ein solches Wollen giebt es gar nicht. „Mich verlangt zu uriniren“, ist ebenso irrthümlich als „es giebt einen Willen zum Nachttopf“.



„Ich will dies“: man unterscheidet „Gegenstand, Schätzung des Gegenstands und Uebung,“ aber im Grunde ist es *nicht* ein Gegenstand, den man will, sondern *ein angenehmer Zustand von uns*, der uns in irgend einer Verbindung mit dem Gegenstande vorgekommen ist: und die Schätzung des Gegenstandes ist ein *Versuch*, die thatsächlich angenehme Empfindung zu erklären, dadurch dass wir das Angenehme als *Folge* einer Einsicht darstellen (zum Beispiel Essen als Stillung des Hungers, als Erhaltung u. s. w.): während die angenehme Empfindung meistens nicht die Folge der Einsicht in die Zweckmässigkeit ist. „*Ich will*“ heisst: „ich mache etwas mir Angenehmes, soweit ich es machen kann“ Uns schwebt ein Zustand von uns vor zum Beispiel als Schlagenden, Essenden), das Bild ahmen wir nach.



Wir begreifen den allerkleinsten Theil dessen, woraus sich jede Handlung zusammensetzt, und die lange Kette von strenge in einander greifenden Nerven- und Muskelvorgängen dabei ist uns sogar ganz unbekannt. So nehmen wir denn die Handlung als einen momentanen Act des Willens in der Art, wie ein hebräischer Schriftsteller es von Gott sagt: „er gebeut und es steht da!“, das heisst wir machen eine Zauberei daraus und fühlen uns als Zauberer frei. Unsere Unwissenheit spielt uns den angenehmen Streich, dass sie unseren Stolz aufrecht erhält. Gelingt es einmal nicht, was wir wollen, so muss es wohl an einem feindlichen Wesen liegen, welches, wiederum durch Zauberei, zwischen unseren Willen und die That ein Hemmniss legt. Das Gute wollen und das Verkehrte thun — das schreibt der Eine dem Teufel zu, der Andere der Sündhaftigkeit, ein Dritter sieht darin die Strafe für die Schuld früherer Lebenszeiten: alle fast legen

es moralisch und dämonisch aus. Kurz, nachdem wir den Wilden-Glauben an die *Wunder als die Regel der Natur* aufgegeben haben, hat derselbe Glaube sich in Bezug auf unsere psychologischen Vorgänge festgesetzt; hier gilt noch immer das Wunder als die Regel. In Wahrheit heisst etwas wollen ein Experiment machen, um zu erfahren, was wir *können*; darüber kann uns allein der Erfolg oder Misserfolg belehren.



Jede Handlung ist von dem bleichen Bewusstseinsbild, das wir von ihr während ihrer Ausführung haben, etwas unendlich Verschiedenes. Ebenfalls ist sie von dem vor der That vorschwebenden Bewusstseinsbild (das Ende der Handlung gleich Zweck und der Weg dahin) verschieden; unzählige Stücke des Wegs, die schliesslich *gemacht* werden, werden nicht gesehen, und der Zweck selber ist ein kleines Theilchen von dem wirklichen *Erfolg* der Handlung. Zwecke sind *Zeichen*: nichts mehr! Signale! Während sonst die Copie hinter dem Vorbild nachfolgt, geht hier eine Art Copie dem Vorbild voraus. In Wahrheit wissen wir *nie ganz, was* wir thun, zum Beispiel wenn wir einen Schritt thun wollen oder einen Laut von uns geben wollen. Vielleicht ist dies „Wollen“ nur ein bleicher Schatten davon, was wirklich schon im Werden ist, ein nachkommendes Abbild von unserem *Können* und Thun: mitunter ein sehr falsches, wo wir *nicht* zu können scheinen, was wir wollen. Unser „Wollen“ war hier ein irregeleitetes Phantasma unseres Kopfes, wir hatten irgend ein Zeichen falsch verstanden. — Wenn einer *befiehlt*, und wir wollen es thun, finden uns dann zu schwach, — so gab Furcht (oder Liebe) uns einen Impuls, bei dem sehr viel Kraft in Bewegung gerieth. Das *erste* Gelingen auf den ersten Nerven- und Muskelbahnen

giebt die verfrühte Vorstellung des „Könnens“, und daraus resultirt das verfrühte Bild des gewollten Zwecks: die Zweckvorstellung entsteht, *nachdem* schon die Handlung im Werden ist!

◆

Wenn einer immer von seinen eigenen Handlungen *überrascht* wird (wie die wild Leidenschaftlichen), also er keine Vorausberechnung über sich machen kann, dann zweifelt er an seiner *Freiheit*, und oft redet man da von dämonischen Einflüssen. Also die *Regelmässigkeit*, mit der gewisse Vorstellungen und Handlungen in uns folgen, bringt uns auf den Glauben, hier frei zu sein: berechnen zu können, vorherzuwissen! das heisst man leitet aus der Allwissenheit Gottes die Allmacht ab — ein gewöhnlicher Denkfehler. Das Gefühl der Macht im Intellectuellen, welches sich beim Vorherwissen einstellt, verknüpft sich unlogisch mit dem, was vorhergewusst wird: *als Propheten* bilden wir uns ein, Wunderthäter zu sein. Die Thatsache ist: „in dem und dem Falle pflegen wir das zu thun“. Der Schein ist: es ist der und der Fall: ich will jetzt dies thun. Wollen ist ein Vorurtheil. Es geschieht etwas immer und durch uns, und ich weiss vorher, was daraus wird und schätze es hoch, dass dies geschieht. Es begiebt sich trotz alledem ohne unsere Freiheit und häufig wider unser oberflächliches Wissen: wir sagen dann erstaunt: „ich kann nicht, was ich will“. Wir sehen unserm Wesen nur zu, auch unserm intellectuellen Wesen: alles Bewusstsein streift nur die Oberflächen.

◆

Auch beim Geringsten, was wir *absichtlich* thun, zum Beispiel kauen, ist das Allermeiste unabsichtlich. Die *Absicht* bezieht sich auf ein ungeheures Reich von Möglichkeiten.

◆

Nicht die *vergessenen* Motive und die Gewöhnung an bestimmte Bewegungen ist das Wesentliche — wie ich *früher* annahm. Sondern die zwecklosen Triebe von Lust und Unlust; man will das Angenehme und nicht wegen des damit zu erlangenden Vortheils, sondern weil die Handlung selber angenehm ist. Der Zweck wird erreicht, aber nicht gewollt. Die Arten von lustvollen Bewegungen, welche dem Zweck der Erhaltung dienen, sind durch Selection erhalten.



Sind Vorstellungen wirklich Motive unserer Handlungen? Sind sie nicht vielleicht nur Formen, unter denen wir unsere Handlungen verstehen, ein Nebenher, welches der Intellect bei solchen Handlungen, die überhaupt von uns bemerkt werden, erzeugt? Die meisten Handlungen werden nicht bemerkt und gehen ohne intellectuelle Reizung vorüber. Ich meine selber: die intellectuelle Handlung, der eigentliche Gehirnprocess eines Gedankens sei etwas wesentlich Verschiedenes von dem, was uns als Gedanke bemerkbar wird: unsere Vorstellungen, von denen wir wissen, sind der kleinste und schlechteste Theil derer, die wir haben. Die Motive unserer Handlungen liegen im Dunkel, und was wir als Motive *glauben*, würde nicht ausreichen, einen Finger zu bewegen.



Wenn man noch so genau den Bewegungen siedenden Wassers mit den Augen folgt, man begreift damit das *Motiv des Siedens* um nichts mehr. So auch bei Handlungen, wenn man das heftig bewegte Netz von Vorstellungen sich klar macht, welche uns dabei überhaupt bewusst werden. Es

sind alles Wirkungen, welche auf ein verborgenes Feuer rathen lassen: aber es ist lächerlich, es definiren zu wollen.

◆

Es ist eine *sicher* und *lange* ausgeführte Vorstellung vom „Ich“, die uns am *lustvollsten* ist und als *Motiv* wirkt zu thun und zu lassen (die Meisten haben keines!). Wenn es nicht ausführbar ist, ja *wenn es nicht ausgeführt wird*, so ist es fehlerhaft entworfen, aus Unkenntniss von uns. Jedenfalls ist es ein nothwendiges Product aller unserer Fähigkeiten: bei dem Einen eine leere Phantasterei, bei dem Anderen eine schöne Dichtung, bei dem Dritten ein architectonischer Entwurf — und hier giebt es wieder alle Arten von Geschmack der Architectur. Ein *Versuch*, unser *unendlich complicirtes Wesen* in einer *Simplification* zu sehen und zu begreifen. Ein Bild für ein „Ding“.

◆

Allgemein hält man keine Handlung für verständlich, ausser der nach Zwecken: und überhaupt keine Bewegung in der Welt. Deshalb gieng das frühere Denken darauf aus, alle Bewegung in der Welt als zweckmässig und zweckbewusst zu erklären (Gott). Es ist der grösste Wendepunkt der Philosophie, dass man die Handlung nach Zwecken *nicht mehr begreiflich fand*; damit sind alle früheren Tendenzen entwerthet.

◆

Seltsames Loos des Menschen! Er lebt siebzig Jahre und meint, etwas Neues und Niedagewesenes während dieser Zeit zu sein — und doch ist er nur eine Welle, in der die Vergangenheit der Menschen sich fortbewegt, und er arbeitet immer an einem Werke von ungeheurer Zeitdauer, so sehr

er sich auch als Tagesfliege fühlen mag. Dann: er hält sich für frei, und ist doch nur ein aufgezogenes Uhrwerk, ohne Kraft, dieses Werk auch nur deutlich zu sehen, geschweige denn, es zu ändern, wie und worin er wollte.

2. Einzelbemerkungen.

Pessimistische Vorstellungen hemmen den Ausdruck der Gebärden, empfehlen die Verstellung, namentlich die der schrecklichen Verzerrung (um Furcht zu erregen), sie heissen die erregte Seele in der Sprache nicht hörbar werden lassen, kurz sie verhässlichen den Menschen in Gebärde und Laut. — Die Verachtung ebenso wie die Furcht machen hässlich.



Trübe und bittere Gedanken sind ohne physiologische Ursachen gar nicht möglich. Um der grosse Ankläger der Zeit oder des ganzen Lebens zu werden, muss unsere Leber dazu präparirt sein.



Der trübe Ernst, die Spannung und die Furcht sind allen Leidenschaften gemeinsam: es ist in ihnen kein Ueberschuss von Leben, ja es scheint, als ob nicht genug davon vorhanden sei.



Die Trostmittel, welche sich Bettler und Slaven ausdenken, sind Gedanken aus schlechtgenährten, müden oder überreizten Gehirnen. Darnach ist das Christenthum und die socialistische Phantasterei zu beurtheilen.



Unterschiede anerzogener Urtheile, die aus einer Art zweiter Natur stammen und der ersten fremd oder widerstrebend sind: meistens sind sie etwas linkisch und befangen, aber insofern sie einen Sieg ausdrücken, lieben wir sie fast mehr als die mühelosen Früchte unseres Gartens (und taxiren ihren Werth im Allgemeinen höher; es ist das, was unser Clima gerade noch hat ertragen können: *südlichere* Vegetation scheint es dem Einen, nördlichere dem Anderen). Die hier verwendete Kraft geht freilich der Pflege unserer ersten Natur ab! Und das ist oft gut, wo diese selber schon *üppig treibt*! „Gerechtigkeit“ ist eine Sache für *überreichlich* angelegte Menschen! Also für die Kraft, die in Gefahr ist, sich nicht bändigen zu können! Andere möchten gerne als solche übervolle Naturen gelten und zeigen sich gern ungebändigt: es giebt für Hypokriten dieser Art eine zweite, feinere Feinheit! — durch Bändigungs-Versuche zu ver-rathen, dass etwas zu bändigen ist.



Amor und Psyche. — Wenn das Auge gar zu unverschämt in das Vergnügen der Sinne blickt, so ist das Vergnügen sehr schnell etwas Widerliches. Man muss es wie die Griechen verstehen, Götter und Phantastereien einzumischen und die groben Augen einzubüllen; man muss vergessen können oder mindestens vieles nie geradezu mit Namen nennen; das Vergnügen muss den Intellect beschleichen, wenn er schläft oder träumt.



Wer nach zwei Tagen strengen Fastens einen Schluck Champagner trinkt, der empfindet etwas, das der Wollust ganz nahe kommt. Der Blick eines Menschen, der wochenlang in einer dunklen Höhle gelebt hat, in die Natur ist ein

Rausch des Auges. Und nach Jahren wieder unsere Musik zu hören! — Die Asceten wissen allein, was Wollüste sind.



Die Fanatiker haben zwar keine moralischen, wohl aber intellectuelle Gewissensbisse; sie nehmen an allen Andersdenkenden dafür Rache, dass sie selbst im Grunde und heimlich und unter ingrimmigem Schmerzgefühl — anders denken.



Manche allzuängstliche Staatsmänner mögen thun, was sie wollen, es bleibt immer ein Flecken an ihnen haften: wie manche nicht ein Ei aufschlagen können, ohne sich schmutzig zu machen.



Es giebt viel höhere *Schauspieler*, die den Staatsmann, den culturbegründenden moralischen Propheten (Frauen, die die Hofdame u. s. w.) *spielen*: kommt man dahinter, so hört man auf, sich über sie zu ärgern, und hat einen Genuss mehr.



Der Eitle bleibt beim Mittel zum Zweck stehen und bekommt es lieb, so dass er den Zweck vergisst.



Junge Menschen, deren Leistungen ihrem Ehrgeize nicht gemäss sind, suchen sich einen Gegenstand zum Zerreißen aus Rache, meistens Personen, Stände, Racen, welche nicht gut Wiedervergeltung üben können: die *besseren* Naturen machen directen Krieg; auch die Sucht zu Duellen ist hierher gehörig. Der Bessere ist, wer einen Gegner wählt, der

nicht unter seiner Kraft und der achtungswerth und stark ist. So ist der Kampf gegen die Juden immer ein Zeichen der schlechteren, neidischeren und feigeren Naturen gewesen: und wer jetzt daran Theil nimmt, muss ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen.



Im hingebenden und trotzigem Gefühle der Jugend hängt man sich gerade an jene Lehrer und Männer, die unseren Kräften fremd sind und sich auf den Gebieten erheben, wo wir unsere Mängel fühlen. So triumphiren wir durch unsere Parteinahme über den Zufall, gerade in dem und jenem arm und niedrig geboren zu sein. Später halten wir uns an unsere *starken* Seiten, weil wir hier allein tüchtig arbeiten, bauen können und Meister werden wollen.



Hat einer einen jener grossen *Aufschwünge in's höhere Reich* des Geistes gemacht und ihn *darstellen* können, da macht die Menschheit den Versuch, ihn in sich aufzusaugen: das heisst viele versuchen in der gleichen Richtung zu fliegen und erst spät beruhigt sich die Begierde. Es sind die Moden im grossen Stile, namentlich für die Ehrgeizigsten. Es war die Art, wie man ehemals *reiste* und *Abenteuer* suchte.



Das grosse, volle, offene Auge hat der, welcher gewohnheitsmässig viel auf einmal überschauen will, also das Kind, welches oft erstaunt ist, der Liebende, der all sein Glück mit seinem Blicke umspannen möchte, der Denker, der viele wichtige Dinge vor sich hat und sie ordnen will. Andere,

welche viel an kleine Dinge denken, haben das verkleinerte, scharfe Auge, sie wollen möglichst genau sehen, als ob sie den Bewegungen eines Insectes folgten. So auch der Argwöhnische. Der Schrecken blickt gross, weil in ihm Erstaunen ist, die Furcht wechselt die Richtung des scharfen Blickes sehr schnell, unruhig darüber, woher die Gefahr kommt.



Vor Menschen mit *grosser Seele* zeigen wir den *grossen* Zusammenhang unser selbst und *glauben vor ihnen* an denselben *mehr* als allein. Deshalb sind sie uns nöthig. Unsäglich viel kleine, verschobene Linien können wir *preisgeben*, — dies thut wohl. Andere *können* nur diese Kleinigkeiten sehen, vor ihnen müssen wir sie eingestehen oder läugnen, in beiden Fällen ohne Genugthuung.



Die Unächtheit ist mitunter nur ein harter Ausdruck für jene Passivität, vermöge deren ein Mensch wie ein Weib immer Kinder zu Tage bringt, die ihrem Vater ähnlich sehen, und nicht ihm selber! Passive Künstler wie Liszt. Auch Denker, welchen alle Arten von Wirklichkeit männlich imponiren und ebenso Liebe einflössen. Der Kampf gegen diese Passivität wird häufig von der Eitelkeit geführt. Dann aber auch von dem Gewissen der Treue, die sie uns oft gebrochen. Es giebt eine *listige Gattung superiorer Naturen*, welche über dieser Passivität stehen, sie gewähren lassen wie eine Leidenschaft, aber ihr *Gelegenheiten* machen: so eignen sie sich Erfahrungen an, denen andere Denker fremd bleiben.



Das Genie wird verkannt und verkennt sich selber, und dies ist sein Glück! Wehe, wenn es sich selber erkennt! Wenn es in die Selbstbewunderung, dem lächerlichsten und gefährlichsten aller Zustände verfällt! Es ist ja am reichsten und fruchtbarsten Menschen nichts mehr, wenn er sich bewundert, er ist damit tiefer herabgestiegen. Geringer geworden, als er war — damals, wo er sich noch *an sich selber* freuen konnte, wo er noch an sich selber litt! Da hatte er noch die Stellung zu sich, wie zu einem *Gleichen*! Da gab es noch Tadel und Mahnung und Scham! Schaut er aber zu sich *hinauf*, so ist er sein Diener und Anbeter geworden und darf nichts mehr thun als gehorchen, das heisst: *sich selber nachmachen*! Zuletzt schlägt er sich mit seinen eigenen Kränzen todt; oder er bleibt vor sich selber als Statue übrig, das heisst als Stein und Versteinerung!



Es ist selten, dass einer, der berühmt geworden ist, nicht eben dadurch feige und nährisch geworden ist. Die Anhänger als Masse hängen sich immer an seine Schwächen und Uebertriebenheiten und haben leichtes Spiel ihn zu überreden, dass hier seine Tugend, seine Bestimmung zu sehen sei. Ist jemals ein grosser Mann von seinen Zeitgenossen darin erkannt worden, worin er gross ist? Ist jemals ein berühmter Mann der Feind seiner Anhänger gewesen? — Schopenhauer war zum Narren seines Ruhmes geworden, bevor er ihn hatte.



Er hat nöthig Feindseligkeiten zu säen, damit er berühmt bleibe und es noch mehr werde. Glaubst ihm nicht, er

weiss ganz genau, dass er betrügt. Er braucht den Fanatismus der Freunde und Feinde, um sich zu belügen.



Das Genie wie ein blinder Seekrebs, der fortwährend nach allen Saiten tastet und *gelegentlich* etwas fängt: er tastet aber nicht, um zu fangen, sondern weil seine Glieder sich tummeln müssen.



Den Zufall benützen und *erkennen* heisst Genie. Das Zweckmässige und Bekannte benützen — Moralität?



Man soll das unbeschreibliche Unbehagen, welches so oft productive Menschen um sich verbreiten, als Gegenrechnung aufstellen, wenn man die Freude und Erhebung überschlägt, welche die Menschen ihren Werken danken. Ihre Unfähigkeit, sich zu beherrschen, ihr Neid, die Böswilligkeit und Unsicherheit ihres Charakters machen aus ihnen leicht ebenso grosse Uebelthäter der Menschheit, als sie sonst deren Wohlthäter sein mögen. Namentlich ist das Verhalten der Genie's zu einander eines der dunkelsten Blätter der Geschichte. Die Genieverehrung ist oft eine unbewusste Teufelanbetung gewesen. Man sollte überrechnen, wie viele Menschen in der Umgebung eines Genie's sich ihren Charakter und ihren Geschmack verdorben haben. Grosse Menschen ohne Werke thun vielleicht mehr noth als grosse Werke, um die man einen solchen Preis von Menschenseelen zahlen muss. Aber einstweilen versteht man kaum, was ein grosser Mensch ohne grosse Werke ist.



Die Genie's, die ihren Anhängern ein Stück Gehirn ausschneiden, gleich Hühnern, so dass diese dann halbtrunken und schwankend die Reflexbewegungen der Anbetung ausführen.



Und wenn es die Entscheidung über euer Leben gilt, wie könnt ihr euch jemand anvertrauen, sei es ein Christus oder Plato oder Goethe! Aber euer Glaube muss so blind, so unbedingt, so fanatisch sein, damit ihr das Lied eures schlechten Gewissens übertönt, damit ihr euch vor euch selber Muth macht mit der Energie eurer Töne und Bewegungen. O ihr Schauspieler vor euch selber!



Die Verkümmernng vieler Menschen hat darin ihren Grund, dass sie immer an ihre Existenz in den Köpfen der Andern denken, das heisst sie nehmen ihre Wirkungen ernst und nicht das, was wirkt: sich selber. Unsere Wirkungen aber hängen von dem ab, worauf gewirkt werden muss, stehen also nicht in unserer Gewalt. Daher so viel Unruhe und Verdruss.



Anstatt zu wünschen, dass andere uns so kennen, wie wir sind, wünschen wir, dass sie so gut als möglich von uns denken. — Wir begehren also, dass die Andern sich über uns täuschen: das heisst wir sind nicht stolz auf unsere Einzigkeit.



Falsche Schlüsse: „ich schätze die Menschen gering, folglich schätzen sie mich hoch“, „ich fürchte die Menschen nicht, folglich fürchten sie mich“. Aber die umgekehrten Schlüsse

sind eben so falsch. Das Schliessen ist hier eben das Falsche: es ist, als ob ein Kind schliesst: „ich mache die Augen zu, folglich sehen mich die Andern nicht.“



Gegen jedermann ein spitzes, zweischneidiges, aufreizendes Wörtchen haben: das sind die, welche es gern haben, wenn die Ochsen schneller laufen, und etwas nachhelfen. Aber es giebt Tollkühne, welche jedermann rasend machen wollen, um sich so der Wirkung ihrer Kraft zu freuen.



Die Meisten haben allein Geist, wenn sie in kriegerischer Verfassung sind, bei Angriff, Furcht, Vertheidigung, Rache. Dafür verfallen sie, sobald dieser Zustand nachlässt, in die Dumpfheit. — Es gehört sehr viel Geist dazu, im Wohlbefinden noch davon übrig zu haben.



Wenn wir das Gute, das wir einem Besitze verdanken, bei allem Bemühen, es zu überschauen, nicht mehr zu überschauen vermögen, so entsteht Liebe: ein Ueberströmen gegen etwas Unbegrenztes; es fehlt ihr die Kenntniss des ganzen Werthes einer Sache oder Person, weil keine Wage gross genug ist ihn zu fassen. Man bringt alles Höchste, das man kennt, zur Vergleichung heran; lieben wir, so denken wir fortwährend an alles Höchste aller Art, und weil es uns immer zugleich mit dem geliebten Gegenstande einfällt, so verwechseln wir es auch wohl mit ihm.



Dinge, die man dauernd lieb haben will, muss man ein wenig unter ihrem wahren Werthe ansetzen: man darf nie ganz wissen, was sie sind. Wehe dem, der übertreibt! Er verliert jedes Kleinod: falls er nämlich aus der Stimmung der Uebertreibung in ihren Gegensatz geräth.



Die Unabhängigkeit ist kein Genuss mehr, wenn ihr der Stachel fehlt. Und bei der absoluten Unmöglichkeit eines Blicks auf die Unabhängigkeit verliert die Abhängigkeit ihr Unangenehmes. So bei der Unfreiheit des Willens. Wir haben den Stachel der uralten Illusion abzubrechen: dann sind wir ganz froh und zufrieden.



Keiner weiss genau, was er thut, wenn er ein Kind zeugt; für den Weisesten ist es ein Lotteriespiel. Und der Mensch soll frei sein! der nicht einem Vernunft-Acte sein Dasein dankt!



Ein Amt ist gut: man legt es zwischen sich und die Menschen, und so hat man sein ruhiges und listiges Versteck und kann thun und sagen, was jedermann von uns zu erwarten für sein Recht hält. Auch ein frühzeitiger Ruhm kann so benutzt werden: vorausgesetzt, dass hinter ihm, unhörbar, unser eigenes Selbst wieder mit sich frei spielen und über sich lachen kann.



Woran liegt es, dass die gemeinen Leute, namentlich im Orient, glücklich und ruhig sind? Es fehlen ihnen die

falschen Phantasie-Befriedigungen, die geistigen Räusche und Ernüchterungen, sie leben geistig gleichmässig. *Nicht* der Geist, sondern die *Geistigkeit* ist die Gefahr.

◆

Beschäftigt wollen die Menschen noch mehr als glücklich sein. Also ist jeder, der sie beschäftigt, ein *Wohlthäter*. Die Flucht vor der Langenweile! Im Orient findet sich die Weisheit mit der Langenweile ab, das Kunststück, das den Europäern so schwer ist, dass sie die Weisheit als unmöglich verdächtigen.

◆

Ist nicht unsere Denkfreigeisterei als ein übertriebenes, einseitiges Handeln aufzufassen, dem das Gegengewicht abhanden gekommen ist? Wird nicht auch der Künstler häufig durch sein künstlerisches Schaffen aus seinem Centrum geworfen? Sind nicht Sich-verhehlen, Sich-vergessen, Sich-verleugnen die Gefahren des fruchtbaren Einsamen?

◆

Die erfinderischen Menschen leben *ganz anders* als die thätigen; sie brauchen *Zeit*, damit sich die zwecklose, unregelte Thätigkeit einstellt: Versuche, neue Bahnen. — Sie tasten mehr, als dass sie nur die bekannten Wege gehn, wie die Nützlich-Thätigen.

◆

Auch im Handeln giebt es solche erfinderischen, stets versuchenden Menschen, welche den Zufall aus sich nicht bannen mögen (Napoleon).

◆

Stark sinnliche Menschen gewinnen ihre *intellectuelle* Kraft erst bei der *abnehmenden Ebbe* ihrer Nerven: das giebt ihrer *Production* den *schweremüthigen* Charakter.

◆

Die Blase der eingebildeten Macht platzt: diess ist das Cardinalereigniss im Leben. Da zieht sich der Mensch böse zurück oder zerschmettert oder verdummt. Tod der Geliebtesten, Sturz einer Dynastie, Untreue des Freundes, Unhaltbarkeit einer Philosophie, einer Partei. Dann will man *Trost*, das heisst eine neue Blase.

◆

Zuerst hat man in seiner intellectuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der *Trotz* auf, wir wollen nicht nachgeben. Der *Stolz* sagt, dass wir genug Geist haben, um auch *unsere* Sache zu führen. Der *Hochmuth* verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die *Lüsternheit* zählt sich die Freuden im Geniessen noch auf und bezweifelt sehr, dass die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das *Mitleid* mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die *Dankbarkeit*. Am meisten die *vertrauliche Nähe*, die *Treue* in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sich-gehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, dass er Unrecht habe, wie einen Verrath, eine Indiscretion von uns.

◆

Man muss die Probe machen, wer von den Freunden und denen, welchen „unser Wohl am Herzen liegt“, Stand hält: behandelt sie einmal grob.



Was sind mir Freunde, welche nicht wissen, wo unser Schweres und wo unser Leichtes liegt! Es giebt Stunden, in denen wir unsere Freundschaften wiegen.



Wer die Pein erfahren hat, die Wahrheit zu sagen, *trotz* seiner Freundschaften und Verehrungen, scheut sich gewiss vor neuen.



Habt ihr es nicht erlebt? Man thut sein Aeusserstes an Selbstüberwindung und kommt wie ein halber Leichnam, aber siegesfroh aus seinem Grabe — und die guten Freunde meinen, wir seien recht lustiger und absonderlicher Laune, merken nichts, aber meinen ein Recht zu haben, mit uns ihren Scherz zu treiben? Ich glaube, die Jünger in Gethsemane schliefen nicht, aber sie lagen im Grase und spielten Karten und lachten.



Im Zustande der Schwangerschaft verbergen wir uns und sind furchtsam: denn wir fühlen, dass es uns schwer fällt, uns jetzt zu vertheidigen, noch mehr, dass es dem, was wir mehr lieben als uns selber, schädlich sein würde, wenn wir uns vertheidigen müssten.



Wir gehen leichter an unseren Stärken, als an unseren Schwächen zu Grunde; denn in Bezug auf diese leben wir vernünftig, nicht aber in Bezug auf unsere Stärken.

◆

Mitunter treibt unsere Stärke uns so weit vor, dass unsere schwachen Partien (zum Beispiel Gesundheit, Selbstbeherrschung) dabei uns *tödlich* werden.

◆

Man lernt zu sprechen, aber man verlernt zu schwätzen, wenn man ein Jahr lang schweigt.

◆

Vortheil der Einsamkeit: wir lassen unsere ganze Natur, auch ihre Verstimmungen *gegen unser Hauptobject* los und nicht an anderen Dingen und Menschen: so leben wir es *durch!*

◆

Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt un-
ausstehlich.

◆

Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewusstsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir *werth* sind, das müssen wir den Anderen glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurtheilen *können*, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen den frohen, ermuthigenden Zuruf. Die Einsamen werden

sonst *düster* und verlieren die *Hälfte ihrer Tüchtigkeit*, und ihre Werke mit ihnen.



Mich interessirt nichts mehr, als wenn einer einen Umweg über ferne Völker und Sterne macht, um schliesslich so etwas von *sich* zu erzählen.



Wie ein Drama sein inneres Leiden sehen ist ein höherer Grad als nur leiden.



Eine Gesundheit voll unbegreiflicher, plötzlicher Umdrehungen und Fallthüren — ein tiefes Misstrauen unterhaltend, und jede glückliche Stunde mit einem *absichtlichen Leichtsin*n und Augenverschliessen vor der Zukunft — sonst ist Glück nicht möglich.

IV.

Religion.

1. Allgemeines.

Hat die Menschheit dasselbe Verfahren, wie die griechischen Künstler, welche, um einen Gott auszudrücken, ihren Statuen das Allzumenschliche der Muskeln u. s. w. nahmen? die sämtlichen *Details* wegnahmen? Ist der grosse Mensch ein Mensch, dessen Detail *hinweggedacht* werden, vermöge der zwingenden, vergötternden Gewalt seines *Ganzen*? Ist so die Tugend entstanden, dass man das Mikroskop des Blicks abwandte, also *unredlicher* sah? Ist so die Gottheit vom Menschen gebildet, dass er immer *mehr* Menschliches übersah?



Es herrscht immer noch die Neigung, alle hochgeschätzten Dinge und Zustände auf eine noch höhere Ursache zurückzuführen: so dass diese Welt hoher Dinge gleichsam ein Abglanz einer noch höheren sei. Es scheint also die *Verminderung* einer Eigenschaft den Menschen natürlicher als eine Steigerung: „das Vollkommene kann nicht *werden*, sondern nur vergehen“, ist eine uralte Hypothese. Erinnerung an eine frühere, bessere Welt (Präexistenz), oder Paradies im Anfange, oder Gott als Ursache der Dinge, — alles setzt die gleiche Hypothese voraus. „Der werdende Gott“ ist der mythologische Ausdruck für die wahren Vorgänge.



Man schuf die Götter, *nicht* nur aus Furcht: sondern wenn das Gefühl der Macht phantastisch wurde und sich selber in Personen entlud.

◆

Es gab Götter, die das Unglück wollten, andere, die vor Unglück schützten, noch andere, die im Unglück trösteten.

◆

Unter allen, die sich um Gründung und Verbreitung von Religionen verdient gemacht haben, hat es noch keinen ausgezeichneten Kopf und ebensowenig einen redlichen Menschen gegeben. Diese grossen Massen-Leidenschaften sind von den grössten Köpfen, *solchen, die blinden Glauben an sich haben, wie die Thiere*, gemacht worden.

2. Christenthum.

a) Die christliche Lehre.

Wenn wir überall, wo der Christ sich seinen Gott wirkend denkt, den Zufall an die Stelle Gottes setzen, so bekommt man einen Ueberblick, wie sehr der Christ in der Summe seines Handelns die Welt entgeistet und dem Zufall wieder preisgibt (zum Beispiel, wenn er in Krankheiten den Arzt ablehnt). Die Religionen haben das Reich des Zufalls *verlängert*, das heisst dem Geiste seine Zeit und Kraft beschränkt. — So lange wir moralisch handeln, lassen wir den Zufall, dass wir in diesem Lande geboren sind und diese Menschen um uns haben, zum Gesetz über uns werden und entziehen uns dem Geiste, welcher nur das individuelle Beste sucht.

◆

Bei allem, was geschieht, sagen: Gott würde es nicht zulassen, wenn es mir nicht zuträglich wäre, — an dieser himmlischen Kinderei hätte die Menschheit schon mehrere Male zu Grunde gehen können. Glücklicherweise gab es immer Menschen, die nicht christlich genug waren, um sich so kindlich zu beruhigen.



Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag — und der *stärkste Flügel*. Das Christenthum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen — die Menschen wären Götter geworden: damals *konnte* man noch glauben.



Die Natur ist böse, sagt das Christenthum; sollte das Christenthum also nicht ein Ding wider die Natur sein? Sonst wäre es ja, nach seinem eigenen Urtheil, etwas Böses.



Das Christenthum hält erstens: eine fundamentale Verbesserung der Menschen für möglich ohne Verbesserung ihres Wissens, ohne Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Zustände; zweitens: es will Enthaltung von der Welt, aber nicht Förderung der Welt; drittens: es zieht Leid und Trübsal vor und erweckt Argwohn gegen das Wohlbefinden; viertens: es zieht den Glauben dem Wissen und die Unbegreiflichkeit dem Verständniss vor und macht argwöhnisch gegen die Vernunft; fünftens: es beachtet Geschlecht, Stand, Volk nicht, diese Unterscheidungen sind ihm unwesentlich; wenn aber mit diesen Unterscheidungen Nothstände verbunden sind, so findet es die Aufrechterhaltung der Unterschiede wünschenswerth, um der Nothstände und ihrer

Heilswirkungen halber; sechstens: es setzt die tiefe Verderbtheit aller Dinge und Menschen voraus und sieht den Untergang als bevorstehend an; es will diesen Untergang nicht aufhalten, es will die Welt sich möglichst verleiden. — Dächte man sich das Christenthum, in seiner ganzen Stärke aufgefasst, als herrschend, dächte man sich, dass keine Kräfte dagegen wirken, so würde es in kurzer Zeit den Untergang des Menschengeschlechtes herbeiführen; es nimmt den Menschen die Gesundheit, die Freude, das Zutrauen, die Absichten für die Zukunft der Welt (also die Thätigkeit.) Diese Consequenz geben einige Kirchenväter zu: sie sehen hier keinen Vorwurf und Einwand.



Das Ziel der christlichen Moralität ist nicht das irdische Glück, sondern die irdische Unseligkeit. Das Ziel des practischen Christen, der in der Welt steht, ist nicht der Welterfolg, sondern das Nicht-mehr-handeln-müssen oder sogar der Misserfolg. Jene Unseligkeit und diese Misserfolge sind die Mittel und Stufen zur Entweltlichung. Giebt es noch Christenthum? Es scheint, es ist schon am Ziele seiner Entweltlichung, nämlich zur Welt hinaus. Aber es hat, bevor es schied, an die Wand seine Schrift gemalt, und diese ist noch nicht verschwunden: „die Welt ist verächtlich, die Welt ist böse, die Welt ist das Verderben.“



Woher kommt es, dass das Christenthum die Grausamkeit gegen die Thiere in Europa verbreitet hat, trotz seiner Religion des Mitleidens? Weil es viel mehr als dies auch eine Religion der Grausamkeit gegen Menschen ist.



Die Sünden-Betonung hat den egoistischen Gedanken an die persönlichen Folgen jeder Handlung hundertfach verschärft, und davon abgelenkt, die Folgen für andere ausdenken. Das Unrecht gegen Gott — dadurch ist die *Gedankenlosigkeit* über Handlungen und *allgemeine Nachwirkungen derselben für die Menschheit* gross geworden. Die Reue, der Gewissensbiss! Der Christ denkt *nicht* an den Nächsten, er ist ungeheuer mit sich beschäftigt.

◆

Keine Mythologie hat schädlichere Folgen gehabt, als die, welche von der Knechtschaft der Seele unter dem Körper spricht.

◆

Die Liebe Gottes zum Menschen ist die Ausschweifung des Gedankens von ungeschlechtlich lebenden Menschen. Dem Alterthum konnte so etwas nicht einfallen.

◆

Die *Spannung* zwischen dem immer reiner und ferner gedachten Gott und dem immer sündiger gedachten Menschen — einer der grössten Kraftversuche der Menschheit. Die Liebe Gottes zum Sünder ist wundervoll. Warum haben die Griechen nicht eine solche Spannung von göttlicher Schönheit und menschlicher Hässlichkeit gehabt? Oder göttlicher Erkenntniss und menschlicher Unwissenheit? Die vermittelnden Brücken zwischen zwei solchen Klüften wären Neuschöpfungen, die nicht da sind (Engel? Offenbarung? Gottessohn?)

b) Aus der Geschichte des Christenthums.

Wenn in die Seele eines Kindes in einer abergläubischen Umgebung und Zeit der Gedanke fällt: „du bist der Sohn Gottes“ und es von früh an durch die Frömmigkeit seiner Mutter belehrt wird, dass dieser Gott heilig ist und Heiligkeit will: dazu ein sanftes Temperament und eine glühende, visionäre Phantasie, ein durch Enthaltbarkeit erzogenes Vertrauen zu sich selber: so einer kann zum Glauben sündlos zu sein kommen, sobald er als Sohn Gottes sich glaubt und somit *seinen eigenen Befehlen* gehorcht: — sublimen Art des Stolzes. Als Gesetzgeber ist er dem Gesetz überlegen, er kann Höheres darüber hinaus zeigen, es vollenden: wie ungereimt für ihn, etwas zu thun, das wider seine fixe Idee geht! Von dieser Höhe aus *sehnt er sich nach Liebe* — die Menschen sollen an ihn *glauben*: das ist das Einzige, was ihm fehlt, und dafür will er ihnen alles geben, was er kann, zum Beispiel Gottes Gnade. Die Kinder, die Armen, die Dummen, die Verachteten, die sich selber Verachtenden sind seine Lieblinge. Er dichtet sich seinen Gott nach seinem Bilde, so dass er Liebe erweisen kann als Gott: er eliminirt und schwächt Vorstellungen, aus denen ein anderer Gott sich ergibt. Seine Redlichkeit gegen sich ist sehr gering, er hat weder in Bezug auf seinen Glauben als Gottessohn ein feines Gewissen, noch in Bezug auf seine Erkenntniss der Natur und des Menschen. Er belügt sich, ganz im Dienste seiner Leidenschaft: was er nicht kennt, schätzt er nicht, er behandelt sich als Maass der Dinge, mit der Un-erfahrenheit eines einsamen Schäfers, der nur Schafe um sich hat. Sein wunder Punkt ist, dass die Menschen ihm nicht glauben wollen, während er sich selber glaubt: und hierbei wird seine Phantasie grausam und düster, und er dichtet die Hölle für die, welche nicht an ihn glauben. Sein Mangel

an Bildung schützt ihn davor, sich die Entstehung einer Leidenschaft vorzustellen und *sich selber* einmal objektiv zu sehen: er steht nie über sich (wie zum Beispiel Napoleon). Das Furchtbarste, ewig Unsühnbare der Menschen wurde das Verschmähen seiner Liebe: das ist ein *gemeiner* Zug. Ebenso seine Verdächtigung der Reichen, des Geistes, des Fleisches — seine Milde und Nachsicht ist kurz und ganz egoistisch.



Wie streng ist man gegen Calvin wegen *einer* Hinrichtung! Und Christus verwies alle, die nicht an ihn glaubten, in die Hölle — und Menschen, noch furchtbarer als er, fügten hinzu: „mit rückwirkender Kraft“.



Wenn ein Idealist der Praxis nicht Sceptiker aus Instinkt ist, so wird er zum Narren der Eitelkeit und hält sich zuletzt für Gottes Sohn.



Es ist beschränkt, die Pharisäer als Heuchler aufzufassen, sie leben immer in dem festen Zutrauen zu ihren Handlungen, sie sehen sie nicht tiefer und wahrhaftiger an und kennen durch Gewohnheit bei sich nur gute Motive: die andern sehen sie nicht, ihr Auge ist dafür blind. — Gesetzt, man setzte ihnen ein neues Auge ein und machte sie mit sich unzufrieden: nun, so mehrte man den allgemeinen Jammer. Die Handlungen blieben dieselben in ihren Wirkungen für andere, und somit wäre es eine überflüssige *Menschenquälerei*. Diese will das Christenthum.



Was die Römer an den Juden hassten, das war nicht die Race, sondern eine von ihnen beargwöhnte Art des Aberglaubens, und namentlich die Energie dieses Glaubens (die Römer, wie alle Südländer, waren im Glauben lässig oder sceptisch und nahmen nur die Gebräuche streng). Dasselbe ist ihnen an den Juden anstössig, was ihnen an den Christen anstössig ist: der Mangel an Götterbildern, die sogenannte Geistigkeit ihrer Religion, eine Religion, die das Licht scheut, mit einem Gott, der sich nicht sehen lassen kann: dies erweckte Argwohn; noch mehr das, was man vom Osterlamm munkelte, vom Essen des Leibes, Trinken des Blutes und dergleichen. — In Summa: die Menschen der Bildung damals meinten, Juden und Christen seien heimliche Kannibalen. Dann traute man ihnen zu, verrücktes Zeug ehrlich zu glauben, das jüdische und christliche Maass im Glaubenkönnen war den Römern verächtlich; der Jude in Christus war es, der vor allem Glauben forderte. Die Gebildeten jener Zeit, vor denen alle philosophischen Systeme einander in den Haaren lagen, fanden dieses Glauben-fordern unausstehlich. „Credat Judaeus Apella“ (Horaz).



Nicht die Sittenverderbniss — diese beschränkte sich auf fünf bis zehn Städte des ungeheuren Reiches — sondern die Ermüdung, welche überall eintrat, weil man am Ziele zu sein glaubte, in Betreff der Cultur und der staatlichen Formen, führte die alte Welt in die Schlinge des Christenthums. Die Menschen wollen lieber untergehen als sich am Ende wissen, das Ausleben als einziger Zweck des Lebens ist ihnen ein unerträglicher Gedanke. Man war seiner selbst und der Welt müde: das Christenthum machte alles wieder interessant, indem es alle Werthurtheile umdrehte und hinter das Ende aller Dinge ein Gericht setzte.



Das Christenthum erscheint als eine epidemische Panik; es war prophezeit worden, dass in Kürze die Erde untergehen würde. An den Gedanken dieser furchtbaren Gefahr rankten sich benachbarte Gedanken an: Untergang warum? Um unserer Sünden halber? Also vielleicht ein Gericht? Und wo ein Fürsprecher? u. s. w. Zuletzt erschien es als das allgemein Rathsamste, in gewohnter antiker Weise vor die Richtstätte zu treten, das heisst in dem denkbar erbärmlichsten und mitleiderweckendsten Zustande. Dieses Bild des antiken Angeklagten halten später die Anachoreten fest; sie wollten jeden Augenblick bereit sein, und die Vorstellung des plötzlich hereinbrechenden Gerichtes liess sie alles ersinnen, wodurch ein Mensch bejammernswürdig erscheint; Gott solle es, wie ein römischer Prätor, nicht aushalten, ein so verkümmertes und entsetzlich leidendes Wesen als schuldig zu behandeln. Das Christenthum kennt nur den würdelosen Schuldigen.



Wie ist es doch geschehen, dass, in der Geschichte des Christenthums, zu den Geistig-Armen, unter und aus denen es geboren wurde, endlich auch die Geistreichen, ja selbst die Reichen des Geistes überliefen? Das Christenthum als grosse Pöbelbewegung des römischen Reichs ist die Erhebung der Schlechten, Ungebildeten, Gedrückten, Kranken, Irrsinnigen, Armen, der Slaven, der alten Weiber, der feigen Männer, im Ganzen aller derer, welche Grund zum Selbstmord gehabt hätten, aber den Muth dazu nicht hatten; sie suchten mit Inbrunst ein Mittel, ihr Leben auszuhalten und aushaltenswerth zu finden, fanden es, und boten der Welt ihre neue Art von Glück an. Ein Glück solchen Ursprungs war die grösste Paradoxie des Alterthums; die damalige

Bildung war zu paradoxensüchtig, um es nicht sehr anziehend zu finden. „Das Heil kommt von den Juden,“ — das war ein Satz, gegen den kein geistreicher Alter seine Haltung auf die Dauer behauptete. „Versuchen wir es also mit den Juden,“ — so klang die innere Stimme, durch welche der *Geist* auf die Seite der grossen Bewegung gerufen wurde.



Das Christenthum hat der geistigen Armuth das Himmreich verheissen: aber der erste gebildete und geistreiche Christ hat dem Christenthum seine Dialectik und Rhetorik gegeben, ohne diese wäre es an seiner geistigen Armuth zu Grunde gegangen.



Das erste Christenthum schätzte am höchsten *die Eigenschaften*, die zur Mission befähigten, um vor dem nahen Ende die Lehre bis an die Grenzen der Erde zu tragen. (Ehelosigkeit und Verlassen der Güter.) *Weltflucht* hiess, das griechisch-römische Leben nicht mitmachen, da dies durch und durch auf heidnischer Cultur ruhte. Neuplatonische Grundannahme, dass wir für ein höheres Leben zu leben hätten; die Erde erschien zu niedrig, insgleichen die Cultur. Dieser naive Stolz! „Entrückt und erhoben sein von der Erde — Berühren des höchsten Weltgrundes im Gefühl“ — eine Art platonischer Erkenntniss — alles Täuschung. Die neuplatonische Ansicht verschmolz mit dem Christenthum, es sind die religiosi, die höheren Menschen. Die Reformation verwarf diese Höheren und leugnete die Erfüllung des sittlich religiösen Ideals, Luther hatte gegen die *vita contemplativa* viel Bosheit und Widerspruch.



Das Christenthum gieng in dem Grade bei dem alten Testament in die Schule, als es sich bemühte eine Weltreligion zu werden. Das weltflüchtige Christenthum brauchte das alte Testament nicht.

◆

Christenthum und Judenthum: das Ideal ausser uns gesetzt, mit höchster Macht und befehlend! und belohnend und strafend! — Wie hoch muss ein Jeder stehen, um dies sich selber zu leisten! Und *wie wenig willkürlich* wird ihm das Bild von sich erscheinen müssen! Darf er sich als dessen Schöpfer fühlen?! Kaum!

◆

Die eigentliche *Unverschämtheit der Güte* habe ich am besten bei Juden beobachtet. Man denke an die Anfänge des Christenthums.

◆

Feuer im Leibe, Schnee auf dem Haupte und den Mund voll schwarzer Dämpfe wie der Aetna — Savonarola.

◆

Pascal's Gespräch mit Jesus ist schöner als irgend etwas im neuen Testament! Es ist die schwermüthigste Holdseligkeit, die je zu Worte gekommen ist. An diesem Jesus ist seitdem nicht mehr fortgedichtet worden, deshalb ist nach Port-Royal das Christenthum überall im Verfall.

◆

Pascal rieth, sich an das Christenthum zu gewöhnen, man werde spüren, dass die Leidenschaften schwinden. Dies

heisst: seine *Unredlichkeit* sich bezahlt machen und sich ihrer freuen.

◆

Der Hauptfehler Pascal's: er meint zu beweisen, dass das Christenthum *wahr* ist, weil es *nöthig* ist — das setzt voraus, dass eine gute und wahre Vorsehung existirt, welche alles *Nöthige* auch *wahr* schafft: es könnte aber nöthige Irrthümer geben! Und endlich: die Nöthigkeit könnte nur so *erscheinen*, weil man sich an den Irrthum schon so gewöhnt hat, dass er wie eine zweite Natur gebieterisch geworden ist.

◆

Das Bedürfniss, sich über alle Sachen auszusprechen, die uns quälen, liess Gott dem Christen immer gegenwärtig erscheinen. Für die gröberen, phantasieärmeren Naturen schuf die Kirche seinen Vertreter, den Beichtvater. *Warum* will man sich aussprechen? Weil eine Lust dabei ist, eine Vergewaltigung des Anderen, dem wir unser Leid zu hören, mitzuempfinden, mitzutragen geben. Gott als Sündenbock muss auch Beichtvater sein.

◆

Der Irrthum der kirchlichen Absolution (und oft auch der staatlichen Strafen) besteht darin, dass hier ein Einmal zum Keinmal gemacht werden soll. Wenn die Erinnerung an eine Schuld nicht mehr quält, dann wirkt der durch sie eingeübte innere Mechanismus viel leichter, und es giebt kein Hinderniss mehr für ein neues Abspielen des alten Liedes. Daher fromme, ehebrecherische Frauen unter den Katholiken keine Seltenheit sind, welche täglich sündigen und sich täglich absolviren lassen.

◆

Will man behaupten, dass der Germane für das Christenthum vorgebildet und vorbestimmt gewesen sei, so darf es einem nicht an Unverschämtheit fehlen. Denn das Gegentheil ist nicht nur wahr, sondern auch handgreiflich. Woher sollte auch die Erfindung zweier ausgezeichneten Juden, des Jesus und des Saulus, der zwei jüdischsten Juden, die es vielleicht gegeben hat, gerade die Germanen mehr anheimeln als andere Völker? (Beide meinten, das Schicksal jedes Menschen und aller Zeiten, vorher und nachher, nebst dem Schicksale der Erde, der Sonne und der Sterne, hänge von einer jüdischen Begebenheit ab: dieser Glaube ist das jüdische non plus ultra.) Wie reimt sich die höchste moralische Subtilität, welche ein Rabbiner- und nicht ein Bärenhäuter-Verstand so geschärft hat, und welcher die Erfindung des heiligen Gottes und der Sünde an ihm zuerst gelungen ist, das Gefühl der Unfreiheit und Knechtschaft in einem grenzenlos ehrsüchtigen Völkchen, sein Ausschauen nach dem Erlöser und Vollender aller Hoffnungen, die priesterliche Hierarchie und das volksthümlichere Ascetenthum, die überall fühlbare Nähe der Wüste, und nicht die des Bärenwaldes, — wie reimt sich dies alles zum faulen, aber kriegesrischen und raubsüchtigen Germanen, zum sinnlich kalten Jagdliebhaber und Biertrinker, der es nicht höher als bis zu einer rechten und schlechten Indianerreligion gebracht hat und Menschen auf Opfersteinen zu schlachten noch vor zehnhundert Jahren nicht verlernt hatte?



Das Christenthum ist aus dem Judenthum *hervorgegangen* und aus nichts anderem: aber es ist in die römische Welt hineingewachsen und hat Früchte hervorgetrieben, welche sowohl jüdisch als römisch sind. Dieses gekreuzte Christenthum hat im Katholicismus eine Form gefunden, bei der das

jüdische Element vorherrscht. Dies liegt nicht daran, dass die Germanen, die Träger der protestantischen Gesinnung, den Juden verwandter sind, sondern dass sie den Römern ferner stehen, als die katholische Bevölkerung Süd-Europas.

◆

Das Christenthum (und nicht nur die katholische Kirche) fährt fort, sich zu stellen, als ob es alles forderte, aber es ist sehr zufrieden, sehr dankbar, wenn es nur *etwas* erhält. In dieser Genügsamkeit ist jetzt auch der beste Christ, nach christlichem Maasse gemessen, schlimmer als ein Heide; er will weder *für* seinen Glauben leben, noch *mit* seinem Glauben sterben; er ist zufrieden, wenn man ihnen beiden ein Almosen giebt.

◆

In unseren Schulen wird die jüdische Geschichte als die heilige vorgetragen: Abraham ist uns mehr als irgend eine Person der griechischen oder deutschen Geschichte, und von dem, was wir bei David's Psalmen empfinden, ist das, was das Lesen Pindar's oder Petrarca's in uns erregt, so verschieden, wie die Heimath von der Fremde. Dieser Zug zu Erzeugnissen einer asiatischen, sehr fernen und sehr absonderlichen Race ist vielleicht inmitten der Verworrenheit unserer modernen Cultur eine der wenigen sicheren Erscheinungen, welche noch über dem Gegensatz von Bildung und Unbildung erhaben stehen: die stärkste sittliche Nachwirkung des Christenthums, welches sich nicht an Völker, sondern an Menschen wendete und deshalb gar kein Arg dabei hatte, den Menschen der indogermanischen Race das Religionsbuch eines semitischen Volkes in die Hand zu geben. Erwägt man aber, welche Anstrengungen das nicht-semitische Europa gemacht hat, um diese fremdartige kleine

jüdische Welt sich recht nahe an's Herz zu legen, sich über nichts darin mehr zu wundern, sondern sich nur über sich selbst und seine Befremdung zu wundern, — so hat vielleicht in nichts Europa sich so sehr selbst überwunden, wie in dieser Aneignung der jüdischen Litteratur. Das jetzige europäische Gefühl für die Bibel ist der grösste Sieg über die Beschränktheit der Race und über den Dünkel, dass für jeden eigentlich nur das werthvoll sei, was sein Grossvater und dessen Grossvater gesagt und gethan haben. Dieses Gefühl ist so mächtig, dass, wer sich jetzt frei und erkennend zur Geschichte der Juden stellen will, erst viele Mühe nöthig hat, um aus der allzugrossen Nähe und Vertraulichkeit herauszukommen und das Jüdische wieder als fremdartig zu empfinden. Denn Europa hat sich selber zu einem guten Theile in die Bibel hineinlegen und im Ganzen und Grossen etwas Aehnliches thun müssen wie die Puritaner Englands, welche ihre Gewohnheiten, ihre Zeitgenossen, ihre Kriege, ihre kleinen und grossen Schicksale in dem jüdischen Buche aufgezeichnet (prophezeit) fanden. — Was aber sagt der Europäer, welcher nach dem Vorzug der altjüdischen Litteratur vor allen anderen alten Litteraturen gefragt wird: „*Es ist mehr Moral darin*“. Das heisst aber: es ist mehr von der Moral darin, welche jetzt in Europa anerkannt wird; und das heisst wiederum nichts anderes als: Europa hat die jüdische Moralität angenommen und hält diese für eine bessere, höhere, der gegenwärtigen Gesittung und Erkenntniss angemessenere als die arabische, griechische, indische, chinesische. — Was ist der Charakter dieser Moralität? Sind die Europäer wirklich vermöge dieses moralischen Charakters die ersten und herrschenden Menschen des Erdballes? Aber wonach bemisst man den Rang der verschiedenen Moralitäten? Zudem wollen es die Nicht-Europäer, wie die Chinesen, gar nicht Wort haben, dass die Europäer sich durch *Moralität*

vor ihnen auszeichneten. Es gehört vielleicht mit zum Wesen der jüdischen Moralität, dass sie sich für die erste und höchste hält: es ist vielleicht eine Einbildung. Ja man kann fragen: giebt es überhaupt eine Rangordnung der Moralität, giebt es einen Canon, der über allen waltet, das Sittliche definirt ohne Rücksicht auf Volk, Zeit, Umstände, Erkenntnissgrad? Oder ist eine Ingredienz aller Moralen, der Grad von Anpassung an die Erkenntniss, vielleicht das, was eine Rangordnung der Moralen ermöglicht?



Europa hat einen Excess von orientalischer Moralität in sich wuchern lassen, wie die *Juden* ihn ausgedacht und empfunden haben. Man wird nicht das glücklichste und besonnenste Volk sein, wenn man derart im Moralischen ausschweift und es in's Göttliche, Menschen-Unmögliche hineinverlegt. Sie sind viel gefangen und unterworfen gewesen, sie haben die orientalische Verachtung kennen gelernt dafür, dass sie in ihrem Glauben hartnäckig waren; sie haben sich gegen diesen Glauben so benommen wie asiatische Völker gegen ihre Fürsten, kriechend, ergeben und voller Angst, auch nicht frei vom Gelüst der Unabhängigkeit: so bekamen sie eine unruhige, begehrlische, im Heimlichen sich schadlos haltende Phantasie, die Brutstätte jener sublimen anklägerischen Moralität und jenes wilden Heroismus, der sich ebenso in der Hingebung an ihren Heerführer Gott, als in der Verachtung gegen sich selbst kundgiebt. Das Christenthum hat vermöge seiner jüdischen Herkunft den Europäern jenes jüdische Unbehagen an sich selber gegeben, die Vorstellung von der inneren Unruhe als der menschlichen Normalität: daher die Flucht der Europäer vor sich selber, daher diese unerhörte Thätigkeit, sie stecken Kopf und Hände überallhin. Zudem ist es dem Christenthum gelungen, die

rein orientalischen Gegentypen, den Anachoreten und den Mönch als die Vertreter eines „höheren Lebens“ in Europa auftreten zu lassen; dadurch hat es eine falsche Kritik über alles andere Leben ausgesprochen und das Griechische in Europa unmöglich gemacht. Die Athener fühlten sich zwar als die unruhigsten Griechen: aber wie ruhig, wie voll von sich und anderen guten Dingen erscheinen sie neben uns! Sie wussten niemanden über sich und brauchten sich selbst nicht zu verachten.

3. Die Religion in der Gegenwart und der Zukunft.

Sie begeistern sich in der Jugend einmal und sind dauernd dafür dankbar, während sie den Gegenständen dieser Begeisterung *ferner* werden: aber an einer *Kritik* hindert sie die Pietät. Die Heiligsprechung nimmt zu im Verhältniss, dass die Begeisterungszeit ferner wird und wir den Objecten uns entrückt fühlen. „Was uns einmal so *erhoben* hat, *muss* die *Wahrheit* gewesen sein. Jetzt stehen wir fern und können es nicht mehr prüfen: aber damals waren wir ganz darin zu Hause.“ Der Wahn, dass, was erhebt, wahr ist, und dass alles Wahre erheben muss, ist die Folge von der Verachtung des Irdischen, Materiellen als des Unwirklichen und der Verehrung des Geistigen und des Jenseits als der *wahren* Welt, von wo aus alle Regungen kommen, die erheben. — Wenn die Geschichte von Christus in diesem Jahrhundert sich ereignet hätte, so würde der für verrückt gelten, der das glaubte, was jetzt noch viele davon glauben.



Das Bedürfniss zu beten, auch das des Bussredens, Lobpreisens, Segnens, Fluchens, alle religiösen Gewohnheiten

brechen heraus, sobald ein Mensch pathetisch wird: zum Beweis, dass pathetisch werden heisst: eine Stufe zurücktreten. Wann sind wir davon am *entferntesten*? Wenn wir spielen, Geist zeigen und austauschen, freudig-heiter sind und schalkhaft dabei, im Scherz über alles Emphatische in Wort, Ton, Trieb — vielleicht erreichen wir hier einen *Vorsprung* über unsere Zeit. Der heroische Mensch, der vom Kampf und den Strapazen und dem Hasse ausruht und sich des Pathos schämt — und dort der Priester!



Aus Mitleid mit den Anderen uns religiös stellen? Pfui! Wir müssen sie zu unserer *Tapferkeit erheben*! Und das ist möglich! Sei es selbst durch den Fatalismus!



Wir würden jetzt die Neigung zu religiösen Verzückungen mit Abführmitteln behandeln.



Religion nouvelle:

1. Für seltene Momente aufgespart.
2. Verehrung der Aufopferungslust.
3. Kein Gott, kein Jenseits, keine Belohnung und Bestrafung.
4. Kein Beschuldigen mehr, keine Gewissensbisse, aber *Vernunftsbisse*.
5. Das Ich restituiert.
6. Das Schöne empfunden als das sich opfernde Ich.
7. Keine allgemeine Menschenliebe, sondern Herrschaft der Triebe.
8. Die höchste Klugheit als Norm genommen, als *gemein* und nicht verehrt deshalb, weil gewöhnlich.

9. Die Unklugheit der Grossmuth bewundert. Das Mit-leiden eine Schwäche und Erholung — concedirt.

10. Nicht als Opferung für andere verehrt, sondern als der volle Sieg des einen Affects über die anderen, so dass wir das Leben, die Ehre u. s. w. ihm weihen: also die Fülle der Passion ist das Wesentliche.



Gesetzt, unsere Cultur müsste die Frömmigkeit entbehren. Sie könnte sie aus sich nicht erzeugen. Eine gewisse letzte innere Entschlossenheit und Beschwichtigung wird fehlen. Mehr als je kriegerische und abenteuererische Geister! Die Dichter haben die Möglichkeiten des Lebens noch zu entdecken, der *Sternkreis* steht dafür offen, nicht ein Arkadien oder Campanerthal: ein unendlich kühnes Phantasiren an der Hand der Kenntnisse über Thierentwicklung ist möglich. Alle unsere Dichtung ist so kleinbürgerlich-erdenhaft, die grosse Möglichkeit höherer Menschen fehlt noch. Erst nach dem Tode der Religion kann die *Erfindung im Göttlichen* wieder luxuriiren.



V.

Kunst.

1. Kunst im Allgemeinen.

Schön: jeder nennt das schön, was entweder der sichtbare Ausdruck dessen ist, was ihm angenehm (nützlich) ist oder die Erinnerung daran erweckt oder gewöhnlich mit ihm verbunden erscheint.



Welches ist der Zustand, in welchem jemand ein Ding schön nennt? Vielleicht der, wo er an das *erinnert* wird, was ihn glücklich zu machen pflegt.



Wesen der Kunst: eine schädliche Function wird ausgeübt, ohne dass sie Schaden bringt. Angenehmste Paradoxie.



Der Realismus in der Kunst eine Täuschung. Ihr gebt wieder, was euch am Dinge entzückt, anzieht — diese Empfindungen aber werden ganz gewiss *nicht* durch die realia geweckt! Ihr wisst es nur nicht, was die Ursache der Empfindungen ist! Jede gute Kunst hat *gewöhnt*, realistisch zu sein!



Redlichkeit in der Kunst — nichts zu thun mit Realismus! Wesentlich Redlichkeit der Künstler gegen ihre Kräfte: sie wollen sich selber nicht belügen, noch berauschen, — keinen Effect auf sich machen, sondern das Erlebniss (den wirklichen Effect) *nachahmen*.

◆

Die Kunst hat *auch* die Phantasie-Befriedigung: und es ist diese unschuldiger und harmloser als sonst, weil die Schönheit den Maassstab des *Maasses* mitbringt: sodann weil die Musen sagen: „wir lügen“.

◆

Der Dichter *scheint* fortwährend Zugänge zu einer neuen oder besseren Erkenntniss von Natur und menschlichen Dingen zu eröffnen: bevor man noch recht begriffen hat, dass, was hier so aufregend winkt, ein Irrlicht ist, gaukelt schon wieder ein anderes vor den Sinnen. Die Vergleichen, die Metaphern des Dichters sind von ihm durchaus nicht als solche gegeben, sondern als neue, bisher unerhörte Identitäten, vermöge deren ein Reich der Erkenntniss sich zu eröffnen scheint. Je weniger noch darüber feststeht, was in der Natur wirklich wahr und erwiesen ist, um so stärker ist die Wirkung des Dichters, um so grösser seine Schauspielerkunst, zeitweilig den Ergründer der Natur zu repräsentiren. Die Frage, wie weit etwas, das ein Dichter sagt, wahr ist, ist eine Pedanterie. Aller Werth liegt gerade darin, dass es nur einen Augenblick wahr *scheint*, und dies gilt von seiner gesammten Weltbetrachtung, seiner moralischen Ordnung, seinen moralischen Sentenzen ebenso sehr wie von seinen Gleichnissen, seinen Charakteren, seinen Geschichten. Eine ernsthaft, der Wissenschaft zugehörige Meinung damit bekräftigen wollen, dass irgend ein Tragiker

etwas Aehnliches gesagt hat, ist eine Albernheit: Dichter haben in Dingen der Erkenntniss immer Unrecht, weil sie als Künstler täuschen wollen und als Künstler gar nicht das Bestreben nach höchster Wahrhaftigkeit verstehen. Sagen sie zufällig etwas Wahres, so ist ihre Autorität nicht geeignet, Glauben, sondern Misstrauen zu erwecken. Es ist ein solcher Genuss, dass der erkennen wollende Trieb auch einmal mit sich spielt und von einem Zweige zum andern hüpf, mit reizenden Tönen und bunten Federchen geschmückt, — und wir sollten Narren sein und da ein Orakel erwarten, wo ein Vogel singt und tirilirt?



Die Gefährlichkeit der Kunst besteht darin, uns an die eingebildeten Dinge zu gewöhnen, ja ihnen eine höhere Schätzung zuzusprechen: die Halbwahrheiten, die *blendenden* Einfälle vorzuziehen, kurz den Glanz und den Effect der Dinge als Beweis ihrer Güte, ja ihrer Realität gelten zu lassen. „Zur Vollkommenheit gehört die Realität,“ dieser Denkfehler ist sehr oft gemacht worden. „Was wir stark bewundern, muss *wahr* sein.“



Unsere grössten Erhebungen, Erschütterungen, den reinsten Himmel verdanken wir uns selber: wir leihen davon an die Werke der Kunst und so werden sie grösser, wir verbessern sie und mitunter verkennen wir sie zu ihren Gunsten.



Für die Künste ist ein Zustand der Wildheit und der kämpfenden Individuen besser als die allzugrosse Sicherheit.



Unser Leben soll ein Steigen sein von Hochebene zu Hochebene, aber kein Fliegen und Fallen, — letzteres ist aber das Ideal der Phantasiemenschen: höhere Augenblicke und Zeiten der Erniedrigung. Diese schlimme Verwöhnung degradirt den allergrössten Theil des eigenen Lebens, zugleich lernen wir die anderen Menschen, weil wir sie nicht in der Exstase sehen, geringschätzen: es ist ungesund, denn wir müssen die moralisch-ästhetischen Ausschweifungen bezahlen. Bei tiefer eingewurzeltem Uebelbefinden und innerem Missmuthe muss die Dosis Erhebung immer stärker werden, wir werden zuletzt gleichgültig gegen den Werth und nehmen mit der stärksten Erregung fürlieb. Verfall. — Dieser Process ist in der Geschichte jeder Kunst sichtbar: das classische Zeitalter ist das, wo Ebbe und Fluth einen sehr zarten Unterschied machen, und ein wohliges Gefühl von Kraft die Norm ist: es *fehlt* immer das, was die tiefsten Erschütterungen hervorbringt: deren Erzeugung gehört in die Periode des Verfalls.



Ich habe mein Ziel und meine Leidenschaft: ich will von der Kunst nichts, als dass sie mir dasselbe *verklärt* zeige oder mich ergötze, ermuntere, zeitweilig abziehe. Das *Erste* ist meine Art von Religion: ich sehe mein Ideal von anderen geliebt und verklärt und in die Wolken aufgetragen: ich bete *mit* ihnen! *Nicht* soll die Kunst mich mir selber entföhren, *nicht* mich vor dem Ekel retten.

2. Der Künstler.

Was ein Künstler an Meinungen, Sympathien, Antipathien, Gewohnheiten, Excessen alles nöthig hat, um die Luft sich zu schaffen, in der er seine Productivität wachsen fühlt, das

geht uns alles nichts an: so wenig uns der Boden kümmert, wenn wir Brod essen. Verlangt er freilich, dass wir alles jenes mit ihm theilen, um ganz den Genuss seiner Kunst zu haben, so ist zu antworten, dass der Genuss des grössten Kunstwerkes ein einziges verschrobenes Urtheil, eine Verückung unserer Stellung nicht aufwiegt. Das Kunstwerk gehört nicht zur Nothdurft, die reine Luft in Kopf und Charakter gehört zur Nothdurft des Lebens. Wir sollen uns von einer Kunst losmachen, die ihre Früchte zu theuer verkauft. Hält es ein Künstler nicht in der hellen, guten Luft aus, muss er, um seine Phantasie zu schwängern, in die Nebelhöhlen und Vorhöllen hinein, gut: wir folgen nicht. Ebenso, wenn er Hass und Neid braucht, um seinem künstlerischen Charakter strenge Treue zu wahren. Ein Künstler ist nicht Führer des Lebens, — wie ich früher sagte.



Die Menschen jeder Zeit, welche Kunstbedürfnisse haben, vor allem aber eine tiefe, schwere Gemüthsart, fallen dem Künstler zu, welcher tief und ernst ist, und sanctioniren ihn, indem sie ihm ihre Tugenden unterschieben: er kommt dem gern entgegen. Aber *bewiesen* für den Künstler ist damit nichts.



Kein deutscher Künstler hat bisher genug Geist gehabt, um seine Praxis zu *erklären*: die klügsten haben nur verstanden, sie zu beschönigen, wie als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten: thatsächlich haben sie ihre Wirkung *verdorben*, insofern sie ihre Beschränktheit in die Wagschale warfen; ihre Werke sanken dadurch etwas und übten Einfluss auf die geringeren Nachahmer. Begreift man nämlich die *Tendenz*

einer Kunst als eine persönliche Verherrlichung oder Apologie oder Versteckspielerei, so greifen viele nach ihr, die es nöthig haben, ihre Natur zu verherrlichen oder zu verstecken.



Es giebt nichts Albernere als jemanden in dem zu verhöhn, was die Tüchtigkeit seines Berufs, zum Beispiel der Gelehrten, ausmacht: wie es die verwöhnten Kinder, die Künstler, sich erlauben.



Damit ein Künstler oder Denker seine Art zur Vollendung bringe, muss er wohl den Glauben haben, der eine Ungerechtigkeit und Beschränktheit gegen den Glauben anderer ist. Denn er muss *mehr* darin sehen und etwas Grösseres, als es ist: sonst wendet er seine ganze Kraft nicht auf. Es wird durch die lange Reibung der Ausführung unendlich viel von dem Entzückenden abgerieben, das der erste Gedanke hat: darum muss das Entzücken viel grösser sein, als billig ist — sonst reicht sie nicht bis zu Ende.



Wer die Krallen jener schönen Katzen erfahren hat, die um die grossen Künstler schwärmen, ist nicht mehr der Meinung, dass das Genie den Charakter seiner Umgebung verbessere.



Da ist ein grosser Künstler: aber er will grösser erscheinen, als er ist. Und so sagt man bei jedem fünften Augenblicke seiner Kunst: er ist anmaassend, er maasst sich etwas an, das Höheren zukommt, als er ist, er ist an ihnen ein Räuber,

und in Bezug auf sich selber ist er nicht ehrlich — ihm fehlt nicht die Grösse, aber die Naivität, darum wird ihm so selten wohl: die Spannung ist zu gross.



Ueber die Genie's müssen wir umlernen. Ich wüsste nicht, warum fruchtbare Menschen sich nicht still und anspruchslos benehmen sollten (Moltke), oder vielmehr — es ist gegen alle Fruchtbarkeit, seine Person so in das Getümmel der Meinungen zu werfen und selber voller Begehrungen zu sein, die uns unruhig, ungeduldig machen und die Weihe der Schwangerschaft nehmen. Ich höre noch immer jedem Tacte an, was für Gebrechen der Musiker hat: sein Mehrbedeuten-wollen, sein Abweisen der Regel, sein Unterstreichen dessen, was er besser macht als andere, alle Kleinlichkeiten sind fortwährend mit productiv, wenn erst der Genie-Unsinn in ihm wüthet. Dagegen Männer wie Moltke.

3. Musik.

a) Allgemeines.

Die Musik hat keinen Klang für die Entzückungen des Geistes; will sie den Zustand von Faust und Hamlet und Manfred wiedergeben, so lässt sie den Geist weg und malt Gemüthszustände, die höchst unangenehm sind ohne Geist und gar nicht zum Ansehen taugen; sie vergrößert und malt die Missvergnügtheit und den Jammer, vielleicht mit *musikalischem* Geiste; aber wie schrecklich ist diese Kunst, wenn sie ohne Auswahl das Hässliche malt: welche Martern sind den Tönen zu eigen, den aufdringlichen Tönen! — Liegt es daran, dass unter den Musikern ein feiner und wohlgestalteter Geist überhaupt selten ist? Dass sie das Fühlen in sich nie isoliren

und seine Strahlenbrechung und Farbigkeit im Blitz des Gedankens nicht kennen? Sie müssen alle Zustände vergröbern, gleichsam in's Unmenschliche zurückübersetzen: wie als ob die Gedanken und die Worte noch nicht erfunden seien. Dies ist übrigens ein grosser Reiz: es ist Urnatur in der Musik: sie gehört in die Zeit, wo man die wilde Natur der Landschaft verehrt und die Hochgebirge entdeckt hat. Einer Gesellschaft, welche den geistigen Genüssen nicht gewachsen ist, welche selbst zu gedankenarm für Gemälde ist, und überhaupt ihre Kopf-Kraft schon verthan hat, wenn sie sich anschickt, sich zu *ergötzen*, bleibt der Appell an die Gefühle und Sinne: und in diesen bietet der Musiker die anständigste Ergötzung. Schon gemeiner ist der Theatergenuss mit dem Conterfei menschlicher Vorgänge und dem groben Reize der directen Nachahmung aufregender Scenen. Ein Schritt weiter: und wir haben, zur Erholung, die Erregung der Triebe durch Getränke u. s. w. — Der Dichter steht höher als der Musiker, er macht höhere Ansprüche, nämlich an den ganzen Menschen: und der Denker macht noch höhere Ansprüche: er will die ganze, gesammelte, frische Kraft und fordert nicht zum Geniessen, sondern zum Ringkampf und zur tiefsten Entsagung aller persönlichen Triebe auf.



Die dramatische Musik ist ein Mittel zur Erregung oder Steigerung von Affecten: sie will nicht Freude an der Musik selber geben, wie die Musik für Kenner und Liebhaber (Kammermusik).



Der dramatische Musiker muss nicht nur als Dichter, sondern auch als Musiker Schauspieler und ganz und gar Schauspieler sein. Dies trennt ihn unerbittlich ab vom

eigentlichen Dichter und eigentlichen Musiker; er ist im Vergleich zu jedem von ihnen geringerer Gattung. Aber als *Schauspieler* kann er sich zur Genialität und zum gleichen Range mit ihnen erheben.

◆

Der Dichter lässt den erkennenwollenden Trieb *spielen*, der Musiker lässt ihn *ausruhen* — sollte wirklich beides neben einander möglich sein? Sind wir ganz der Musik hingegeben, so giebt es keine Worte in unserem Kopfe — eine grosse Erleichterung. Sobald wir wieder Worte hören und Schlüsse machen, das heisst sobald wir den Text verstehen, ist unsere Empfindung für die Musik oberflächlich geworden: wir verbinden sie jetzt mit Begriffen, wir vergleichen sie mit Gefühlen und üben uns im symbolischen Verstehen — sehr unterhaltend! Aber mit dem tiefen, seltsamen Zauber, der unseren Gedanken einmal Ruhe gab, mit jener farbigen Dämmerung, welche den geistigen Tag einmal auslöschte, ist es vorbei. — Sobald man freilich die Worte nicht mehr versteht, ist alles wieder in Ordnung: und dies ist glücklicher Weise die Regel. Immerhin sind billigerweise schlechte Texte den besseren vorzuziehen, weil sie kein Interesse auf sich lenken und überhört sein wollen. — Die Oper will die Augen zugleich beschäftigen, und weil bei der grossen Menge die Augen grösser sind als die Ohren, was viel sagen will, so richtet sich die Musik der Oper nach den Augen und begnügt sich, charakteristische Fanfaren zu blasen, sobald etwas Neues zu sehen ist — Anfang der Barbarei.

◆

Wie die Natur nicht nach Zwecken verfährt, so sollte der Denker auch nicht nach Zwecken *denken*, das heisst nichts suchen, nichts beweisen oder widerlegen wollen, aber

so wie bei einem Musikstück *zuhören*: er trägt einen Eindruck davon, *je wie viel* oder *wie wenig* er gehört hat. Dieser Eindruck entsteht aus einer Vergleichung dessen, was man früher an Eindrücken von Musik gehabt hat, man muss diese Art Sprache verstehen; je feiner man sie versteht, desto *grösser* ist *Lust und Unlust* dabei. Der grobe Mensch geniesst das Leben wie die Musik *jeder Art wesentlich als Genuss und Lust*. — Die *feineren* Kunstfreuden sowie die feineren Erkenntnisse muss man *theuer* erkaufen, das heisst zu oft durch Enttäuschung Unbehagen leiden. — Die Masse und die Häufigkeit des musikalischen Genusses nimmt mit der Verfeinerung des Geschmacks ab, — ist das ein *Gegengrund gegen* die Entwicklung der Musik und die Pflege derselben? Und ist es nicht in allem so, auch in der Erkenntniss? An was für Dingen hat ein Kind Erkenntnissfreuden! Und wie grosse!



Wer ausschliesslich einer einzigen Gattung Musik Gehör schenkt, weiss endlich nicht mehr, wie abscheulich sie klingt: mehr noch, er weiss die feinen und guten Sachen nicht mehr von den schwachen und übertriebenen zu unterscheiden und geniesst im Einzelnen weniger, als man glaubt, im Ganzen freilich hat er das Gefühl der Macht, — *seine* Musik sei die beste Musik und sei durchweg gute Musik: obschon von beidem das Gegentheil wahr ist. Wer nur sich liebt, kann aus dem schlechtesten Geschmack eine Seligkeit empfinden und daraus ein Gesetz, eine Tyrannei machen: *le mauvais goût mène au crime*.



Goethe's vorsichtige Haltung zur Musik: sehr vortheilhaft, dass die deutsche Neigung zur Unklarheit nicht noch einen künstlerischen Rückhalt bekam.



Bei Milton und Luther, wo die Musik zum Leben gehört, ist die mangelhafte, fanatische Entwicklung des Verstandes und die Unbändigkeit des Hassens und Schimpfens vielleicht mit durch die Undisciplin der Musik herbeigeführt.

b) Einzelne Musiker, Wagner.

Das Weibliche erscheint bei Bach religiös befangen und fast nonnenhaft. Ich denke zum Beispiel an manche Präludien.



Südliche Musik. — Haydn empfand bei der italiänischen Oper wohl das, was Chopin bei einer italiänischen Barcarole? Beide machten Musik der Sehnsucht mit Verwendung der wirklichen italiänischen Musik.



Die Urtheile über Mozart verschieben sich, nach der Entwicklung der Musik, das heisst sie treffen seinen *Charakter und sein Temperament* — dieses scheint sich zu wandeln in Folge der neuen Beleuchtung und der Gegensätze, die er immer wieder erhält. Ein Wink für Künstler und Denker *aller Art!* Am urtheilfähigsten sind einzelne Zeitgenossen, die alles *miterkämpft* und sich über alles *mitgefrenut* haben, was der grosse Schöpfer gegeben hat.



Wagner bewirbt sich darum, der *deutsche* Künstler zu heissen, aber ach, weder die grosse Oper, noch sein Charakter sind specifisch deutsch: weshalb er bis jetzt dem Volke nicht lieb wurde, sondern einer Classe von Vornehmen und Ueberbildeten, — dem Kreise, dem im vorigen Jahrhundert etwa Rousseau zusagte.



„Nehmt meine Kunst an: denn dann habt ihr Deutschen eine Kunst, die sich neben der der anderen Nationen sehen lassen kann, „*die deutsche Kunst*“ — zunächst zwar nur „*eine deutsche Kunst*“, aber nun soll *bewiesen* werden, *wie* gerade diese Kunst dem Wesen der Deutschen entspricht, aus ihm gewachsen ist: Stoffe, Gedanken, Musik u. s. w.“ — Dies ist Wagner's Art für *seinen* Ruhm zu sorgen: er will, eine *Nation* solle für ihn eintreten und ihn in sich und ihren „Ruhm“ aufnehmen. Dies Spiel ist noch nie so offen gespielt worden, — Grund, warum es bis jetzt nicht gelungen ist. Später, wenn Wagner todt ist und seine Schriften vergessen sind, ist so etwas möglich. Inzwischen bemächtigen sich die Musiker aller Völker seiner Musik und in Kürze wird es nicht mehr wie deutsche, sondern wie „Musik“ klingen. — Es ist die Musik der *grossen Oper*.

◆

Da jedes Ding bei längerem Bestehen etwas Würde haben will, so sehen wir auch die Wagnerische Kunst nach allem greifen, was im Stande ist, Würde zu verleihen: Christenthum, Fürsten- und Adelsgunst u. s. w. Gar zu gern möchte sie einen Heiligenschein, aber wo sind die Mächte, welche solche zu vergeben hätten!

◆

Man verlangt von der Musik, sie solle märchenhaft, seltsam, unverständlich sein: wovon frühere Zeiten gar keine Vorstellung hatten. Ja festlich, lustig, gesellig, innig, feierlich! Aber —

◆

Jede Zeit hat ihren Erzähler von tausend und einer Nacht: unserer ist jetzt Wagner. Es sind Dinge, die man nicht

glaubt, nicht für möglich hält, — aber sehr gern einmal im Theater sieht, als wären sie wahr.

◆

Schopenhauer, so fern der Verneinung, war doch so anständig, sie nie zu heucheln und keinen Putz daraus zu machen; was ehrgeizige Künstler sofort thun, weil sie dadurch einen Vorrang zu gewinnen hoffen. Die Schauspielerei mit ascetischen und miraculösen Stoffen ist schon *ein Stück persönlicher* Heuchelei.

◆

Die Musik hat noch keinen zürnenden Gott dargestellt. — Wagner's Wotan leidet an der Schwäche des deutschen Charakters, er will zu vielerlei und nichts völlig bestimmt. Sein Zorn ist gar nicht zu nennen neben dem des Michel Angelo'schen Gottes; dafür hatte dieser auch nur diesen *einen* Gedanken im Kopfe.

◆

Der Reiz der bekämpften Schwierigkeit (Wagner) und der Reiz der überwundenen Schwierigkeit: durch künstliche Figuren *hindurch* ein Gefühl, zum Beispiel die Liebe, *noch* zum Ausdruck bringen (zum Beispiel Petrarca).

◆

Was nennen die Anhänger Wagner's einen „musikalischen Menschen“? Und was andere und ehemals! Fast Gegensätze! Also Vorsicht!

◆

Die Anhänger Wagner's wollen an ihre Befähigung der Exaltation und Expansion glauben machen — in einem

nüchternen Zeitalter kein geringer Ehrgeiz! Aber es ist kein nüchternes: so müssen sie *excediren*!



Euer Cultus der Kraft ist alles andere, nur kein Beweis von Kraft, wie bei Michel Angelo! Ihr gebt euch hin, ihr wollt Kraft dabei trinken, ihr seid müde eurer Schwäche —



Hier sind Menschen, welche alle Welt mit Musik trunken machen möchten und vermeinen, dann käme die Cultur: bisher aber kam auf die Trunkenheit immerdar etwas anderes als die Cultur.



Sie verachten die Form: als ob diese Musik das geringste Interesse hätte, wenn sie sich nicht auf dem Hintergrunde der *gegensätzlichen* Forderung der Form aufschriebe, gegen ihn abhöbe!



Das Nachdenken und die Erfindsamkeit in Bezug auf die elementaren Reize (in Musik und Farben u. s. w.) gehört zum philosophischen Charakter unserer Zeit: ebenso wie die Naturtreue der Maler. Man geht, soweit man kann, und ist radical.



Jetzt gefällt es, sich hetzen zu lassen und zu hetzen: selbst Künstler erwählen den Geist der Unzufriedenheit als die Muse, welche sie begeistert. Sieht man sie dann in ihren Erholungen, so sind sie ganz leer, sie haben keine Kraft daran zu verschwenden und ziehen das Fadeste vor. Es wäre unbillig,

darnach die Zeit zu beurtheilen: sie giebt im Vergnügen und der Erholung nicht sich ganz, *geschweige* denn ihren besten Theil zu erkennen. So sei man tolerant gegen ihre Kunst, und bedaure die höheren Künstler, denen die Zeit nicht entspricht, *wahrlich* nicht, weil sie ihrer unwürdig wäre. Das beurtheilt man als Jüngling falsch.

4. Dichtkunst.

Die Novelle wirkt stärker als das aufgeführte Schauspiel, weil sie sich der Historie gleichstellt; während das Schauspiel die Illusion fortwährend zerstört; gesetzt *ein* Schauspieler bringt sie hervor, dann zerstört sie ein anderer, und *jedenfalls* das Theater und die Menschen um uns. Wie matt, wie wenig überzeugend ist Mozart's Don Juan gegen Merimée's Don Juan! Dann sind wir beim Erzählenhören viel *thätiger* als beim Anschauen, letzteres erzeugt den Hang zu kritisiren viel öfter. Die Musik wirkt, als fortwährende Begleitung, unter allen Umständen abziehend und störend; auch die beste Musik langweilt zu oft.



Zu den Trostmitteln der leidenschaftlichen und ungebändigten Charaktere gehört die Tragödie; sie räth an, Ruhe und innere Freiheit *nur* jenseits der Welt zu erwarten. Damit beseitigt sie vorübergehend die moralische Unzufriedenheit solcher Naturen mit sich; denn sie scheint zu sagen: das Unmögliche nicht zu vermögen, sollte keinen Kummer machen.



Niemand ist einer grausameren Rache fähig, als jene dichterischen und empfindlichen Seelen ohne Stolz, die

fortwährend im Verborgenen leiden und aus Furcht ruhig und sanft erscheinen. Ich denke zum Beispiel an Racine.

◆

Deutsche Schauspielkunst kommt nicht in Betracht, genug, dass sie den Deutschen genügt. Anders steht es in Wien, wo man nie verschmäht hat, von den Italiänern und Franzosen zu lernen: ebenso wie es die österreichischen Musiker gethan haben.

◆

Blutschande, Ehebruch, Notzucht, erotische Besessenheit, nach denen nicht nur die französischen Dramatiker des romantischen Geschmacks, sondern auch die deutschen Operncomponisten griffen, — Zeichen wovon? Diese Neigung zu mythischen Greueln, woran auch die Griechen litten, ist jedenfalls ein schlechter Geschmack: schlimm genug, wenn die Philosophie *dessen* bedarf, um ihre Sätze glaubhaft zu machen.

◆

Die feineren Erzähler vermeiden, die Erlebnisse ihrer Helden selber in's Ungeheuerliche, Criminalistische, Grobe zu steigern: vielmehr erniedrigen und glätten sie die Ereignisse und zeigen, was feinere Naturen *schon* an diesem Wenigen zu leiden haben: oder dass hier erst *ihre* Erlebnisse anfangen: für grobe Naturen giebt es da keine Probleme. — Dass man seinen Helden gegenüber festhält, er sei nicht non plus ultra, sondern ein tüchtiger Mensch, zeichnet jeden guten Dichter aus. — Die Halbgötter-Geschichten bedürfen wenig Talent, grobe Farben, — sie werden der *Masse* erzählt. Es sind ideale Räuber- und Gespenster-Geschichten. — Wer sich in seine Helden und deren Erlebnisse verliebt, ist nicht ersten Ranges, — denn er muss *arm* sein. — Mit prächtigen, entzückenden

Stoffen und Helden geben sich die Armen ab, welche nicht ohne Weiteres glauben, dass andere sie für reich halten.



Die wirksamen Schriftsteller merken, dass Worte nur Andeutungen sind, dass man nichts vollenden dürfe und dass die Schriftsteller darin Vortheile vor den Malern haben.



Manche mögen sagen und schreiben, was sie wollen — es ist immer etwas darin von guter Musik. Und bei anderen etwas von schlechter. Bei den Meisten fehlt alle Musik.

5. Malerei.

Die italiänischen Maler haben die „heilige Geschichte“ so schön zurückübersetzt, alle rührenden Scenen der Familie entdeckt, alle jene Augenblicke, wo ein bedeutender Mensch einen Augenblick für mehrere *unvergesslich* macht: bei jedem ihrer Bilder kann man Thränen vergiessen. Nur wo die heilige Misere beginnt, da empfindet man nicht mehr mit — das Wissen um die Folgen derselben hält das *Gegengewicht*.



Für viele Maler war *schön* der Ausdruck der Frömmigkeit. Und da eine gewisse Armuth an Fleisch, eine peinliche Haltung an den Frommen zu sehen war, übertrugen diese die Empfindung des Schönen auch gerade auf diese Formen. Eine sehr lange und strenge Gewohnheit würde zuletzt sogar den Geschlechtssinn irre führen: *der sehr fern* davon ist, unbewusste Zweckmässigkeit zu Gunsten des zu Erzeugenden zu verfolgen.

VI.

Weib, Liebe, Ehe.

Die schüchternsten Mädchen präsentiren sich halb nackt, wenn es die Mode gebietet, und selbst verwelkte alte Weiber wagen einem solchen Gebote nicht zu widerstehen, so geistreich und gut sie sonst auch sein mögen.

◆

Man muss auch die deutschen langweiligen Frauen mit in den Kauf nehmen: welche zugleich tragen, mit sich zufriedenen Geistes, als auch lebhaft, empfindlich und nachträgerisch sind. Aber auch ihnen sagt man nach, dass sie in ausserordentlichen Lagen stark wie Löwinnen sind und fein genug, um durch ein Nadelöhr zu kriechen.

◆

Die Ehre einer Geliebten schonen, indem man sich in einem Kreise, wo man über sie spricht, ihr fast fremd stellt, und jetzt eine Beleidigung ihrer zu hören, welche man nicht rächen darf, um ihren Ruf nicht zu vernichten — grässlich!

◆

Die Alten trauten den Frauen in der Leidenschaft das eigentlich Unmenschliche und Unglaubliche zu — zur Zeit des Aeschylus.

◆

Die Naturen, welche überhaupt nicht *über sich* denken, namentlich aber gewisse Dinge an sich nicht in's Auge fassen mögen (Frauen zum Beispiel schon die Thätigkeit des Magens nicht, geschweige den Geschlechtstrieb) — diese deuten sich alle Phänomene anders und *wollen* den einfachen Grund nicht sehen und nicht zugeben. So erlangt ihre Passion etwas Träumerisches und für sie selber Mystisches, sie unterliegen ihr viel eher und heftiger, weil sie idealistisch von sich denken. Was wissen unvermählte Frauen von dem abartenden Geschlechtstrieb, in ihrer Leidenschaft für die Kunst und gewisse Richtungen derselben, oder im Mitleid, oder in der Art von blinder Hingebung an einen Gedanken!



Wenn die Scham die Ursache der Liebe ist: überall wo eine Befriedigung des Triebes verwehrt wird, entsteht ein neuer Zustand, und eine gewisse geistigere Qual und Befriedigung, es wird so ein Ideal zum Keimen gebracht — etwas Sinnlich-Uebersinnliches.



Die Zeugung ist eine oft eintretende gelegentliche Folge *einer Art* der Befriedigung des geschlechtlichen Triebes: *nicht* dessen Absicht, nicht dessen nothwendige Wirkung. Der Geschlechtstrieb hat zur Zeugung kein nothwendiges Verhältniss: gelegentlich wird durch ihn jener Erfolg mit erreicht, wie die Ernährung durch die Lust des Essens.



Der Geschlechtstrieb macht die grossen Schritte der Individuation: für meine Moral wichtig, denn er ist antisocial

und leugnet die allgemeine Gleichheit und den gleichen Werth von Mensch zu Mensch. Er ist der *Typus individueller Leidenschaft*, die grosse Erziehung dazu: der *Verfall* eines Volkes geschieht in dem Maasse, als die individuelle Passion *nachlässt* und die socialen Gründe bei der Verheirathung *überwiegen*. — Die Scheidung der Geschlechter ist nicht fundamental, die Zeugung ist nicht essentiell geschlechtlich und gehört nicht zum *Wesen des Lebendigen*. Es ist ein sehr starker Ausdruck der individuellen Lust; je höher die Wesen sind, *um so stärker wird das Individuelle daran*.



Wodurch haben sich die adeligen Geschlechter so gut erhalten, zu allen Zeiten? Dadurch, dass der junge Mann in der Ehe nicht vor allem Geschlechtsbefriedigung suchte, und in Folge dessen sich hierin berathen liess und *nicht* von der amour passion oder amour physique sich fortreissen liess, unpassende Ehen zu schliessen. Erstens waren es in Sachen der Liebe *erfahrene* junge Männer, welche sich verheiratheten: und dann hatten sie an Repräsentation u. s. w. zu denken, kurz mehr an ihr Geschlecht als an sich zu denken. Ich bin dafür, moralische Aristokratien wieder zu züchten und ausserhalb der Ehe etwas Freiheit zu geben.



Die Ehe giebt verschiedenen Arten von Menschen zu verschiedenen Arten des moralischen Heroismus Anlass: ich weiss nicht, ob darin nicht ihr höchster Werth zu suchen ist. Die Einen würden auch mit der geliebtesten Person keine Ehe eingehen, im Falle die Kirche ihren Segen vorbehielte, und andere umgekehrt würden auf die Ehe verzichten, wenn dieselbe von einer kirchlichen Einsegnung

abhängig gemacht würde. Wieder andere finden Gelegenheit zum Heroismus in dem Gedanken, dass die einmal geschlossene Ehe unlösbar sei. Dagegen hatte die George Sand umgekehrt ihre strengsten und sittlichsten Empfindungen in die Forderung gedrängt, dass die Ehe nur so lange Dauer haben *dürfe*, als die leibliche Vereinigung von Seiten beider Gatten mit dem Zustande einer seelischen Begeisterung für einander verbunden ist.

◆

An unseren grössten Qualen und Sorgen andere theilnehmen lassen, die dieselben nicht haben, sondern nur leiden machen — ist das nicht grausam? Ist es nicht aus jenem Gefühle entsprungen, welches bei allem Schlimmen, was uns trifft etwas *leidend* sehen will, eine feine Emanation der Rache? Und ist also nicht die *Ehe* und die Freundschaft voller Gefahr, weil sie solche Grausamkeit der Uebertragung von Leid fördert? Es ist *schwer*, ein Leid nicht mitzutheilen — also sollten wir uns die Gelegenheit dazu nehmen und in der Einsamkeit leben.

◆

Niemals sich lieben lassen, sondern wo man nicht den Impuls der Gegenliebe fühlt, dann die Liebe des Anderen verhindern und wenn es nöthig wäre, ihn zu verspotten, ja uns vor ihm zu erniedrigen! Künstler (und Weiber!) werden durch nichts gemeiner als durch das Sich-lieben-lassen. Wir sollen verhindern, dass *wir* das Ideal eines Anderen werden: so vergeudet er seine Kraft, sich selber sein ganz eigenes Ideal zu bilden, wir *führen ihn irre und von sich ab* — wir sollen alles thun, ihn aufzuklären oder wegzustossen. — Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, das seltene!! unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken: wir

sollten das Ideal des Anderen *auch* sehen und von ihm aus das unserige!



Eine Umgebung, vor der man sich gehen lässt, ist das Letzte, was man sich wünschen sollte, eine Art Krone für den Ueberwinder seiner selbst, der sich selber vollendet hat und Vollendung ausströmen möchte. Andere werden zu Scheusälern. Vorsicht *in der Ehe*. Der Mangel an Pathos und Form in der Familie, in der Freundschaft ist ein Grund der allgemeinen Erscheinung von Schlumperei und Gemeinheit (Eigenschaften des Gebahrens nicht nur, sondern auch der modernen Charaktere) — man lässt sich gehen und lässt gehen.



Man soll die Befriedigung des Triebes nicht zu einer Praxis machen, bei der die Race leidet, das heisst, gar keine Auswahl mehr stattfindet, sondern alles sich paart und Kinder zeugt. Das *Aussterben* vieler Arten von Menschen ist ebenso *wünschenswerth* als irgend eine Fortpflanzung. — Und man sollte sich durch diese enge Verbindung mit einer Frau seine ganze Entwicklung durchkreuzen und stören lassen — um jenes Triebes willen!! Wenn man nicht einmal so enge Freundschaften nützlich (im höchsten Sinne) fände! Die „Ergänzung“ des Mannes durch das Weib zum vollen Menschen ist Unsinn: *daraus* lässt sich also auch nichts ableiten. — Vielmehr: nur heirathen, erstens zum Zwecke höherer Entwicklung, zweitens um Früchte eines solchen Menschenthums zu hinterlassen. — Für alle übrigen genügt Concubinat, mit Verhinderung der Empfängniss. — Wir müssen dieser plumpen Leichtfertigkeit ein Ende machen. Diese Gänse sollen nicht heirathen! Die Ehen sollen *viel seltener* werden! Geht durch

die grossen Städte und fragt euch, ob dies Volk sich fortpflanzen soll! Mögen sie zu ihren Huren gehen! — Die Prostitution nicht sentimental! Es soll *nicht* das Opfer sein, das den Damen oder dem jüdischen Geldbeutel gebracht wird — sondern der Verbesserung der Race. Und überdies soll man diese Opferung nicht falsch beurtheilen: die Huren sind ehrlich und thun, was ihnen lieb ist, und ruiniren nicht den Mann durch das „Band der Ehe“ — diese Erdrosselung!



Eine Frau, die begreift, dass sie den Flug ihres Mannes hemmt, soll sich trennen — warum hört man von *diesem* Act der Liebe nicht?



Wie oft wird grob und aufsehererregend die Ehe gebrochen, bloss um den moralischen oder rechtlichen Zustand herbeizuführen, in dem eine unerträglich gewordene Ehe gelöst werden könne!



VII.

Cultur.

1. Allgemeines.

Warum macht die Cultur *schwach*? Carthago unterlag dem weniger cultivirten Rom, die hohe arabische Cultur unterlag u. s. w. Weil in der Cultur die Phantasie-Befriedigung der Macht zu hoch geschätzt und zu leicht gemacht wird (Macht über sich selbst u. s. w.).



Die Kraft zu wollen, die einige Menschen und Culturen in höherem Grade als andere besitzen, besteht darin, dass man ungefähr die *gleiche Anzahl* von eingeübten inneren Mechanismen und von Werthschätzungen hat: so dass, sobald nur ein werthgeschätztes Ding in die Vorstellung tritt, sofort auch der dazu gehörige Mechanismus sein Stück abspielt. Anderen Menschen und Zeitaltern fehlt es an einer solchen Zahlencongruenz von Mechanismen und Werthschätzungen. Sie erzeugen sehr viel mehr Werthschätzungen, bei denen nichts herauskommt, als solche, welche eine „Wirkung“ haben, wie man sagt. Dabei ist immer festzuhalten, dass die Werthschätzung niemals die Ursache einer Handlung ist; vielmehr tritt durch eine alte Association der Mechanismus automatisch in Bewegung, wenn eine werthgeschätzte Vorstellung im Gehirn aufgestiegen ist: es ist ein regelmässiges Nacheinander,

nicht Ursache und Wirkung, so wenig etwa, als ein Wort die Ursache des Begriffs ist, welcher bei seinem Erklängen in uns erscheint. — Wollende Zeitalter waren bis jetzt immer gedankenarm, aber nothwendig ist dies nicht.



Die Menschen gehen an der *Verfeinerung des Intellects* zu Grunde: physisch und vielleicht auch moralisch. — Wir Glücklichen! Wir sind in dem *Reich der Mitte!*



Für die bisweilen sichtbar werdende Verdüsterung der Welt giebt es folgende Veranlassungen: *erstens* die Kreuzung der Culturen, aus welcher viel Hässlichkeit entsteht: der beständige Anblick des Hässlichen macht düster; *zweitens* die moralische Phantastik des Christenthums, welche den menschlichen Handlungen nur die bösen Prädicate gelassen hat und eine Verherrlichung von Leben, Menschen, Handlungen eigentlich unmöglich machen wollte: wenn man niemals verherrlichen darf, wird man düster; *drittens* das Barbarische und Thierhafte, das uns zeitlich noch nicht fern genug liegt; *viertens* die Angst vor dem Individuellen und die Beargwöhnung desselben, weil die Gesellschaft ihrer selber nicht mehr sicher ist; *fünftens* die Angst vor dem Natürlichen, welche an die Stelle der früheren Angst vor der Natur getreten ist; *sechstens* die Vergleichung des Lebens mit imaginären Seligkeiten, von denen das Christenthum und die Dichter gesprochen haben; *siebentes* das übertriebene Gefühl der Verantwortlichkeit, welches alle indifferenten, kleinen und harmlosen Dinge wegstreicht und in jedem Falle so gehandelt wissen will, dass man damit einem Ankläger Stand halten kann.



Wenn ein Volk auf bestimmten moralischen Urtheilen stehen bleibt, so wird es dadurch beschränkt, verknöchert, isolirt, alt und geht endlich daran zu Grunde.



Die Lüge und die Verstellung, welche innerhalb der Gemeinde gross gezüchtet werden, zur Herstellung der Gleichheit, ergeben zuletzt einen freien Ueberschuss, der sich in der Erzeugung von Dichtern und Schauspielern entladet. Man denke, welche Lust eine Gemeinde an der Aufschneiderei, Schimpferei, Taschenspielerei und ähnlichen Urkünsten hat.

2. Culturgeschichte.

Grundsatz: in der gesammten Geschichte der Menschheit bisher kein Zweck, keine vernünftige geheime Leitung, kein Instinct, sondern Zufall, Zufall, Zufall — und mancher günstige. Diese sind in's Licht zu setzen. Wir dürfen kein falsches Vertrauen haben und am allerwenigsten uns weiter auf den Zufall verlassen. Derselbe ist in den meisten Fällen ein sinnloser Zerstörer.



Was die Werthschätzungen ursprünglicher Völker ausmacht, lässt sich durch keine Phantasie *errathen*, man muss es erfahren. Bestimmte Gebräuche und der damit verbundene Gedankenkreis sind *nicht* zu *construiren*; wenn man von den „natürlichen“ Bedürfnissen und Begehrungen der Menschen redet, so denkt man sich die Sache zu einfach: die intellectuellen Bedürfnisse zum Beispiel sind höchst absonderlich befriedigt worden.



Es ist die Art der Juden, ihre Chancen im Verhältniss zu Personen auszunützen, indem sie dicht an die Grenze derselben treten und es merken lassen, dass sie sich an der Grenze wissen. Dies macht sie zudringlich. Wir alle wollen ja unnahbar sein und unbegrenzt erscheinen; die Juden wirken diesem phantastischen Unfassbar-sein-wollen bei einzelnen und bei Nationen entgegen und werden dafür sehr gehasst.

◆

Die Griechen in alter Zeit hielten Milch und Honig für die Kost der Götter — das waren keine Weintrinkerzeiten. Den Germanengöttern war Meth der Trank, der Unsterblichkeit gab: da haben wir die Trinker. Soma der Eranier ein *berauschendes* Getränk, das nur im Opfer vorkommt. Also: man bringt in Gedanken die berauschenden Getränke und die Empfindungen der Unsterblichkeit und Leidlosigkeit in Verbindung. Durch den Genuss des Soma hören für den Sterblichen am Ende der Tage alle Leiden der Sterblichkeit auf, sie gehen zur Seligkeit der Götter über. Die Entzückung bei Milch und Honig: zu denken an Ninon de Lenclos, welche eine Suppe schon berauschte.

◆

Der Wein hat anders auf die Griechen gewirkt, als auf unsere alkoholisirten Gehirne. „Unvermischter Wein macht wahnsinnig“ sagten sie.

◆

Dionysisch. — Für uns ist der Wein etwas sehr Nüchternes! Und so suchen wir die Ursache des Dionysischen *neben* dem Wein und nehmen dessen Wirkung höchstens als Symbol. Umgekehrt! Die Wirkung des Weins war das Neue, was man

nur wie ein neues Leben und eine neue Gottheit zu fassen wusste: man verstand andere Erscheinungen *darnach* symbolisch.

◆

Die epileptische Drehwuth, welche die hysterischen Weiber Griechenlands befiel, wurde mit dem Weintaumel verglichen.

◆

Das Alterthum wirkte als *reizvoller Zwang* auf die überschäumende Kraft der Renaissancemenschen. Man unterwarf sich dem Stile, man empfand die besiegte Schwierigkeit, nicht natürlich zu sein, es war die Handlungsweise von starken Menschen, welche *gegen sich* stolz und herrschsüchtig sind. Nicht zu verwechseln mit dem feigen Slavensinn ängstlicher Gelehrter!

◆

Die feine höfische Cultur unter Ludwig XIV. hatte in vielen Stücken den Stoicismus nöthig; viele Empfindungstürme musste man in's Herz verschliessen, viele Müdigkeit verhehlen, vielen Schmerz mit Heiterkeit bedecken. Unseren bequemen Mitmenschen würde diese Lebensart zu streng sein.

3. Die Deutschen.

In diesem Jahrhundert haben sich die Franzosen einen Geschmack an der Malerei anerzogen (durch Zeichnen), der dem vorigen Jahrhundert fehlte. Die Italiäner haben ihr Ohr für den Gesang verloren, die Deutschen haben politische Leidenschaft gelernt, und die Engländer haben sich an die Spitze der Wissenschaft gestellt.

◆

Mir thut das amerikanische Lachen wohl, diese Art von derben Seeleuten wie Marc Twain. Ich habe über nichts Deutsches mehr lachen können.

◆

Das Schöne — darunter verstehen die Amerikaner jetzt das Ruhig-Rührende. Es ist dem geschäftlichen Ernste und der practischen Erwägung der Folgen, der Trockenheit und der Leidenschaft des Jagens, Gewinnens und Sich-besinnens entgegen.

◆

Von einem Gedanken *glühen*, von ihm verbrannt werden — das ist französisch. Der Deutsche bewundert sich und stellt sich mit seiner Passion vor den Spiegel und ruft andere hinzu.

◆

In Frankreich möchte sich der esprit gern Genie geben. In Deutschland möchte das Genie sich gern esprit geben.

◆

Den Deutschen fehlt es an esprit, weil sie keinen Ueberschuss von Geist besitzen: haben sie den ihren angewendet, so sind sie arm und sitzen da. Sie hassen ihn und doch fühlen sie, dass ohne ihn die Geselligkeit eine langweilige Flegelei ist: — daher „Gemüth“!

◆

Wie kommt es, dass die Deutschen keinen Geist haben? Sie empfinden langsam und lassen ihre Empfindungen nicht reif werden, sie kreuzen sie durch Beruf oder alltägliche

Dinge: so machen sie sich mittelmässig, sie bleiben immer wie unreife Früchte.

1. Sie verstehen nicht Musse zu haben.
2. Sie nehmen ihre Erlebnisse nicht ernst, als wichtig genug des allgemeinen Nachdenkens.
3. Sie lesen zu viel und sind eifrig servil gegen eine herrschende Partei oder Hof.
4. Sie machen Musik, nicht um eine Passion zu ertragen und sich zu erleichtern, sondern um sich *aufzuregen*! Deshalb brauchen sie die leidenschaftlichste Musik.



In Deutschland hat man fast das Bedürfniss und daher auch den Sinn der unschuldigen Musik verloren; man denkt der Zeiten, wo auch die guten Frauen sich nicht genügend für die Nacht vorbereitet zu haben glaubten, wenn nicht der Schlaftrunk, ein schwerer, heisser, überwürzter Wein, vor ihnen stand.



Aus welchen erbärmlichen Elementen der deutsche Socialismus besteht in seinen *Führern*, ist daraus zu ersehen, dass keiner die volle Enthaltung von geistigen Getränken gefordert hat. Und doch ist diese Plage viel verhängnisvoller als irgend ein socialer Druck!



Schwärmerische, mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung in's Wasser, und der Geliebte selber etwas Furchtbares, Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber ein Uebelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist und alles in sehr

reizvoller Natur: das sind jetzt die Erholungen des *eisernen* Deutschlands. — Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten, als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde — so wird die *Wirklichkeit* beschrieben!

◆

Die Deutschen wechseln ab mit Hingebung an das Ausländische und einem rachesüchtigen Verlangen nach Originalität, (Rache für ihre Scham beim Rückblick) — und die ganz unbedenklich guten Deutschen, welche productiv sind, sind *Vermittler* gewesen und haben europäisch gearbeitet, wie Mozart und die Historiker u. s. w. — Die Deutschen, zum Beweise, dass ihre Originalität nicht Sache der Natur, sondern des Ehrgeizes ist, meinen, sie liege in der völligen und faustdicken *Verschiedenheit*: aber so dachten Griechen nicht gegen den Orient, noch Römer gegen Griechen, noch Franzosen gegen Römer und Renaissance — und *wurden* original (man *ist* es nämlich zuerst nicht, sondern man ist roh!).

◆

Ich halte es nicht in Deutschland aus, der Geist der Kleinheit und der Knechtschaft durchdringt alles, bis in die kleinsten Stadt- und Dorfblätter herab und ebenso hinauf bis zum achtenswerthesten Künstler und Gelehrten — nebst einer gedankenarmen Unverschämtheit gegen alle selbständigen Menschen und Völker. Dazu ist man eilig und ängstlich für die Gegenwart, misstrauisch für das Kommende und gegen einander so vorwurfsvoll, und schlägt sich mit einem pomphaften Scheingenuss die Sorgen scheinbar aus dem Kopfe.

◆

Es giebt wirklich Menschen, welche eine Sache damit geehrt zu haben glauben, dass sie dieselbe *deutsch* nennen. Es ist der Gipfel der nationalen Verdummung und Frechheit.

◆

Unbeschreiblicher Ekel, wenn unsere Gebildeten von der Nothwendigkeit einer idealen Bildung und einer Erneuerung der Religion phantasiren! Dieses verlogene Gesindel, das bei Musik und Schauspiel wieder religiös werden will und sich in den Kopf setzt, sobald es nur wieder im Herzen zu zittern beginnt, alle Redlichkeit des Kopfes fahren zu lassen und sich kopfüber in den mystischen Schlamm zu stürzen! Recht der Gedanke einer durch Politik und Geldgier verdummt und servil gewordenen Generation! Denn ob man einem Napoleon oder dem Nationalitätsprincip dient, beides führt zur Sklaverei und zum schliesslichen Ekel an sich: wohl dann der Religion! Wohl den Künstlern, welche den Anstand einer freien geistigen Haltung nicht angeboren haben! Früher dachte ich: wir sind anderer Art, anderer Herkunft; nichts war mir fremder, als mich *diesen* Strömungen der Nationalität und der Neigung zur Mystik *anzubieten*! Ich sah sie — mir ekelte damals und jetzt davor. Allein sein! abseits leben! war immer meine Devise. Was geht es mich an, dass die, welche damals darin mir gleich gesinnt erschienen, jetzt alle sich *dort anbieten*! —

◆

Unter Ausländern kann man hören, dass die Juden noch nicht das Unangenehmste sind, was aus Deutschland zu ihnen komme.

◆

Die Deutschen meinen, dass die *Kraft* sich in Härte und Grausamkeit offenbaren müsse, sie unterwerfen sich dann gerne und mit Bewunderung: sie sind ihre mitleidige Schwäche, ihre Empfindlichkeit für alle Nichtse auf einmal los und geniessen andächtig den *Schrecken*. Dass es *Kraft* giebt in der Milde und Stille, das glauben sie nicht leicht. Sie vermissen an Goethe Kraft und meinen, Beethoven habe mehr: und darin irren sie!!



Die Deutschen haben Misstrauen, dass man ihnen Leidenschaften zutraue; deshalb machen sie sofort Grimassen und Excesse, *nicht* aus Stärke des Affectes, sondern um sich Glauben zu verschaffen. Derart sind selbst die Leidenschaften bei Richard Wagner: so, dass man im Leben jeden für toll halten müsste, der dergestalt seinen Empfindungen nachläuft (Ekel genügt, um jemand zu tödten). Es fehlt ganz der Genuss, den man ehemals moralisch nannte: dass einer sein Pferd zu reiten verstehe, dass es schön, kühn, leidenschaftlich sei, wie sein Reiter, letzterer aber die Schönheit, Kühnheit, Leidenschaft durch seine Vernunft *hindurch* leuchten lasse, welche alles mässigt und zum Ansehen erträglich macht. Bei dem wahnsinnigen Jagen jener Rosse hat man Schwindel und Erschöpfung.



Die Deutschen *möchten* gar zu gern grosse Leidenschaften haben. Nun, es thut nichts, wenn sie dieselben ohne Grimassen nicht darzustellen wissen: auf die Dauer werden sie sie haben! Dann werden sie auch erkennen, dass zwar Kraft das Erste ist, dass es aber Arten der Kraft giebt, welche ohne Grimassen sind.



Gehorchen, mehr thun als seine Pflicht ist, Lob ablehnen, stolz sein auf Integrität: *deutsch*. Jetzt haben wir die wüthend gewordene Eitelkeit, und leider sind einige unserer hervorragenden Denker und Künstler vorangegangen: jeder will mehr bedeuten als sein und macht für sich „Reclame“.



Wie deutsche Maler jetzt malen, deutsche Musiker componiren, deutsche Dichter dichten: man hört die Anmaassung, die Schauspielerei der Grösse heraus.



Bei unseren grössten Männern muss man immer noch sagen: möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein!



Ein Mann mit Geist erhebt sich in Deutschland *zu hoch* über seine Mitbürger und wird zum Narren; der Nebel umhüllt seinen Kopf. — Er entartet so leicht, weil nichts neben ihm ihn in Schranken hält; er schiesst aus nach allen Seiten und ist von einer hässlichen Fruchtbarkeit.



Die Werke des deutschen Genie's halten sich nicht, wenn sie in's Ausland kommen: sie müssen, wie die italiänischen Weine, an Ort und Stelle getrunken werden.



Suche doch ja der Ausländer die Naiverät oder gar die Ursprünglichkeit nicht mehr bei den Deutschen! In Frank-

reich ist die Naivetät durch den Hof erstickt worden, in Deutschland durch die „Genie's“ — man hat gar zu lange mit ihr Theater gespielt und Krieg geführt. Das vermochte der verfluchte neidische Dünkel in allen jenen Genie's, welche den Franzosen ihren Geist und ihre anmuthige Beweglichkeit und den Griechen ihre Ursprünglichkeit nicht verzeihen konnten und die „deutsche Naivetät“ dagegen in's Feld führten. Aber es giebt nicht nur Gespenster, welche verschwinden, wenn man von ihnen spricht, sondern auch wirkliche Eigenschaften, bei Völkern und einzelnen.



Wo sind die grossen Seelen hin? Was man jetzt so nennt — da sehe ich nicht *mehr* als Menschen, die mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft vor sich selber Komödie spielen, vor sich selber Effect machen wollen und mit einer kaum erdenklichen Gier nach dem Publicum hinhorchen, weil dessen Applaus und Vergötterung ihnen selber den Glauben an sich geben soll. Ihre Wirkung auf andere ist für diese durch allzugrosse Anstrengung immer Erschöpften eine Kraftbrühe. Es ist eine Krankheitsgeschichte!



Unser nervöses Zeitalter prätendirt, dass eine ewige Erregtheit und Ungleichheit der Stimmung die grossen Menschen auszeichne: sie wissen nichts von dem gleichmässigen, tiefen, mächtigen Strömen nach einem Ziele zu: sie plätschern und machen Getöse und fühlen nicht die Erbärmlichkeit dieser launischen Erregbarkeit.

4. Modernität.

Das *vornehme* Aussehen entsteht dadurch, dass der Körper, mehrere Geschlechter hindurch, *Musse* hatte, um allen Anforderungen des Stolzes gemäss sich zu bewegen: nicht also durch die Bewegungen eines Handwerks oder um gemeinen Gesellen zu befehlen, gezwungen und gewöhnt wurde, gemeine und erniedrigende Gesten oder Töne hervorzu- bringen: gemein, das heisst nicht unserem Individuum und seinem Stolz angemessen. Wenn der Stolz sehr hoch gieng, in's Geistigste, so entsteht englische Majestät, Güte und Grösse gemischt: denn der höchste Stolz beugt sich väter- lich und gütig zu den Anderen und versteht sich nicht anders als herrschend und fürsorgend. — An unseren politischen parvenus fehlt eben dies: man glaubt nicht an ihr *natürliches, eingeborenes* Herrschen und Fürsorgen für andere.



Der Haupterfolg der *Arbeit* ist die Verhinderung des Müssigganges der gemeinen Naturen, auch zum Beispiel der Beamten, Kaufleute, Soldaten u. s. w. Der Haupteinwand gegen den Socialismus ist, dass er den gemeinen Naturen den Müssiggang schaffen will. Der müssige Gemeine fällt sich und der Welt zur Last.



Der kaufmännische Geist hat die grosse Aufgabe, den Menschen, die der Erhebung unfähig sind, eine Leidenschaft einzupflanzen, die ihnen weite Ziele und eine vernünftige Verwendung des Tages giebt, zugleich aber auch sie so *auf- braucht*, dass sie alles Individuelle nivellirt und vor dem Geiste wie vor einer Ausschweifung schützt. Er bildet eine neue Gattung Menschen, welche die Bedeutung haben, wie

die *Slaven* im Alterthum. Dass sie *reich* werden, giebt ihnen so lange Einfluss, als die Geistmächtigen ihren Vorthail nicht kennen und Politik machen wollen. Dieser Arbeiterstand *zwingt* auf die Dauer die höheren Naturen, sich auszuscheiden und eine *Aristokratie* zu bilden. *Einstweilen* gehören die Künstler und Gelehrten *zu* diesem Arbeiterstande, sie dienen ihm, weil sie viel Geld wollen. Die Unfähigkeit der Musse und der Leidenschaft ist allen zu eigen (*folglich* eine grosse Affectation von beiden bei den Künstlern, weil diese durch etwas Ungewöhnliches unterhalten wollen). Das Geldinteresse zwingt ihnen ein politisches Interesse auf, und *dies* ein religiöses Interesse; sie müssen Theile von sich selber in Abhängigkeit und Respect erhalten — deshalb die *englische* Bigotterie, als die des kaufmännischen Geistes.



So wenig als möglich Staat! Ich bedarf des Staates nicht, ich hätte mir, ohne jenen herkömmlichen Zwang, eine bessere Erziehung gegeben, nämlich eine auf meinen Leib passende, und die Kraft gespart, welche im Sichlosringen vergeudet wurde. Sollten die Dinge um uns etwas unsicherer werden, um so besser! Ich wünsche, dass wir etwas vorsichtig und kriegerisch leben. Die Kaufleute sind es, die uns diesen Ofen-Sorgenstuhl Staat so einladend wie möglich machen möchten, sie beherrschen mit ihrer Philosophie jetzt alle Welt. Der „industrielle“ Staat ist nicht meine Wahl, wie er die Wahl Spencer's ist. Ich selber will so viel als möglich Staat sein, ich habe so viele Aus- und Einnahmen, so viele Bedürfnisse, so viel mitzuthemen. Dabei arm und ohne Absicht auf Ehrenstellen, auch ohne Bewunderung für kriegerische Lorbeeren. Ich weiss, woran diese Staaten zu Grunde gehen werden, an dem Non-plus-ultra-Staat der

Socialisten: dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn. Ich will versuchen, auch im Gefängniss noch heiter und menschenwürdig zu leben. Die grossen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht, mitzujammern, sondern zu sagen: *das fehlt euch*, ihr versteht nicht als Person zu leben und habt der Entbehrung keinen Reichthum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen. Die Statistik beweist, dass die Menschen *zunehmen* im *Gleichwerden*, das heisst, dass —

◆

Das moderne Leben will so sehr wie möglich vor allen Gefahren geschützt sein: mit den Gefahren aber geht viel Munterkeit, Uebersinn und Anregung verloren. Unsere groben Remeduren sind Revolutionen und Kriege.

◆

Die Kriege sind einstweilen die grössten Phantasieaufregungen, nachdem alle christlichen Entzückungen und Schrecknisse matt geworden sind. Die sociale Revolution ist vielleicht etwas noch Grösseres, deshalb kommt sie. Aber ihr Erfolg wird geringer sein, als man denkt: die Menschheit *kann* so sehr viel weniger als sie *will*, wie es sich bei der französischen Revolution zeigte. Wenn der grosse Effect und die Trunkenheit des Gewitters vorbei ist, ergiebt sich, dass man, um mehr zu können, mehr Kräfte, mehr Uebung haben müsste.

◆

Ich glaube, dass viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mässigen Sitten, ihrer Sanftmuth, ihrem Sinn für's

Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt würden.

◆

Nehmen wir an, dass ein guter Arzt unter Wilde käme, und liesse sich das Zauberer-Wesen gefallen, um wie viel wäre er allen Zauberern überlegen! Ebenso jeder gute Historiker jetzt jedem Propheten!

◆

Ehemals meinte einer Wunder *wie weit* er von sich aus gekommen sei, heute unterschätzt mancher umgekehrt sein eigenes Zuthun und sieht nur *auf sich Gewirktes*.

◆

Die ärmliche Handvoll Wissen, womit die heutige Erziehung den Gebildeten abfindet, scheint diesen engen und pfäffischen Köpfen schon zu viel; sie bekommen Angst, es möchte der Kunst ein Abbruch geschehen, und dieselbe sich nicht mehr so dunkelhaft gebärden dürfen, wie es jetzt wohl geschieht. — Die Nothstände, welche bei jenen seltenen Menschen entstehen, in denen die Wissenschaft ein gewaltiges Feuer ist, dürften solche Köpfe wahrlich nicht im Munde führen.

◆

Gewiss ist unsere gegenwärtige Bildung etwas Erbärmliches, eine faul riechende Schüssel, in der lauter geschmacklose Brocken durch einander schwimmen, Brocken von Christenthum, von Wissen, von der Kunst, an denen sich nicht einmal

Hunde satt essen könnten. Aber die Mittel, gegen diese Bildung etwas aufzustellen, sind kaum weniger erbärmlich, nämlich christlicher Fanatismus oder wissenschaftlicher Fanatismus oder künstlerischer Fanatismus von Leuten, die kaum auf ihren Beinen stehen können; es ist, als ob man einen Mangel durch ein Laster curiren wolle. In Wahrheit erscheint aber die gegenwärtige Bildung erbärmlich, weil eine grosse Aufgabe vor ihr am Horizont aufgestiegen ist, nämlich die Revision aller Werthschätzungen; dazu bedarf es aber, noch bevor die sämtlichen Dinge auf die Wage gelegt werden, der Wage selber, — ich meine jene höchste Billigkeit der höchsten Intelligenz, welche im Fanatismus ihren Todfeind und in der jetzigen „allseitigen Bildung“ ihren Affen und Vortänzer hat.



Zur selben Zeit geht immer in uns eine Art Betrachtung der Welt ihrem Ende zu und eine andere wächst: denn unsere unklare Erziehung macht uns mit verschiedenen zu gleicher Zeit bekannt, und jede versucht auf unserem Boden zu wachsen.



Das allgemeine Merkmal der Zeit: wir wissen, was nie eine Zeit wusste, es gab und giebt eine Unzahl verschiedener Werthschätzungen derselben Dinge, und vielleicht mehrt sich die Zahl, je mehr die selbständigen Menschen an Zahl zunehmen (ihnen entsprachen ehemals selbständige Cultur-Völker). Je verschiedener aber die Werthschätzungen, um so mehr können die Menschen gegen einander *austauschen*, der geistige und seelische Verkehr nimmt zu. Man *lernt* die Anderen *verstehen*, um zu wissen, was man ihnen anbieten, was man von ihnen verlangen kann. — Sorge zu tragen,

dass keine imaginären Dinge eingeschmuggelt werden, wodurch der Werth aller wahren gefälscht wird. Dies ist das *allgemeine* Interesse.



Es fehlen nur noch die grossen überzeugenden Menschen, — sonst ist alles zu einer völligen Veränderung vorbereitet, Principien, Misstrauen, Auflösung aller Verträge, die Gewöhnung, ja das Bedürfniss der Erschütterung, die Unzufriedenheit.



Ein Zeitalter des Ueberganges: so heisst unsere Zeit bei jedermann, und jedermann hat damit Recht. Indessen nicht in dem Sinne, als ob unserem Zeitalter dies Wort mehr zukomme als irgend einem anderen. Wo wir auch in der Geschichte Fuss fassen, überall finden wir die Gährung, die alten Begriffe im Kampf mit den neuen, und die Menschen der feinen Witterung, die man ehemals Propheten nannte, die aber nur empfanden und sahen, was an ihnen geschah — wussten es und fürchteten sich gewöhnlich sehr. Geht es so fort, fällt alles in Stücke, nun so muss die Welt untergehen. Aber sie ist nicht untergegangen, die alten Stämme des Waldes zerbrachen, aber immer wuchs ein neuer Wald wieder: zu jeder Zeit gab es eine verwesende und eine werdende Welt.

5. Zukunft.

Ein Zeitalter der Barbarei beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen! — Sehen wir zu, wie wir das Höhere, den Extract unseres jetzigen Erkennens, *doch* erhalten: durch eine Gemeinschaft freier Einzelner, welche sagen:

1. Es giebt keinen Gott.
2. Keinen Lohn und Strafe für Gutes und Böses (sittliche Weltordnung).

3. Gut und Böse gilt je nach dem Ideal und der Richtung, in der wir leben: der beste Theil davon ist uns vererbt, zudem ist es möglich, dass diese Urtheile selbst in Bezug auf die Förderung des jeweiligen Ideals *falsch* sein können. Das Ideal ist die Vorwegnahme der Hoffnungen unserer Triebe (der herrschenden Triebe).

Um sich in der Barbarei trotzdem zu *erhalten*, wird diese Gemeinde rauh und tapfer sein müssen. — Ascetische Vorbereitung.



Unsere Triebe toben sich in den Listen und Künsten der Metaphysiker aus, sie sind die Apologeten des *menschlichen Stolzes*: die Menschheit kann ihre verlorenen Götter nicht verschmerzen! Gesetzt, diese Leidenschaft rast sich aus: welcher Zustand der Ermattung, der Blässe, der erloschenen Blicke! Das höchste Misstrauen gegen den Intellect als Werkzeug der Triebe: die Nachgeburt des Stolzes ist die Sceptis. Die peinliche Inquisition gegen unsere Triebe und deren Lügnerei. Es ist eine letzte Rache: in dieser *Selbstzermalmung* ist der Mensch immer noch der Gott, der sich selber verloren hat. Was folgt auf diese gewaltsame Sceptis? Die Erschöpfung, die zweite Erschöpfung, ein Greisenthum: alle Vergangenheit wird matt empfunden, die Verzweiflung selber wird zur Historie, und zuletzt ist das Wissen um alle diese Dinge noch ein genügender Reiz für diese Greise. —

Diese ganze Geschichte spielt sich in immer weniger Köpfen ab. Aber der Verlust des Glaubens wird ruchbar unter allen Uebrigen — und nun folgt nach: das Aufhören der Furcht, der Autorität, des Vertrauens, das Leben nach

dem Augenblick, nach dem grössten Ziele, nach dem Sichtbarsten: eine *umgekehrte* Bewegung leitet sich ein. Das Vertrauen ist noch am grössten für das, was dem früheren Ziele am entgegengesetztsten ist! Ein Versuchen und Experimentiren, ein Gefühl der Unverantwortlichkeit, die Lust an der Anarchie! An die Stelle des Stolzes ist die *Klugheit* getreten. Die Wissenschaft tritt in *ihren* Dienst. Eine gemeinere Gattung von Menschen bekommt das Regiment (statt der noblesse oder der Priester): erst die Kaufleute, nachher die Arbeiter. Die Masse tritt auf als Herrscher: das Individuum muss sich zur Masse lügen. — Nun werden immer noch solche geboren, die in früheren Zeiten zu der herrschenden Classe der Priester, des Adels, der Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, noblesse und Individual-Bedeutung. Es sind Nachgeborene. Sie müssen sich eine Bedeutung *geben*, ein Ziel *setzen*, um sich nicht schlecht zu befinden. Lüge und heimliche Rückflucht zum Ueberwundenen, Dienst in nächtlichen Tempeltrümmern sei ferne! Dienst in den Markthallen ebenfalls! Sie ergreifen die Theile der Erkenntniss, welche *durch das Interesse der Klugheit* nicht gefördert werden! Ebenso die Künste, welchen der müde Geist abhold ist! Sie sind Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur grössten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reserviren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehen sie — die Menschheit wird sie vielleicht einst nöthig haben, wenn der gemeine Rausch der Anarchie vorüber ist. Pfui über die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als ihre Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten. — Wir wollen auch das böse Gewissen für die Wissenschaft

im Dienste der Klugen sein! Wir wollen bereit sein! Wir wollen Todfeinde derer von den Unseren sein, welche zur Verlogenheit Zuflucht nehmen und Reaction wollen! — Es ist wahr, wir stammen von Fürsten und Priestern ab: aber eben deshalb halten wir unsere Ahnen hoch, weil sie *sich selber überwunden haben*. Wir würden sie schänden, wenn wir ihr Grösstes verleugneten! Was gehen uns also die Fürsten und Priester der Gegenwart an, welche durch den Selbstbetrug leben müssen und wollen!



Zeichen des nächsten Jahrhunderts:

Erstens: das Eintreten der Russen in die Cultur. Ein grandioses Ziel. Nähe der Barbarei, Erwachen der Künste, Grossherzigkeit der Jugend und phantastischer Wahnsinn und wirkliche Willenskraft.

Zweitens: die Socialisten. Ebenfalls wirkliche Triebe und Willenskraft. Association. Unerhörter Einfluss einzelner. Das Ideal des armen Weisen ist hier möglich. Feurige Verschwörer und Phantasten ebenso wie die grossen Seelen finden ihres Gleichen. — Es kommt eine Zeit der Wildheit und Kraftverjüngung.

Drittens: die religiösen Kräfte könnten immer noch stark genug sein zu einer atheistischen *Religion à la Buddha*, welche über die Unterschiede der Confession hinweg striche, und die Wissenschaft hätte nichts gegen ein neues Ideal. Aber allgemeine Menschenliebe wird es nicht sein! Ein neuer Mensch muss sich zeigen. — Ich selber bin ferne davon und wünsche es *gar nicht!* Es ist aber wahrscheinlich.



Die Menschheit wird sich im neuen Jahrhundert vielleicht schon viel mehr Kraft durch Beherrschung der Natur erworben haben, als sie verbrauchen kann, und dann wird etwas vom Luxushaften unter die Menschen kommen, von dem wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Ge-
setzt, der Idealismus der Menschen in ihren Zielen bliebe nicht stehen, so könnten dann grossartige Unternehmungen gemacht werden, wie wir sie jetzt noch nicht träumen. Allein die Luftschiffahrt wirft alle unsere Culturbegriffe über den Haufen. Statt Kunstwerke zu schaffen, wird man die Natur im grossen Maasse verschönern in ein paar Jahrhunderten Arbeit, um zum Beispiel die *Alpen* aus ihren Ansätzen und Motiven der Schönheit zur Vollkommenheit zu erheben. Dann wird alle frühere Litteratur etwas nach der Enge kleiner Städte riechen. Ein Zeitalter der Architectur kommt, wo man wieder für Ewigkeiten, wie der Römer baut. Man wird die zurückgebliebenen Völkerschaften Asien's, Africa's u. s. w. als Arbeiter verwenden, die Bevölkerungen des Erdbodens werden anfangen sich zu mischen. Wenn man an die Vergangenheit denkt, wird man an den düsteren Trübsinn und die träge Beschaulichkeit derselben denken. Feuer und Ueberschuss an Kraft: Folge der gesunden Art zu leben. Um eine solche Zukunft vorzubereiten, müssen wir die Trübsinnigen, Griesgrämigen, Nörgler, Pessimisten separiren und zum Aussterben bringen. Die Politik so geordnet, dass mässige Intellecte ihr genügen, und nicht jedermann jeden Tag drum zu wissen braucht. Ebenso die wirtschaftlichen Verhältnisse ohne die Gier, ob leben und sterben. Zeitalter der Feste.

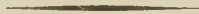


In der Zukunft wird es geben: erstens zahllose Anstalten, in welche man sich zeitweilig begiebt, um seine Seele in

Cur zu nehmen; hier wird der Zorn bekämpft, dort die Wollust u. s. w.; zweitens zahllose Mittel gegen die Langlei-
weile; zu jeder Zeit wird man Vorleser hören können und
dergleichen; drittens Feste, in welchen viele einzelne Er-
findungen zum Gesammtzweck des Festes vereinigt sind;
denn die, welche ein Fest feiern, müssen am Feste mit er-
funden haben; viertens, es werden sich einzelne und ganze
Gruppen geloben, niemals gerichtliche Hülfe in Anspruch
zu nehmen.



Hundert tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt
Venedig — dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen
der Zukunft.



Aus der Zeit
der Fröhlichen Wissenschaft

(1881/82)

I.

Philosophie im Allgemeinen.

Die Wissenschaft stellt auf, *worin der Mensch festgeworden* ist (nicht worin die Dinge — obschon sie so sich ausdrückt, jetzt!). Die Polypen werden sich des ungeheueren Gebirges *bewusst*, das sie gebaut haben, das aus ihnen besteht, dass sie ein *lebendiges* Gebirge von furchtbarer Festigkeit sind.



Zuletzt: unsere idealistische Phantasterei gehört *auch* zum *Dasein* und muss in *seinem Charakter* erscheinen! Es ist nicht die *Quelle*, aber deshalb ist es doch vorhanden. Unsere höchsten und verwegensten Gedanken sind Charakterstücke der „Wirklichkeit“. Unser Gedanke ist von gleichem Stoffe wie alle Dinge.



Wir dürfen nicht *wider den Strich* die Vernunft der Menschheit entwickeln, aber es ist auch dafür gesorgt, dass wir es nicht können.



Die Erkenntniss hat den Werth: erstens die „absolute Erkenntniss“ zu widerlegen, zweitens die objective zählbare Welt der nothwendigen Aufeinanderfolge zu entdecken.



Die Wissenschaft hat immer mehr das *Nacheinander* der Dinge in ihrem Verlaufe festzustellen, so dass die Vorgänge für uns practicabel werden (zum Beispiel wie sie in der Maschine practicabel sind). Die *Einsicht* in Ursache und Wirkung ist damit nicht geschaffen, aber eine *Macht über die Natur* lässt sich so gewinnen. Der Nachweis hat bald sein Ende, und eine weitere Verfeinerung hätte keinen Nutzen für den Menschen. — Bis jetzt war das die grosse Errungenschaft des Menschen, in vielen Dingen die *ihm mögliche* Genauigkeit in der Beobachtung des Nacheinander zu erreichen und so für seine Zwecke nachahmen zu können.



Wie kalt und fremd sind uns bisher die Welten, welche die Wissenschaft entdeckte! Wie verschieden ist zum Beispiel der Leib, wie wir ihn empfinden, sehen, fühlen, fürchten, bewundern, und der „Leib“, wie ihn der Anatom uns lehrt! Die Pflanze, die Nahrung, der Berg und was uns nur die Wissenschaft zeigt —, alles ist eine *wildfremde*, eben entdeckte, *neue* Welt, der grösste Widerspruch mit unserer Empfindung! Und doch soll allmählich „die Wahrheit“ sich in unseren Traum verketten und — wir sollen einmal *wahrer träumen!* — —



Das Bollwerk der Wissenschaft und ihrer Vernunft-Allgemeinheit muss erst errichtet sein, dann kann die Entfesselung der Individuen vor sich gehen: es darf keinen Irrthum dabei geben, weil die *Grenzen* der Vernünftigkeit vorher festgesetzt und in's Gewissen und den Leib einverleibt wurden. *Erst* Einverleibung der Wissenschaft — dann: —



Der letzte Nutzen der Erkenntniss und Wissenschaft ist, die Loslösung neuer Eier vom Eierstocke zu ermöglichen und immer neue Arten entstehen zu lassen: denn die Wissenschaft bringt die Kenntnisse der Erhaltungsmittel für neue Individuen. — Ohne Fortschritte der Erkenntniss würden neue Individuen immer schnell zu Grunde gehen, die Existenzbedingungen wären zu schwer und zufällig. Schon die Qual des inneren Widerspruches!

◆

Die Leidenschaft der Erkenntniss sieht *sich* als Zweck des Daseins, — leugnet sie die Zwecke, so sieht sie sich als *werthvollstes Ergebniss* aller Zufälle. Wird sie die Werthe *leugnen*? Sie kann nicht behaupten, der höchste Genuss zu *sein*! Aber nach ihm zu *suchen*? Das *genussfähigste Wesen auszubilden*, als Mittel und Aufgabe dieser Leidenschaft? Die Sinne steigern und den Stolz und den Durst u. s. w.?

◆

Einen Berg hinuntersteigen, die Gegend mit den Augen umarmen, eine ungestillte Begierde dabei. Die leidenschaftlich Liebenden, welche die *Vereinigung* nicht zu erreichen wissen (bei Lucrez). Der Erkennende *verlangt* nach Vereinigung mit den Dingen und sieht sich *abgeschieden* — dies ist seine Leidenschaft. Entweder soll sich alles in Erkenntniss auflösen, oder er löst sich in die Dinge auf — dies ist seine Tragödie. Letzteres sein Tod und dessen *Pathos*, ersteres sein Streben, alles zu Geist zu *machen*. — Genuss, die *Materie* zu besiegen, zu verdunsten, zu vergewaltigen u. s. w. Genuss der Atomistik, der mathematischen Punkte. Gier!

◆

Meine Brüder! Verbergen wir es uns nicht! Die Wissenschaft oder, ehrlicher geredet, die *Leidenschaft der Erkenntniss* ist da, eine ungeheuere, neue, wachsende Gewalt, dergleichen noch nie gesehen worden ist, mit Adlersschwung, Eulenaugen und den Füßen des Lindwurms — ja sie ist schon jetzt so stark, dass sie sich selber als Problem fasst und fragt: „wie bin *ich* nur möglich unter *Menschen*! Wie ist der Mensch fürderhin möglich *mit mir*!“



Alle Leidenschaft trübt den Blick, erstens für das Object, zweitens für den damit Behafteten. Und nun! *Paradoxie*! Leidenschaft der Erkenntniss, welche gerade die Erkenntniss erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft Befallenen! Unmöglich!! Ist diese schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber?



„Wissenschaft“ angeblich auf der Liebe zur Wahrheit um ihrer selber willen! Angeblich beim reinen Schweigen des „Willens“. In Wahrheit sind *alle unsere Triebe* thätig, aber in einer besonderen, gleichsam staatlichen Ordnung und Anpassung an einander, so dass ihr Resultat kein Phantasma wird: ein Trieb regt den anderen an, jeder phantasirt und will *seine* Art Irrthum durchsetzen: aber jeder dieser Irrthümer wird sofort wieder die Handhabe für einen anderen Trieb (zum Beispiel Widerspruch, Analyse u. s. w.). Mit allen den vielen Phantasmen erräth man endlich fast nothwendig die Wirklichkeit und Wahrheit, man stellt so viele Bilder hin, dass endlich eins *trifft*, es ist ein Schiessen aus vielen, vielen Gewehren nach *einem* Wilde, ein grosses Würfelspielen, oft nicht in einer Person, sondern in vielen, in

Generationen sich abspielend: wo dann ein Gelehrter eben auch nur *ein* Phantasma durchführt, und wenn es von einem anderen zu nichte gemacht ist, so hat sich die *Zahl der Möglichkeiten* (in der die Wahrheit stecken *muss*) *verkleinert* — ein Erfolg! Es ist eine Jagd. Je mehr Individuen einer in sich hat, um so mehr wird er allein Aussicht haben, eine Wahrheit zu finden, — dann ist der Kampf *in* ihm; und *alle* Kräfte muss er dem einzelnen Phantasma zu Gebote stellen, und später wieder einem anderen, entgegengesetzten: grosse Schwungkraft, grossen Widerwillen am Einerlei, vielen und plötzlichen Ekel muss er haben. — Jene Naturen, welche nur vergleichen, was andere einzelne schon phantasirt haben, bedürfen vor allem der *Kälte*: diese reden von der „Kälte der Wissenschaft“, es sind die Unproductiven, eine wichtige Classe Menschen, da sie den *Austausch* zwischen den Producenten herstellen, eine Art Kaufleute, sie schätzen den Werth der Producte ab. Auch *diese Fähigkeit* kann in *einem* Menschen, der sonst productiv ist, zuletzt noch da sein. Aber auch noch *eine wichtige Fähigkeit*: den *Genuss* an allen den verworfenen Phantasmen, das Schauspiel ihres Kampfes u. s. w. zu haben, — *die Natur darin sehen*.



Es ist eine *ganz neue Lage* — auch sie hat ihre Erhabenheit, auch sie kann heroisch aufgefasst werden: obschon es noch niemand gethan hat. Die wissenschaftlichen Menschen gewiss nicht: es sind landläufige Seelen, mit einem von ihrem Empfinden abgeschlossenen Reiche ihrer geistigen Thätigkeit: für sie ist die Wissenschaft vornehmlich etwas Strenges, Kaltes, Nüchternes — kein erschütternder Ausblick, kein Wagniss, kein Alleinstehen gegen alle Dämonen und Götter. Die Wissenschaft geht sie nichts an — das giebt ihnen die *Fähig-*

keit dazu! Hätten sie Furcht oder Witterung des Ungeheueren — so liessen sie die Hand davon. Diese Art Wissenschaft ist es allein, welche *bisher* der Staat gefördert hat! — das Streben nach Erkenntniss *ohne Heroismus*, als Geschäft, nützliche Verwendung der Verstandeskkräfte u. s. w.



Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniss wird es einer schwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und jedem, der für derlei „Ausschweifungen“ zu feige oder zu keusch ist, sei es billigerweise zugestanden, sich auch daraus eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, dass man zwar ein Mensch der Leidenschaft aber auch der *Herr* seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniss. Wie *Napoleon*, zum Erstaunen Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen liess und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen; er muss, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist — es ist sein wildester Hund —, zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewissheit, der Wille zur Unwissenheit, vor allem zur Narrheit sein *können*.



Ich habe alle meine Galle nöthig zur Wissenschaft.



In wiefern der *Sinn der Redlichkeit* die phantastische Gegenkraft der Natur zu *reizen* vermag! Ob wirklich die Menschen *nüchterner* werden? — Wir *begreifen* ja nur durch ein phantastisches *Vorwegnehmen* und Versuchen, ob die Realität *zufällig* in dem Phantasiebild erreicht ist; namentlich in der Historie u. s. w. Thukydides und Tacitus *müssen Dichter* sein. Selbst in der Wissenschaft der einfachsten Vorgänge ist Phantasie nöthig (zum Beispiel Mayer), — aber *hier* kann noch die *Täuschung* entstehen, als ob Nüchternheit productiv wäre!



Ich gestehe, die Welt, wie sie sich mir nach reiflichstem Besinnen darstellt, dieses fortwachsende Phantom der Menschenköpfe, an dem wir alle in voller Blindheit arbeiten, dichten, lieben, schaffen, — dies ist ein Resultat, welches eigentlich meinem männlichen Instinct zuwider ist: daran mögen sich Frauen und Künstler, gemäss ihrer Instincte und ihrer Verwandtschaft mit allem Phantomhaften ergötzen. Ich fürchte bei seinem Anblick für die männlichen Tugenden und weiss nicht recht, wobei sich noch Tapferkeit und Gerechtigkeit und harte, geduldige Vernünftigkeit geltend machen soll, wenn alles so werdend, so phantastisch, so unsicher, so grundlos ist. Nun, wenigstens dies soll uns bleiben: als Männer wollen wir uns doch eben diese Wahrheit sagen, wenn sie nun einmal Wahrheit ist, und sie nicht vor uns verhehlen! Auch dem Anatom ist der Cadaver oft zuwider — aber seine Männlichkeit zeigt sich im Beharren. *Ich will erkennen.*



Dies ist mir bewusst geworden: in welcher seltsamen *Vereinfachung der Dinge und Menschen* leben wir! wie haben

wir es uns *leicht* und *bequem* gemacht und unseren Sinnen einen Freipass für *oberflächliche* Beobachtung, unserem Denken für die tollsten, muthwilligsten Sprünge und *Fehlschlüsse* gegeben! Das Bild, welches allmählich die Wissenschaft ausführt, ist *nicht* aus anderen Erkenntnissquellen geschöpft: dieselben Sinne, dasselbe Urtheilen und Schliessen, aber gleichsam *moralisch geworden*, stoisch, geduldig, tapfer, gerecht, unermüdlich, nicht zu beleidigen, nicht zu entzücken. Es sind gute Sinne, es ist gutes Denken, was in der Wissenschaft arbeitet. Und diese Wissenschaft deckt nun endlich auch *dem guten Menschen* seine Oberflächlichkeit und seine Fehlschlüsse auf, die Grundlagen seiner Werthschätzungen, auch seinen *Aberglauben*, dass *der moralische Mensch* die Menschheit so weit entwickelt habe: der unmoralische Mensch hat nicht weniger Antheil — und selbst in der Wissenschaft sind fortwährend in feinen Dosen Feindschaft, Misstrauen, Rache, Widerspruchssinn, List, Argwohn, thätig und nöthig: in aller ihrer Tapferkeit, Gerechtigkeit und *ἀταραξία* ist dieses böse Element. Wenn die einzelnen Forscher nicht einseitig eingenommen für ihren Einfall wären, wenn sie nicht ihre Unterhaltung haben wollten, ihre Missachtung fürchteten — wenn sie sich nicht gegenseitig durch Neid und Argwohn in Schranken hielten, so *fehlte der Wissenschaft ihr gerechter und tapferer Charakter*. Aber als Ganzes erzieht sie zu gewissen *Werthschätzungen* — die *res publica* der Gelehrten erzwingt eine gewisse moralische Handlungsweise, mindestens den Ausdruck derselben.



Die Wissenschaft lieben, ohne an ihren Nutzen zu denken! Aber vielleicht ist sie ein Mittel, den Menschen in einem unerhörten Sinne zum Künstler zu machen! Bisher sollte sie

dienen. — Eine Reihenfolge schöner Experimente ist einer der höchsten Theatergenüsse.

◆

Die Gleichgültigkeit! Ein Ding geht uns nichts an, darüber können wir denken, wie wir mögen, es giebt keinen Nutzen und Nachtheil für uns, — das ist ein Fundament des wissenschaftlichen Geistes. Die Zahl dieser Dinge hat immer zugenommen; die Welt ist immer gleichgültiger geworden; — so nahm die unparteiliche Erkenntniss zu, welche allmählich ein *Geschmack* wurde und endlich eine Leidenschaft *wird*.

◆

Philosophie der Gleichgültigkeit. Was früher am stärksten reizte, wirkt jetzt ganz anders, es wird nur noch als *Spiel* angesehen und gelten gelassen (die Leidenschaften und Arbeiten), als ein Leben im Unwahren principiell verworfen, als Form und Reiz aber ästhetisch genossen und gepflegt, wir stellen uns wie die Kinder zu dem, was früher den *Ernst des Daseins* ausmachte. Unser Streben des Ernstes ist aber, alles als werdend zu verstehen, uns als Individuum zu verleugnen, möglichst aus *vielen* Augen in die Welt sehen, *leben* in Trieben und Beschäftigungen, um damit sich Augen zu machen, *zeitweilig* sich dem Leben überlassen, um hernach zeitweilig über ihm mit dem Auge zu ruhen: die Triebe unterhalten als Fundament alles Erkennens, aber wissen, wo sie Gegner des Erkennens werden: in Summa, *abwarten*, wie weit das *Wissen* und die *Wahrheit* sich *einverleiben* können, — und in wiefern eine Umwandlung des Menschen eintritt, wenn er endlich nur noch lebt, *um zu erkennen*. — Dies ist die Consequenz von der Leidenschaft der Erkenntniss: *es giebt für ihre Existenz kein Mittel*, als die Quellen und

Mächte der Erkenntniss, die Irrthümer und Leidenschaften auch zu erhalten, aus deren *Kämpfe* nimmt sie ihre erhaltende Kraft. — Wie wird das Leben in Bezug auf seine Summe von Wohlbefinden sich ausnehmen? *Ein Spiel der Kinder*, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über *diesen* und *jenen* Zustand, — und den Tod, wenn so etwas nicht möglich ist. — Nun kommt aber die schwerste Erkenntniss und macht alle Arten Leben furchtbar bedenkenreich: ein absoluter Ueberschuss von Lust *muss* nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unser selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen. Schon dies: wir haben die Vergangenheit, unsere und die aller Menschheit, auf die Wage zu setzen und *auch* zu überwiegen. — Nein! dieses Stück Menschheitsgeschichte *wird* und muss sich ewig wiederholen, *das* dürfen wir aus der Rechnung lassen, darauf haben wir keinen Einfluss: ob es gleich unser Mitgefühl beschwert und gegen das Leben überhaupt einnimmt. Um davon nicht umgeworfen zu werden, darf unser Mitleid nicht gross sein. Die Gleichgültigkeit muss tief in uns gewirkt haben und der Genuss im Anschauen auch. Auch das Elend der zukünftigen Menschheit soll uns *nichts* angehen. Aber *ob wir noch leben wollen*, ist die Frage: und wie?



Aufgabe: die Dinge *sehen, wie sie sind!* Mittel: aus hundert Augen auf sie sehen können, aus *vielen* Personen! Es war ein falscher Weg, das Unpersönliche zu betonen und das Sehen aus dem Auge des Nächsten als moralisch zu bezeichnen. *Viele* Nächste und aus *vielen* Augen und aus lauter persönlichen Augen sehen — ist das Rechte. Das „Unpersönliche“ ist nur das *geschwächt* Persönliche, Matte, — kann hier und da auch schon nützlich sein, wo es eben gilt,

die Trübung der Leidenschaft aus dem Auge zu entfernen. Die Zweige der Erkenntniss, wo *schwache* Persönlichkeiten nützlich sind, am *besten* angebaut (Mathematik u. s. w.). Der beste *Boden* der Erkenntniss, die starken mächtigen Naturen, werden erst spät für das Erkennen erobert (urbar gemacht u. s. w.). — Hier sind die treibenden Kräfte am grössten: aber das gänzliche Verirren und Wildwerden und Aufschliessen in Unkraut (Religion und Mystik) ist immer noch das *Wahrscheinlichste*. Die „Philosophen“ sind solche *mächtigen* Naturen, die für die Erkenntniss noch nicht urbar sind; sie erbauen, tyrannisiren die Wirklichkeit, legen sich *hinein*. Ueberall, wo Liebe, Hass u. s. w. *möglich* sind, war die Wissenschaft noch ganz *falsch*: hier sind die „Unpersönlichen“ *ohne* Augen für die wirklichen Phänomene und die starken Naturen sehen nur *sich* und messen alles nach *sich*. — Es müssen sich *neue* Wesen bilden.



Willst du ein allgemeines gerechtes Auge werden? So musst du es als einer, der durch *viele* Individuen gegangen ist und dessen letztes Individuum alle früheren als Functionen *braucht*.



Saugt euere Lebenslagen und Zufälle aus — und geht dann in andere über! Es genügt nicht, *ein* Mensch zu sein, wenn es gleich der nothwendige Anfang ist! Es hiesse zuletzt doch, euch aufzufordern, beschränkt zu werden! Aber aus einem in einen anderen übergehen und eine *Reihe von Wesen* durchleben!



Die Entstehung des Denkers und die Gefahren, an denen eine solche Entstehung gewöhnlich ihr Ende findet:

1. Die Eltern wollen ihres Gleichen aus ihm machen.
2. Man gewöhnt ihn an Beschäftigungen, die ihm die Kraft und die Zeit zum Denken wegnehmen; Berufe u. s. w.
3. Man erzieht ihn zu einer kostspieligen Lebensweise, der er nun wieder viel Kraft zuwenden muss, um die Mittel dazu zu schaffen.
4. Man gewöhnt ihn an Freuden, welche die des Denkens farblos erscheinen lassen, und an eine Stimmung der Unbehaglichkeit in Gegenwart der Denker und ihrer Werke.
5. Der Geschlechtstrieb will ihn antreiben, sich mit einem Weibe zu verbinden und fürderhin für die *Kinder* zu leben — nicht mehr für sich selber.
6. Seine Begabung bringt Ehren mit sich: und diese führen ihn zu einflussreichen Personen, welche ein Interesse haben, aus ihm ein Werkzeug zu machen.
7. Die Lust an Erfolgen in einer Wissenschaft macht ihn von den weiteren Zielen abtrünnig: er bleibt an den Mitteln kleben und vergisst den Zweck. — Daraus lassen sich die Maximen der Erziehung des unabhängigen Denkers ableiten. Und Vorschriften, um diese Vorschriften *aufs wirksamste* einzuprägen (namentlich *Entfernung* von der Gefahr, *Zwang* zu denken durch *sonstige* Unbeschäftigung u. s. w.). Mir liegt an der *Erhaltung meiner Art!!* —



Ueber die Beschäftigung mit der Wissenschaft giebt es noch keine schöne und gesunde Sitte. Man überträgt gedankenlos die Gewohnheiten anderer Beschäftigungen, zum Beispiel des Beamten, Commis, Gärtners, Arbeiters. Der Adel ist deshalb im Grossen so fruchtbar, weil er vornehme Sitten hinzubachte: die vornehmste ist, die Langeweile aushalten zu können. In der That, der wissenschaftliche Mensch muss sich täglich mehrere Stunden auf sich beschränken und,

da oft die Gedanken nicht gleich kommen, viele Langeweile ohne Ungeduld hinnehmen. Die Inder verstanden dies!

◆

Sich die Vortheile eines Todten verschaffen — es kümmert sich keiner um uns, weder für noch wider. Sich wegdenken aus der Menschheit, die Begehrungen aller Art verlernen: und den ganzen Ueberschuss von Kraft auf das *Zuschauen* verwenden. Der *unsichtbare Zuschauer* sein!

—

Moses Mendelssohn, dieser Erzengel der Altklugheit, meinte in Betreff der Zwecke, *Spinoza* werde doch nicht so närrisch gewesen sein, sie zu leugnen! —

◆

Schopenhauer'n war wohl ein Gedanke *Spinoza*'s im Herzen hängen geblieben: dass das Wesen jedes Dinges appetitus sei, und dass dieser appetitus darin bestehe, im Dasein zu beharren. Dies leuchtete ihm einmal auf und leuchtete ihm so ein, dass er den Vorgang „Wille“ nie mehr sorgfältig überdacht hat (ebenso wenig wie alle seine Grundbegriffe — er war in Betreff derer ohne Zweifel, weil er ohne rechte Vernunft und Empirie zu ihnen gekommen war).

◆

Wenn ein Forscher zu ungemeinen Resultaten kommt (wie Mayer), so ist dies noch *kein* Beweis für ungemeine Kraft: *zufällig* wurde sein Talent an dem Punkte thätig, wo die

Entdeckung vorbereitet war. Hätte ein Zufall Mayer'n zum Philologen gemacht, er hätte mit dem gleichen Scharfsinn Namhaftes geleistet, aber nichts, deswegen er zum „Genie“ ausposaunt würde. — Nicht die Resultate beweisen den grossen Erkennenden: auch nicht einmal die Methode, indem über diese zu jeder Zeit verschiedene Lehren und Ansprüche existiren. Sondern die Menge namentlich des Ungleichartigen, das Beherrschen grosser Massen und das Unificiren, das mit neuem Auge Ansehen des Alten u. s. w.



Hellwald, Häckel und Consorten: — sie haben die Stimmung der Spezialisten und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntniss ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesammtheit nichts zu schaffen, es ist ein Ecken-Talentchen, wie wenn einer zeichnet, ein Anderer Klavier spielt; sie erinnern mich an den alten ehrlichen David Strauss, der ganz harmlos erzählt, wie er sich erst zwicken und zwacken muss, um sich selber festzustellen, ob er noch eine Empfindung für das allgemeine Dasein habe. Diese Spezialisten haben sie nicht und sind deshalb so „kalt“; Bildungskameele, auf deren Höckern viel gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, dass das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.



Ist dies meine Aufgabe: déniaiser les savants? Sie wussten nicht, was sie thaten, und dachten nicht viel daran, aber sie hatten einen albernen Hochmuth bei allem ihrem Thun, als ob in ihnen die Tugend selber zur Welt gekommen sei.



Meine Philosophie — den Menschen aus dem *Schein* herauszuziehen auf *jede* Gefahr hin! Auch keine Furcht vor dem Zugrundegehen des Lebens!

◆

Wir wollen es nicht machen wie *Wagner's* Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erda aus ihrem Schläfe weckt, um ihr zu sagen, dass sie weiter schlafen könne, — und auch nicht wie *Wagner's* Parsifal: ein Arzt, der zwar seine Patientin heilt, doch so, dass diese gleich nach der Heilung stirbt — und zwar mit rückwirkender Kraft: denn irgend ein alter Grossvater muss auch deshalb noch sterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Aerzte sein, doch so, dass die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen, und die Geheilten nicht an der Heilung zu Grunde gehen.

◆

Eine neue Lehre trifft zu allerletzt auf ihre besten Vertreter, auf die altgesicherten und sichernden Naturen, weil in ihnen die früheren Gedanken mit der Fruchtbarkeit eines Urwaldes durcheinandergewachsen und *undurchdringlich* sind. Die Schwächeren, Leeren, Kränkeren, Bedürftigeren sind die, welche die neue Infection aufnehmen, — die ersten Anhänger beweisen nichts *gegen* eine Lehre. Ich glaube, die ersten Christen waren das unausstehlichste Volk mit ihren „Tugenden“.

◆

Forscher wie Lecky können den *Verfall* einer Meinung nach ihrer grössten Herrschaft nie erklären. Die *Meinungen* (auf der Basis des Geschmacks) sind grosse *Krankheiten* über

viele Geschlechter hin, physiologisch endlich *ausheilend* und absterbend — und die Meinungen selber sind nur der uns bekannte Ausdruck eines physiologischen Vorganges. Es giebt individuelle und überindividuelle Krankheiten. Man muss die Menschen studiren, in welchen die Gegenmeinung oder die Sceptis auftaucht: ein neues physiologisches Merkmal ist in ihnen, wahrscheinlich der Keim einer *anderen* Krankheit. — Die Menschen als die *wahnsinnigen* Thiere.

II.

Erkenntnisstheorie.

Es giebt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre *Gesetzmässigkeit*, welche ihr die *Vorstellung* einer anderen Gesetzmässigkeit *unmöglich* macht. Weil wir also keine *Empirie* über die verschiedenen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den *Ursprung* der Intelligenz verschlossen. Das *allgemeine* Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wir haben nur den *Specialfall* und können nicht *verallgemeinern*. Hier allein sind wir ganz Sklaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten! Anderseits wird es von jeder Art Intelligenz aus ein *Verständniss der Welt* geben müssen — aber ich glaube, es ist nur die zu Ende geführte Anpassung der Gesetzmässigkeit der einzelnen Art Intelligenz — sie führt sich selber überall durch. Jede Intelligenz glaubt an sich —



Die *Antinomie*: „die Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche dem wahren Wesen der Dinge *fremd* sind, können aus diesem *nicht* herkommen, *müssen* also hinzugekommen sein — aber woher? da es ausser dem wahren Wesen nichts giebt, — folglich ist eine Erklärung der Welt ebenso nöthig als unmöglich.“ Dies löse ich so: das wahre Wesen der Dinge ist eine *Erdichtung* des vorstellenden Seins, ohne welche es nicht vorzustellen vermag. Jene Elemente in der gegebenen

Wirklichkeit, welche diesem erdichteten „wahren Wesen“ fremd sind, sind die Eigenschaften des Seins, sind *nicht* hinzugekommen. Aber auch das vorstellende Sein, dessen Existenz an den *irrhümlichen* Glauben gebunden ist, *muss entstanden sein*, wenn anders jene Eigenschaften (die des Wechsels, der Relativität) dem esse zu eigen sind: *zugleich* muss Vorstellen und Glauben an das Selbstidentische und Beharrende entstanden sein. — Ich meine, dass schon *alles Organische* das Vorstellen voraussetzt.

◆

Grundgewissheit. — „Ich stelle vor“, also giebt es ein Sein: *cogito, ergo est.* — Dass *ich* dieses vorstellende Sein bin, dass Vorstellen eine *Thätigkeit des Ich* ist, ist nicht mehr gewiss: ebenso wenig alles, *was* ich vorstelle. — Das einzige Sein, welches wir kennen, ist das *vorstellende Sein*. Wenn wir es *richtig beschreiben*, so müssen die Prädicate des Seienden überhaupt darin sein. (Indem wir aber das Vorstellen selber als Object des Vorstellens nehmen, wird es da nicht durch die *Gesetze des Vorstellens* getränkt, gefälscht, unsicher? —) Dem Vorstellen ist der *Wechsel* zu eigen, *nicht die Bewegung*: wohl Vergehen und Entstehen, und im Vorstellen selber fehlt alles Beharrende. Dagegen stellt es zwei Beharrende hin, es *glaubt* an das Beharren 1. eines Ich, 2. eines Inhaltes; dieser Glaube an das Beharrende, die Substanz, das heisst an das *Gleichbleiben* desselben mit sich, ist ein Gegensatz gegen den Vorgang der Vorstellung selber. (Selbst wenn ich, wie hier, ganz allgemein vom Vorstellen rede, so mache ich ein beharrendes Ding daraus.) *An sich klar* ist aber, dass Vorstellen nichts Ruhendes ist, nichts Sich-selber-Gleiches, Unwandelbares: das *Sein* also, welches uns einzig verbürgt ist, ist wechselnd, *nicht-mit-sich-identisch*, hat *Beziehungen* (Bedingtes, das Denken *muss* einen Inhalt haben, um Denken zu sein). —

Dies ist die *Grundgewissheit vom Sein*. Nun *behauptet* das Vorstellen gerade das Gegentheil vom Sein! Aber es braucht deshalb nicht *wahr* zu sein! Sondern vielleicht ist dies Behaupten des Gegentheils eben nur eine *Existenzbedingung* dieser *Art* von Sein, der *vorstellenden* Art! Das heisst: es wäre das Denken unmöglich, wenn es nicht von Grund aus das Wesen des esse *verkennte*: es muss die Substanz und das Gleiche *behaupten*, weil ein Erkennen des völlig Fliessenden unmöglich ist, es muss Eigenschaften dem Sein *andichten*, um selber zu existiren. *Es braucht kein Subject und kein Object zu geben*, damit das Vorstellen möglich ist, wohl aber *muss* das Vorstellen an beide *glauben*. — Kurz: was das Denken als das Wirkliche fasst, *fassen muss*, kann der Gegensatz des Seienden sein!



Unser Intellect ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, dank seiner Abkunft aus *Bildern*. Alle Philosophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellect darin seine eigene Form und Wirkung fühlt.



Wir würden ohne die Annahme einer der wahren Wirklichkeit entgegengesetzten Art des Seins nichts haben, an dem es sich messen und vergleichen und abbilden könnte: der Irrthum ist die Voraussetzung des Erkennens. Theilweises Beharren, relative Körper, gleiche Vorgänge, ähnliche Vorgänge, — damit *verfälschen* wir den wahren Thatbestand, aber es wäre unmöglich, von irgend etwas zu wissen, ohne ihn erst so verfälscht zu haben. Es ist nämlich so zwar jede Erkenntniss immer noch falsch, aber es *gibt* doch *so* ein

Vorstellen, und unter den Vorstellungen wieder eine Menge *Grade* des *Falschen*. Die *Grade* des *Falschen* festzustellen und die Nothwendigkeit des Grundirrthums als der *Lebensbedingung des vorstellenden Seins* — Aufgabe der Wissenschaft. — Nicht: wie ist der Irrthum möglich, heisst die Frage, sondern: *wie ist eine Art Wahrheit trotz der fundamentalen Unwahrheit im Erkennen überhaupt möglich?* — Das vorstellende Sein ist *gewiss*, ja unsere einzige Gewissheit: *was* es vorstellt und *wie* es vorstellen muss, ist das Problem. Dass das Sein vorstellt, ist kein Problem es ist eben die *Thatsache*: ob es ein anderes als ein vorstellendes Sein überhaupt giebt, ob nicht Vorstellen zur *Eigenschaft* des Seins gehört, ist ein Problem.

◆

Die Unwahrheit muss aus dem „eigenen wahren Wesen“ der Dinge ableitbar sein: das Zerfallen in Subject und Object muss dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. *Nicht* die Erkenntniss gehört zum Wesen der Dinge, sondern der Irrthum. Der Glaube an das Unbedingte muss ableitbar aus dem Wesen des *esse*, aus dem allgemeinen Bedingtsein sein! Das Uebel und der Schmerz gehören zu dem, was wirklich ist: aber nicht als dauernde Eigenschaften des *esse*. Denn Uebel und Schmerz sind nur *Folgen* des Vorstellens, und dass das Vorstellen eine ewige und allgemeine Eigenschaft alles Seins ist, ob es überhaupt dauernde Eigenschaften geben kann, ob nicht das Werden alles Gleiche und Bleibende ausschliesst, ausser in der Form des Irrthums und Scheins, während das Vorstellen selber ein Vorgang *ohne* Gleiches und Dauerndes ist? — Ist der Irrthum *entstanden* als Eigenschaft des Seins? Irren ist dann ein fortwährendes Werden und Wechseln?

◆

Vorstellen selber ist *kein* Gegensatz der Eigenschaften des esse: sondern nur sein Inhalt und dessen Gesetz. — Gefühl und Wille sind uns nur als Vorstellungen bekannt, somit ist ihre Existenz *nicht* bewiesen. Wenn sie als Inhalt der Vorstellung und nach dem Gesetz der Vorstellung uns allein bekannt sind, so müssen sie uns als gleich, ähnlich, beharrend u. s. w. erscheinen. In der That, *jedes* Gefühl wird als etwas irgendwie Dauerndes von uns gefasst (ein plötzlicher Schlag?), und nicht als etwas an sich Neues und Eigenes, sondern dem Bekannten Aehnliches und Gleiches.



In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Ausser-sich beurtheilten, muss das *leben-erhaltende Princip* gesucht werden: derjenige Glaube siegte, erhielt sich, *bei dem das Fortleben möglich wurde: nicht* der am meisten wahre, sondern am meisten nützliche Glaube. „Subject“ ist die Lebensbedingung des organischen Daseins, deshalb nicht „wahr“, sondern Subject-Empfindung *kann* wesentlich falsch sein, aber als einziges Mittel der Erhaltung. *Der Irrthum Vater des Lebendigen.*

Dieser *Urrirthum* ist als ein *Zufall* zu verstehen! zu errathen!



In den entwickeltsten Zuständen begehen wir immer noch den ältesten Irrthum: zum Beispiel stellen wir uns den Staat als Ganzes, Dauerndes, Wirkliches, als Ding vor und *dem-gemäss* ordnen wir uns ihm ein, als Function. Ohne die Vorstellung des Protoplasma von einem „dauernden Dinge“ ausser ihm gäbe es keine Einordnung, keine Assimilation.



Damit es überhaupt ein *Subject* geben könne, muss ein Beharrendes da sein und ebenfalls viele Gleichheit und Aehnlichkeit da sein. Das *unbedingt Verschiedene* im fortwährenden Wechsel wäre nicht festzuhalten, an nichts festhaltbar, es flösse ab wie der Regen vom Steine. Und ohne ein Beharrendes wäre gar kein Spiegel da, worauf sich ein Neben- und Nacheinander zeigen könnte: der Spiegel setzt schon etwas Beharrendes voraus. — Nun aber glaube ich: das Subject könnte entstehen, indem der Irrthum des Gleichen entsteht, zum Beispiel wenn ein Protoplasma von verschiedenen Kräften (Licht, Elektrizität, Druck) immer nur *einen Reiz* empfängt und nach dem *einen* Reiz auf Gleichheit der Ursachen schliesst: oder überhaupt nur *eines Reizes fähig ist* und *alles andere als gleich empfindet* — und so muss es wohl im Organischen der tiefsten Stufe zugehen. Zuerst entsteht der Glaube an das Beharren und die Gleichheit *ausser uns*, — und später erst fassen wir *uns selber* nach der ungeheuren Einübung am Ausser-uns als ein *Beharrendes und Sich-selber-Gleiches*, als Unbedingtes auf. Der Glaube (das Urtheil) müsste also entstanden sein vor dem Selbst-Bewusstsein: in dem Process der *Assimilation* des Organischen ist dieser Glaube schon da, — das heisst dieser *Irrthum!* Dies ist das Geheimniss: wie kam das Organische zum Urtheil des Gleichen und Aehnlichen und Beharrenden? Lust und Unlust sind erst Folgen dieses Urtheils und seiner Einverleibung, sie setzen schon die gewohnten Reize der Ernährung aus dem Gleichen und Aehnlichen voraus!



Reiz und veranlassendes Ding von Anbeginn an verwechselt!
Die Gleichheit der Reize gab dem Glauben an „*gleiche Dinge*“

den Ursprung: die *dauernden gleichen Reize* schufen den Glauben an „Dinge“, „Substanzen“.

◆

Es giebt sehr wenig Reize gegenüber den wahren *vielen* reizenden Veranlassungen — darauf wurde der älteste Irrthum basirt.

◆

Fortwährend arbeitet noch das *Chaos* in unserem Geiste: Begriffe, Bilder, Empfindungen werden *zufällig* neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist *stutzt*: er erinnert sich des *Aehnlichen*, er empfindet einen *Geschmack* dabei, er hält fest und arbeitet an den beiden, je nachdem seine Kunst und sein Wissen ist. — Hier ist das letzte Stückchen Welt, wo etwas Neues combinirt wird, wenigstens so weit das menschliche Auge reicht. Und zuletzt wird es im Grunde eben auch eine neue allerfeinste chemische Combination sein, die wirklich im Werden der Welt noch nicht ihres Gleichen hat.

◆

„Aehnliche“ Qualitäten, sollten wir sagen, statt „gleich“, — auch in der Chemie. Und „ähnlich“ für uns. Es kommt nichts zweimal vor, das Sauerstoff-Atom ist ohne seines Gleichen, in Wahrheit; *für uns* genügt die Annahme, dass es unzählige gleiche giebt.

◆

„Urbild“ ist eine Fiction wie Zweck, Linie u. s. w. Das der Gestalt nach *Aehnliche* wird in der Natur nie erstrebt, sondern es entsteht, *wo wenig verschiedene* Grade in der

Quantität der Kräfte walten. „Wenig“ verschieden *für uns!*
Und „ähnlich“ *für uns!*



Das Aehnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.



Die Nebeneinanderexistenz von zwei ganz *Gleichen* ist unmöglich: es würde die *absolut gleiche Entstehungsgeschichte* voraussetzen, in alle Ewigkeit zurück. Dies aber setzte die *allgemeine* absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraus, das heisst, es müsste alles andere auch absolut gleich in allen Zeiten sein, das heisst, der ganze *Rest* müsste fortwährend sich wiederholen, in sich und *losgelöst* von den zwei Gleichen. — Aber ebenso kann man mit *einer* Verschiedenheit schon die absolute Verschiedenheit und Ungleichheit im Nebeneinander beweisen: eine *Loslösung* ist undenkbar; wenn eins sich ändert, so geht die Nachwirkung in alles hindurch.



Die *plötzlichen* Dinge haben die Menschen an einen falschen Gegensatz gewöhnt, sie nennen es dauernd, regelmässig u. s. w., — aber Plötzliches ist fortwährend im Kleinsten da, in jedem Nerv; und es ist eben regelmässig, ob es auch in der Zeit *uns* unberechenbar erscheint. *Dauernd* ist das, dessen Veränderungen wir nicht sehen, weil sie zu allmählich und zu fein für uns sind.



Sähest du feiner, so würdest du alles *bewegt* sehen: wie das brennende Papier sich krümmt, so vergeht alles fortwährend und krümmt sich dabei.

◆

In Hinsicht auf *alle unsere* Erfahrung müssen wir immer *sceptisch* bleiben und zum Beispiel sagen: wir können von keinem „Naturgesetz“ eine ewige Gültigkeit behaupten, wir können von keiner chemischen Qualität ihr ewiges Verharren behaupten, wir sind nicht *fein* genug, um den muthmaasslichen *absoluten Fluss des Geschehens* zu sehen: das *Bleibende* ist nur vermöge unserer groben Organe da, welche zusammenfassen und auf Flächen hinlegen, wo *so* gar nichts existirt. Der Baum ist in jedem Augenblicke etwas *Neues*: die *Form* wird von uns behauptet, weil wir die feinste absolute Bewegung nicht wahrnehmen können: wir legen eine mathematische *Durchschnittslinie* hinein in die absolute Bewegung, überhaupt Linien und Flächen *bringen wir hinzu*, auf der Grundlage des Intellects, welches der *Irrthum* ist: die Annahme des Gleichen und des Beharrens, weil wir nur Beharrendes *sehen* können und nur bei Aehnlichem (Gleichem) uns *erinnern*. Aber an sich ist es anders: wir dürfen unsere Sceptis nicht in die Essenz übertragen.

◆

Auch die chemischen Qualitäten fließen und ändern sich: mag der Zeitraum auch ungeheuer sein, dass die jetzige Formel einer Zusammensetzung durch den Erfolg *widerlegt* wird. Einstweilen sind die Formeln wahr: denn sie sind grob; was ist denn 9 Theile Sauerstoff zu 11 Theilen Wasserstoff! Dies 9:11 ist vollends unmöglich genau zu machen, es ist immer ein Fehler bei der Verwirklichung, folglich eine

gewisse Spannweite, innerhalb deren das Experiment gelingt. Aber ebenfalls innerhalb derselben ist die ewige Veränderung, der ewige Fluss aller Dinge, in keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist, ja die ganze Entwicklung aller der Neuheiten während der Dauer des Menschengeschlechts vielleicht noch nicht gross genug ist, um die Formel zu widerlegen. — Es giebt so wenig *Formen, wie Qualitäten.*

◆

Unsere Sinne zeigen uns nie ein Nebeneinander sondern stets ein Nacheinander. Der Raum und die menschlichen Gesetze des Raumes *setzen* die Realität von Bildern, Formen, Substanzen und deren Dauerhaftigkeit *voraus*, das heisst unser Raum gilt einer imaginären Welt. Vom Raum, der zum ewigen Fluss der Dinge gehört, wissen wir nichts.

◆

Dem wirklichen Verlauf der Dinge muss auch eine *wirkliche* Zeit entsprechen, ganz abgesehen von dem *Gefühle* langer und kurzer Zeiträume, wie sie erkennende Wesen haben. Wahrscheinlich ist die wirkliche Zeit unsäglich viel *langsamer*, als wir Menschen die Zeit empfinden: wir nehmen so *wenig* wahr, obschon auch für uns ein Tag sehr lang erscheint, gegen denselben Tag im *Gefühle* eines Insects. Aber unser Blutumlauf könnte in Wahrheit die Dauer eines Erd- und Sonnenlaufs haben. — Sodann empfinden wir uns wahrscheinlich als *viel zu gross* und haben darin unsere Ueberschätzung, dass wir ein zu grosses Maass in den Raum hineinempfinden. Es ist möglich, dass alles viel kleiner ist.

Also die wirkliche Welt *kleiner*, aber viel *langsamer bewegt*, aber unendlich *reicher* an *Bewegungen*, als wir *ahnen*.

◆

Jedes Ding an jedem Dinge messbar: aber ausserhalb der Dinge giebt es kein Maass: weshalb an sich jede Grösse unendlich gross und unendlich klein ist.

Dagegen giebt es vielleicht eine Zeiteinheit, welche fest ist. Die Kräfte brauchen bestimmte Zeiten, um bestimmte Qualitäten zu werden.

◆

Erst das Nacheinander bringt die *Zeit*vorstellung hervor. Gesetzt, wir empfänden nicht Ursachen und Wirkungen, sondern ein continuum, so glaubten wir nicht an die *Zeit*. Denn die Bewegung des Werdens besteht *nicht* aus *ruhenden* Punkten, aus gleichen Ruhestrecken. ☉ Die äussere Peripherie eines Rades ist, ebenso wie die innere Peripherie, immer bewegt und, obschon langsamer, doch, im Vergleich zur schneller bewegten inneren, *nicht ruhend*. Zwischen langsamer und schneller Bewegung ist mit der „*Zeit*“ nicht zu entscheiden. Im absoluten Werden kann die Kraft nie ruhen, nie Unkraft sein: „*langsame und schnelle Bewegung derselben*“ misst sich *nicht* an einer Einheit, welche da fehlt. Ein continuum von Kraft ist *ohne Nacheinander* und *ohne Nebeneinander* (auch dies setzte wieder menschlichen Intellect voraus und Lücken zwischen den Dingen). Ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander giebt es *für uns* aber kein Werden, keine Vielheit, — wir *könnten* nur behaupten, jenes continuum sei eins, ruhig, unwandelbar, kein Werden, ohne *Zeit* und *Raum*. Aber das ist eben nur der menschliche *Gegensatz*.

◆

Unsere Annahme, dass es Körper, Flächen, Linien, Formen giebt, ist erst die Folge unserer Annahme, dass es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiss unsere Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Dergleichen giebt es nicht, — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig *verwirklichen* als einen Begriff. Die ganze Unendlichkeit liegt immer als Realität und Hemmniss zwischen zwei Punkten.



Bewegung können wir nicht ohne Linien uns denken: ihr Wesen ist uns verhüllt. „Kraft“ in mathematischen Punkten und mathematischen Linien — ist die letzte Consequenz und zeigt den ganzen Unsinn. — Es sind zuletzt *practische* Wissenschaften, ausgehend von den Fundamental-irrhümern des Menschen, dass es Dinge und Gleiches giebt.



Es ist wunderbar, dass für *unsere* Bedürfnisse (Maschinen, Brücken, u. s. w.) die Annahmen der Mechanik ausreichen, es sind eben sehr grobe Bedürfnisse und die „kleinen Fehler“ kommen nicht in Betracht.



Um vom Grossen auf das Kleine zu schliessen: wir sehen überall Strömungen wirken, das sind aber keine Linien! So wird es auch wohl im Reich der Atome sein, die *Kräfte strömen* und üben dabei den Druck ebenso sehr horizontal aus als in Hinsicht auf das, worauf sie stossen. Eine Linie ist eine Abstraction im Verhältniss zu dem wahrscheinlichen

Thatbestand: wir können mit keinem Zeichen eine bewegte Kraft malen, sondern *isoliren* begrifflich erstens die Richtung, zweitens das Bewegte, drittens den Druck u. s. w. In der Wirklichkeit giebt es diese isolirten Dinge *nicht*!

◆

Wir können nur intellectuelle Vorgänge begreifen: also an der Materie das, was *sichtbar, hörbar, fühlbar* wird, werden *kann*! Das heisst: wir begreifen *unsere* Veränderungen im Sehen, Hören, Fühlen, welche dabei entstehen. Wofür wir keine *Sinne* haben, das existirt für uns *nicht* — aber deshalb braucht die Welt nicht zu Ende zu sein. Für Elektricität, zum Beispiel sind unsere Sinne sehr schwach entwickelt. — Auch an einer Leidenschaft, einem Triebe begreifen wir nur den *intellectuellen* Vorgang daran — nicht das Physiologische, Wesentliche, sondern das bischen Empfindung dabei. *Alles* zu Willen aufzulösen — sehr naive Verdrehung! — da freilich wäre alles verständlicher! Das war aber immer die Tendenz, alles auf einen intellectuellen oder empfindenden Vorgang zu *reduciren* — zum Beispiel auf Zwecke u. s. w.

◆

Hier das Gebirge zeigt seine drei Höcker: mit einem schärferen Glase sehe ich eine Menge neuer Höcker, die Linie wird bei jedem schärferen Glase immer neu, die alte zum willkürlichen Phantasma. Endlich komme ich an den Punkt, wo die Linie nicht mehr zu beobachten ist, weil die *Bewegung* der *Verwitterung* unserem Auge entgeht. Die Bewegung aber *hebt die Linie auf*!

◆

Wir sehen so weit als wir empfinden, — Empfindung ist aber Idiosynkrasie, also ist auch Sehen (Umkreis und Grad der Deutlichkeit) Idiosynkrasie.



Wir hören wenig und unsicher, wenn wir eine Sprache nicht verstehen, die um uns gesprochen wird. Ebenso bei einer Musik, die uns fremd ist, wie die chinesische. Das *Guthören* ist also wohl ein fortwährendes *Errathen* und *Ausfüllen* der wenigen wirklich wahrgenommenen Empfindungen. *Verstehen* ist ein erstaunlich schnelles entgegenkommendes Phantasiren und Schliessen: aus zwei Worten errathen wir den Satz (beim Lesen), aus einem Vocal und zwei Consonanten ein Wort beim Hören, ja viele Worte hören wir *nicht*, *denken* sie aber als gehört. — Was wirklich *geschehen* ist, ist nach unserem *Augenschein* schwer zu sagen, — denn wir haben fortwährend dabei gedichtet und geschlossen. Ich habe öfter beim Sprechen mit Personen ihren Gesichtsausdruck so deutlich vor mir, wie ihn meine Augen nicht wahrnehmen können: es ist eine Fiction zu ihren Worten, die Auslegung in Gebärden des Gesichts.

Ich vermüthe, dass wir nur sehen, was wir *kennen*; unser Auge ist in der Handhabung zahlloser Formen fortwährend in Uebung: — der grösste Theil des Bildes ist nicht Sinneneindruck, sondern *Phantasie-Erzeugniss*. Es werden nur kleine Anlässe und Motive aus den Sinnen genommen, und das wird dann ausgedichtet. Die *Phantasie* ist an Stelle des „*Unbewussten*“ zu setzen: es sind nicht unbewusste Schlüsse, als vielmehr *hingeworfene Möglichkeiten*, welche die Phantasie giebt (wenn zum Beispiel Sousreliefs in Reliefs für den Betrachter umschlagen).

Unsere „Aussenwelt“ ist ein *Phantasie-Product*, wobei frühere Phantasien als gewohnte, eingeübte Thätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden. Die Farben, die Töne sind Phantasien, sie entsprechen gar nicht exact dem mechanischen wirklichen Vorgang, sondern unserem individuellen Zustande. —



Unser *Gedächtniss* beruht auf dem *Gleich*sehen und Gleichnehmen: also auf dem *Ungena*usehen; es ist ursprünglich von der grössten *Grobheit* und sieht fast alles *gleich* an. — Dass unsere Vorstellungen als auslösende Reize wirken, kommt daher, dass wir viele Vorstellungen immer als das *Gleiche* vorstellen und empfinden, also auf dem groben Gedächtniss, welches gleich *sieht* und der Phantasie, welche aus Faulheit *gleich dichtet*, was in Wahrheit verschieden ist. — Die Bewegung des Fusses als Vorstellung ist von der darauf folgenden Bewegung höchst verschieden!



Wie ganz *irrthümlich* ist die *Empfindung*! Allen unseren Bewegungen auf Grund von Empfindungen liegen Urtheile zu Grunde, — einverleibte Meinungen über bestimmte Ursachen und Wirkungen, über einen Mechanismus, über unser „Ich“ u. s. w. Alles ist aber falsch! Trotzdem: wir mögen es besser *wissen*, sobald wir practisch handeln, müssen wir *wider* das bessere Wissen handeln und uns in den Dienst der Empfindungsurtheile stellen! Das ist die *Stufe* der *Erkenntniss*, welche noch viel älter ist als die Stufe der Sprach-Erfindung — meist thierisch!



Wir können dieselbe Bewegung als Ton, Farbe, Wärme, Elektrizität *empfinden*. Die *Empfindung* macht die Eigenschaften der Dinge für uns so bunt und mannigfaltig. In Wahrheit könnte alles viel einfacher und anders sein! Wie unterscheiden wir zwischen Roth und Blau, wie wirkt es anders auf das Gemüth, namentlich von Irren! — und doch! Die Empfindung macht die Klüfte, die Differenzen viel *grösser*, als sie in der Natur sind.



Das Grossartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen, Edlen, Anmuthigen, Schönen, Gütigen, Strengen, Gewaltigen, Hinreissenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht *unmittelbare Gefühle*, sondern Nachwirkungen zahlloser uns einverleibter *Irrthümer*, — es wäre alles kalt und todt für uns, ohne diese lange Schule. Schon die sicheren Linien des Gebirgs, die sicheren Farbenabstufungen, die verschiedene Lust an jeder Farbe sind Erbstücke: irgendwann war diese Farbe weniger mit gefahrdrohenden Erscheinungen verknüpft als eine andere und allmählich wirkte sie *beruhigend* (wie das Blau).



49 Centner weniger atmosphärischer Druck hier in der Höhe von 6000 Fuss: lasse ich meine Empfindung zu Worte kommen, so sagt sie dagegen: „zwei Pfund weniger zu tragen als drunten am Meere, — und vielleicht nicht einmal so viel weniger!“



Ich bin immer erstaunt, in's Freie tretend, zu denken, mit welcher herrlichen Bestimmtheit alles auf uns wirkt, der Wald

so und der Berg so, und dass gar kein Wirrwarr und Versehen und Zögern in uns ist, in Bezug auf alle Empfindungen. Und doch muss die allergrösste Unsicherheit und etwas Chaotisches dagewesen sein, erst in ungeheuren Zeitstrecken ist das alles so *fest* vererbt. Menschen, die wesentlich anders empfanden, über Raumentfernung, Licht und Farbe u. s. w., sind bei Seite gedrängt worden und konnten sich schlecht fortpflanzen. Diese Art *anders* zu empfinden, muss in langen Jahrtausenden als „*die Verrücktheit*“ empfunden und gemieden worden sein. Man verstand sich nicht mehr, man liess die „Ausnahme“ bei Seite, zu Grunde gehen. Eine ungeheure Grausamkeit seit Beginn alles Organischen hat existirt, alles ausscheidend, was „*anders empfand*.“ — Die *Wissenschaft* ist vielleicht nur eine Fortsetzung dieses Ausscheidungsprocesses, sie ist völlig unmöglich, wenn sie nicht den „Normalmenschen“ als oberstes, mit allen Mitteln zu erhaltendes „Maass“ anerkennt! — Wir leben in den Ueberresten der Empfindungen unserer Urahnen: gleichsam in Versteinerungen des Gefühls. Sie haben gedichtet und phantasirt, — aber die Entscheidung, ob eine solche Dichtung und Phantasma leben bleiben durfte, war durch die Erfahrung gegeben, ob sich mit ihr *leben* lasse oder ob man mit ihr zu Grunde gehe. Irrthümer oder Wahrheiten, — *wenn* nur *Leben* mit ihnen möglich war! Allmählich ist da ein undurchdringliches *Netz* entstanden! Darein *verstrickt* kommen wir in's Leben, und auch die *Wissenschaft* löst uns nicht heraus.



Ohne die ungeheure Sicherheit des *Glaubens* und Bereitwilligkeit des *Glaubens* wäre Mensch und Thier nicht *lebensfähig*. Auf Grund der *kleinsten* Induction zu verallgemeinern, eine Regel für sein Verhalten machen, das einmal Gethane,

das sich bewährt, als das *einzig*e Mittel zum Zweck zu glauben, — *das*, im Grunde die *grobe* Intellectualität, hat Mensch und Thier erhalten. Unzählig oft sich so zu irren und am Fehlschluss leiden ist lange nicht so schädigend im Ganzen, als die Sceptis und Unentschlossenheit und Vorsicht. Den *Erfolg* und den *Misserfolg* als Beweise und Gegenbeweise gegen den Glauben betrachten ist menschlicher *Grundzug*: „was *gelingt*, dessen Gedanke ist *wahr*.“ — Wie sicher steht in Folge dieses wüthenden, gierigen Glaubens die Welt vor uns! Wie sicher führen wir alle Bewegungen aus! „*Ich* schlage“ — wie sicher empfindet man das! Also die *niedrige* Intellectualität, das *unwissenschaftliche* Wesen ist *Bedingung* des Daseins, des Handelns, wir würden verhungern ohne dies: die Sceptis und die Vorsicht sind erst spät und immer nur selten erlaubt. *Gewohnheit* und *unbedingter Glaube*, dass es so sein muss, wie es ist, ist Fundament alles Wachsthums und Starkwerdens. — Unsere ganze Weltbetrachtung ist so entstanden, dass sie durch den *Erfolg* bewiesen wurde, wir können mit ihr *leben* (Glaube an Aussendinge, Freiheit des Wollens). Ebenso wird jede Sittlichkeit nur so bewiesen. — Da entsteht nun die grosse Gegenfrage: es kann wahrscheinlich unzählige Arten des Lebens geben, und folglich auch des Vorstellens und Glaubens. Wenn wir alles *Nothwendige* in unserer jetzigen Denkweise feststellen, so haben wir nichts für das „Wahre an sich“ bewiesen, sondern nur „das Wahre für uns“, das heisst das Dasein-uns-Ermöglichende auf Grund der Erfahrung, — und der Process ist so alt, dass Umdenken unmöglich ist. Alles a priori gehört hierher.



Begreift man, wie auch jetzt noch das Leben im Grossen (im Gange der Staaten, Sittlichkeiten u. s. w.) durch *Irrthümer*

gezeugt wird: wie die Irrthümer aber immer höher und feiner werden müssen: so wird es wahrscheinlich, dass das, was *ursprünglich* das Leben zeugte, eben der denkbar *größte Irrthum* war, — dass zuerst sich dieser Irrthum entwickelt hat, und dass überhaupt die ältesten und am besten einverleibten Irrthümer es seien, auf denen der Fortbestand der Gesellschaft beruht. Nicht die Wahrheit, sondern die Nützlichkeit und Erhaltungsfähigkeit von Meinungen hat sich im Verlauf der Empirie beweisen müssen; es ist ein Wahn, dem auch unsere jetzige Erfahrung widerspricht, dass die möglichste Anpassung an den *wirklichen* Sachverhalt die lebengünstigste Bedingung sei. — Es kann sehr viele *Ansätze* zu Vorstellungen über die Dinge gegeben haben, die wahrer waren (und es giebt deren immer noch), aber sie gehen zu Grunde, sie wollen sich nicht mehr einverleiben; — das Fundament von Irrthümern, auf dem jetzt alles ruht, wirkt auswählend, regulirend, es verlangt von allem „Erkannten“ eine Anpassung als Function, — sonst scheidet es dasselbe aus. — Innerhalb jedes kleinen Kreises wiederholt sich der Process: es werden viele *Ansätze* zu neuen Meinungen gemacht, aber eine Auswahl findet statt, das Lebendige, Im-Leben-bleiben-Wollende entscheidet. Meinungen haben nie etwas zu Grunde gerichtet, — *aber bei allem Zugrundegehen* schiessen die Meinungen frei auf, die bisher unterdrückt wurden. Jede neue Erkenntniss ist schädigend, bis sie sich in ein Organ der alten verwandelt hat und die Hierarchie von Alt und Jung in derselben anerkennt, — sie muss lange embryonal-schwach bleiben; Ideen treten oft spät erst in ihrer Natur auf, sie hatten Zeit nöthig, sich einzuverleiben und gross zu wachsen.



Die gewöhnlichen Gedanken (und alles, was man unter gesundem Menschenverstand begreift) geniessen deshalb eine so hohe Achtung und werden deshalb im Grunde jedermann zur Pflicht gemacht, weil diese Art zu denken eine grosse Bewährung für sich hat: *mit ihr ist die Menschheit nicht zu Grunde gegangen*; dies genügt, um die Menschheit zu dem Schlusse zu bringen — sie schliesst so gern und so schnell! — dass der gesunde Menschenverstand die *Wahrheit* für sich habe. „Wahr“ — das ist im Allgemeinen nur so viel als: zweckmässig zur Erhaltung der Menschheit. Woran ich zu Grunde gehe, wenn ich es glaube — wird da geschlossen — das ist für mich *nicht wahr* — es ist eine willkürliche, ungehörige Relation meines Wesens zu anderen Dingen.



Zuletzt thun wir nicht mehr mit der Erkenntniss als die Spinne mit Netze-weben und Jagd und Aussaugen thut: sie will leben vermöge dieser Künste und Thätigkeiten und ihre Befriedigung haben — und ebendies wollen auch wir, wenn wir Erkennenden Sonnen und Atome erhaschen, festhalten und gleichsam feststellen — wir sind da auf einem Umwege *zu uns* hin, zu unseren Bedürfnissen, welche auf die Dauer bei jeder unmenschlichen und rein willkürlichen Perspective ungesättigt bleiben und uns *Noth machen*. Die Wissenschaft hat ein feines Gehör für den Nothschrei der Bedürfnisse, und oft ein prophetisches Gehör. Um die Dinge so zu sehen, dass wir dabei unsere Bedürfnisse befriedigen können, müssen wir unsere menschliche Optik bis in ihre letzten Folgen treiben. Du Mensch selber, mit deinen fünf bis sechs Fuss Länge — du selber gehörst in diese Optik hinein, du bist auf die Schwäche deiner Sinnesorgane hin von dir construirt — und wehe, wenn es anders

wäre, wenn unsere Organe noch schwächer wären, und das Auge nicht einmal die Hand erreichte oder sie in einer so unbestimmten Ferne schweben sähe, dass eine Gesamt-construction des Menschen für den Menschen selber unmöglich wäre! — Unsere Erkenntniss ist keine Erkenntniss an sich und überhaupt nicht sowohl ein Erkennen als ein Weiterschliessen und Ausspinnen: es ist die grossartige, seit Jahrtausenden wachsende Folgerung aus lauter nothwendigen optischen Irrthümern — nothwendig, falls wir überhaupt leben wollen — Irrthümern, falls alle Gesetze der Perspective Irrthümer an sich sein müssen. *Unsere* Gesetze und Gesetzmässigkeiten sind es, die wir in die Welt hineinlegen — so sehr der Augenschein das Umgekehrte lehrt und uns selber als die Folge jener Welt, jene Gesetze als die Gesetze derselben in ihrer Wirkung auf uns zu zeigen scheint. Unser Auge wächst — und wir meinen, die Welt sei im Wachsen. Unser Auge, welches ein unbewusster Dichter und ein Logiker zugleich ist! Welches jetzt einen Spiegel darstellt, auf dem sich die Dinge nicht als Flächen, sondern als Körper zeigen — als seiend und beharrend, als uns fremd und unzugehörig, als Macht neben unserer Macht! Dieses Spiegel-Bild des Auges malt die Wissenschaft zu Ende! — und damit *beschreibt* sie ebenso die bisher geübte Macht des Menschen als sie dieselbe weiter übt — unsere dichterisch-logische Macht, die Perspektiven zu allen Dingen festzustellen, vermöge deren wir uns *lebend erhalten*.



Ist es denn „die Wahrheit“, welche allmählich durch die Wissenschaft festgestellt wird? Ist es nicht vielmehr der Mensch, welcher sich feststellt — welcher eine Fülle von optischen Irrthümern und Beschränktheiten aus sich gebiert oder aus einander ableitet, bis die ganze Tafel beschrieben ist

und der Mensch in seinen Beziehungen zu allen übrigen Kräften *feststeht* — die Wissenschaft führt den ungeheuren Process nur weiter, der mit dem ersten organischen Wesen begann, sie ist eine schaffende, bildende, constitutive Gewalt und kein Gegensatz zur schaffenden, bildenden, constitutiven Gewalt, wie die Schlechtunterrichteten glauben. Wir fördern die Wissenschaft — meine Freunde! das heisst auf die Dauer unbedingt nichts anderes als: *wir fördern den Menschen* und machen ihn fester und unwandelbarer, so sehr auch zeitweilig der Augenschein gegen uns ist, und so gewiss wir vielem, worin beschränktere Zeiten alle menschliche Fähigkeit und Dauer begründet sahen, den Grund unter den Füßen wegziehen, zum Beispiel der üblichen Moral.



Im Grunde ist die Wissenschaft darauf aus, festzustellen, wie der *Mensch* — *nicht* das Individuum — zu allen Dingen und zu sich selber empfindet, also die Idiosynkrasie einzelner und Gruppen *auszuscheiden* und das *beharrende* Verhältniss festzustellen. Nicht die Wahrheit, *sondern der Mensch* wird erkannt, und zwar innerhalb aller Zeiten, wo er existirt, das heisst ein Phantom wird *construirt*, fortwährend arbeiten alle daran, um das zu finden, worüber man *übereinstimmen muss*, weil es zum Wesen des Menschen gehört. Dabei lernte man, dass Unzähliges nicht wesenhaft war, wie man lange glaubte, und dass mit der Feststellung des Wesenhaften nichts für die Realität bewiesen sei, als dass *die Existenz des Menschen bis jetzt vom Glauben* an diese „Realität“ abgehangen hat (wie Körper, Dauer der Substanz u. s. w.). — Die Wissenschaft setzt also den Process nur *fort*, der das Wesen der Gattung *constituirt* hat, den Glauben an gewisse Dinge endemisch zu machen und den Nichtglaubenden auszuscheiden und absterben zu lassen. Die erreichte *Aehnlichkeit* der Empfindung

(über den Raum oder das Zeitgefühl oder das Gross- und Kleingefühl) ist eine Existenzbedingung der Gattung geworden, aber mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Der „Verrückte“, die Idiosynkrasie beweisen nicht die Unwahrheit einer Vorstellung, sondern deren Abnormität; es lässt sich mit ihr nicht für eine Masse *leben*. Es ist der *Masseninstinct*, der auch in der Erkenntniss waltet: *ihre* Existenzbedingungen will sie immer besser erkennen, um immer länger zu leben. *Uniformität der Empfindung*, ehemals durch Gesellschaft, Religion erstrebt, wird jetzt durch die Wissenschaft erstrebt: der *Normalgeschmack* an allen Dingen wird festgestellt, die Erkenntniss, ruhend auf dem Glauben an das Beharrende, steht im Dienste der *gröberen* Formen des Beharens (Masse, Volk, Menschheit) und will die feineren Formen, den idiosynkratischen *Geschmack* ausscheiden und tödten, — sie arbeitet gegen die Individualisirung, den Geschmack, der für *einen* Lebensbedingung ist. — Die Gattung ist der gröbere Irrthum, das Individuum der feinere Irrthum, es kommt *später*. Es *kämpft* für seine Existenz, für seinen neuen Geschmack, für seine relativ *einzig*e Stellung zu allen Dingen — es hält diese für besser als den Allgemeingeschmack und verachtet ihn. Es will *herrschen*. Aber da entdeckt es, dass es selber etwas Wandelndes ist und einen wechselnden Geschmack hat, mit seiner Feinheit geräth es hinter das Geheimniss, dass es kein Individuum giebt, dass im kleinsten Augenblick es etwas anderes ist als im nächsten, und dass seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der *unendlich kleine Augenblick* ist die höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse. So lernt es: wie alle *geniessende* Erkenntniss auf dem groben Irrthum der Gattung, den feineren Irrthümern des Individuums und dem feinsten Irrthum des schöpferischen Augenblicks beruht.



Nur die Arten von Annahmen, mit denen ein Weiterleben *möglich* war, haben sich erhalten — das die älteste *Kritik*, und lange die einzige! Dadurch sind die grössten Irrthümer uns einverleibt, unausrottbar — denn sie verhinderten oft nicht das Weiterleben. Ob eine Annahme *auf die Dauer* Schaden brachte (zum Beispiel die Annahme, dass ein Getränk gesund sei, doch das Leben auf die Dauer verkürzte), das kam nicht in Betracht. Die Kurzlebigkeit des Menschen mag die *Folge* fehlerhafter einverleibter Annahmen sein.

Am Beginn aller geistigen Thätigkeit stehen die *grössten Annahmen* und Erdichtungen, zum Beispiel Gleiches, Ding, Beharren. Sie sind gleichaltrig mit dem Intellect und er *hat* sein Wesen danach gemodelt. — Nur die Annahmen blieben, mit denen sich das organische Leben vertrug.



Es hat unzählige modi cogitandi gegeben, aber nur die, welche das organische Leben vorwärts brachten, haben sich erhalten — werden es die feinsten gewesen sein? — Die *Simplification* ist das Hauptbedürfniss des Organischen; die Verhältnisse viel gedrängter sehen, Ursache und Wirkung ohne die vielen Mittelglieder fassen, vieles Unähnliche ähnlich finden — das war nöthig — so fand ein unvergleichlich *grösseres Suchen* nach Nahrung und Assimilation statt, weil der *Glaube*, dass etwas zur Nahrung zu finden sei, viel öfter erregt wurde — ein grosser Vorthail im Wachsthum des Organischen! Das *Begehren*, vertausendfacht durch die vertausendfachte Wahrscheinlichkeit der Befriedigung, die Organe des *Suchens* *gestärkt* —: das Irren und Sich-vergreifen mag in's Unzählige wachsen, aber die *günstigen* Griffe werden *häufiger*! Der „*Irrthum*“ ist das Mittel zum *glücklichen Zufall*!



Wenn wir allmählich die *Gegensätze* zu allen unseren Fundamentalmeinungen formuliren, nähern wir uns der *Wahrheit*. Es ist zunächst eine kalte, todte Begriffswelt; wir verquicken sie mit unseren anderen Irrthümern und Trieben und ziehen so ein Stück nach dem anderen *in das Leben hinein*. *In der Anpassung an den lebenden Irrthum kann allein die zunächst immer todte Wahrheit zum Leben gebracht werden.*



Ich erkenne etwas Wahres nur als Gegensatz zu einem wirklich lebendigen Unwahren: so kommt das Wahre ganz kraftlos, als Begriff, zur Welt und muss sich durch *Verschmelzung mit lebendigen Irrthümern* erst Kräfte geben! Und darum muss man die Irrthümer leben lassen und ihnen ein grosses Reich zugestehen. — Ebenso: um individuell leben zu können, muss erst die Gesellschaft hoch gefördert sein und fort und fort gefördert werden — der Gegensatz: im Bunde mit ihr bekommt das Individuelle zuerst einige Kraft. — Endlich erscheint ein Punkt, wo wir über das Individuelle und Idiosynkratische hinaus wollen: aber nur im Bunde mit dem Individuum, dem Gegensatze, können wir diesem Streben Kräfte verleihen.



Herrliche Entdeckung: es ist nicht alles unberechenbar, unbestimmt! Es giebt Gesetze, die *über* das Maass des *Individuums* hinaus *wahr* bleiben! Es hätte ja ein anderes Resultat sich ergeben *können*!



Ach, nun müssen wir die Unwahrheit umarmen und der Irrthum wird jetzt erst zur *Lüge*, und die *Lüge* vor uns wird zur *Lebensnothwendigkeit*!

◆

Wir haben zeitweilig die Blindheit nöthig und müssen gewisse Glaubensartikel und Irrthümer in uns unberührt lassen — so lange sie uns im Leben *erhalten*.

Wir müssen *gewissenlos* sein in Betreff von Wahrheit und Irrthum, so lange es sich um das *Leben* handelt — eben *damit* wir das Leben dann wieder im Dienste der Wahrheit und des intellectuellen Gewissens verbrauchen. Dies ist unsere Ebbe und Fluth, die Energie unserer Zusammenziehung und Ausbreitung.

◆

Damit es irgend einen Grad von Bewusstsein in der Welt geben könne, musste eine unwirkliche Welt des Irrthums entstehen: Wesen mit dem Glauben an Beharrendes, an Individuen u. s. w. Erst nachdem eine imaginäre Gegenwelt im Widerspruch zum absoluten Flusse entstanden war, konnte *auf dieser Grundlage* etwas *erkannt* werden, — ja zuletzt kann der Grundirrthum eingesehen werden, worauf alles beruht (weil sich Gegensätze *denken* lassen), — doch kann dieser Irrthum nicht anders als mit dem Leben vernichtet werden: die letzte Wahrheit vom Fluss der Dinge verträgt die *Einverleibung* nicht, unsere *Organe* (zum *Leben*) sind auf den Irrthum eingerichtet. So entsteht im Weisen der *Widerspruch des Lebens* und seiner letzten Entscheidungen: sein Trieb zur Erkenntniss hat den Glauben an den Irrthum und das Leben darin zur Voraussetzung. Leben ist Bedingung des Erkennens. Irren ist die Bedingung des Lebens, und zwar im tiefsten Grunde Irren. Wissen um das Irren hebt es

nicht auf! Das ist nichts Bitteres! Wir müssen das Irren lieben und pflegen, es ist der Mutterschooss des Erkennens. Die Kunst als die Pflege des Wahns — unser Cultus. Um des Erkennens willen das Leben lieben und fördern, um des Lebens willen das Irren, Wähnen lieben und fördern. Dem Dasein eine ästhetische Bedeutung geben, *unseren Geschmack an ihm mehren*, ist Grundbedingung aller Leidenschaft der Erkenntniss. So entdecken wir auch hier eine Nacht und einen Tag als Lebensbedingung für *uns*: Erkennen-wollen und Irren-wollen sind Ebbe und Fluth. Herrscht *eines* absolut, so geht der Mensch zu Grunde, und *zugleich die Fähigkeit*.

III.

Die ewige Wiederkunft.

1. Darstellung und Begründung der Lehre.

Das Maass der All-Kraft ist *bestimmt*, nichts „Unendliches“: hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Combinationen und Entwicklungen dieser Kraft zwar ungeheuer gross und practisch „*unermesslich*“, aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich. Wohl aber ist die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich, das heisst, die Kraft ist ewig gleich und ewig thätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heisst alle möglichen Entwicklungen müssen schon *dagewesen sein*. Folglich muss die augenblickliche Entwicklung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebär und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzählige Male dagewesen, insofern die Gesamtlage aller Kräfte immer wiederkehrt. Ob je, *davon abgesehen*, irgend etwas Gleiches dagewesen ist, ist ganz unerweislich. Es scheint, dass die Gesamtlage bis in's Kleinste hinein die *Eigenschaften* neu bildet, so dass zwei verschiedene Gesamtlagen nichts Gleiches haben können. Ob es in *einer* Gesamtlage etwas Gleiches geben kann, zum Beispiel *zwei Blätter*? Ich zweifle: es würde voraussetzen, dass sie eine absolut gleiche Entstehung hätten, und damit hätten wir *anzunehmen*, dass *bis in alle Ewigkeit zurück* etwas Gleiches

bestanden habe, trotz aller Gesamtlagen-Veränderungen und Schaffung neuer Eigenschaften — eine unmögliche Annahme!

◆

Ehemals dachte man, zur unendlichen Thätigkeit in der Zeit gehöre eine *unendliche* Kraft, die durch keinen Verbrauch erschöpft werde. Jetzt denkt man die Kraft stets gleich, und sie braucht nicht mehr *unendlich gross* zu werden. Sie ist ewig thätig, aber sie kann nicht mehr unendliche Fälle schaffen, sie muss sich wiederholen: das ist *mein* Schluss.

◆

Unendlich *viele* Kraftlagen hat es gegeben, aber nicht unendlich *verschiedene*: letzteres setzte eine *unbestimmte* Kraft voraus. Sie hat nur eine „Zahl“ von möglichen Eigenschaften.

◆

Das unendlich neue Werden ist ein Widerspruch, es würde eine unendlich *wachsende* Kraft voraussetzen. Aber *wovon* sollte sie wachsen! Woher sich ernähren, mit *Ueberschuss* ernähren! Die Annahme, das All sei ein Organismus, widerstreitet dem *Wesen des Organischen*.

◆

In welchem Satz und Glauben drückt sich am besten die entscheidende Wendung aus, welche durch das Uebergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, götter-erdichtenden Geist eingetreten ist? Wir bestehen darauf, dass die Welt, als eine Kraft, nicht unbegrenzt gedacht werden darf

— wir verbieten uns den Begriff einer unendlichen Kraft, als mit dem Begriff „Kraft“ unverträglich.



Unendlich neue Veränderungen und Lagen einer *bestimmten* Kraft ist ein Widerspruch, denke man sich dieselbe noch so gross und noch so sparsam in der Veränderung, vorausgesetzt, dass sie ewig ist. Also wäre zu schließen: 1. entweder sie ist erst von einem bestimmten Zeitpunkte an thätig und wird ebenso einmal aufhören, — aber Anfang des Thätigseins ist *absurd*; wäre sie im Gleichgewicht, so wäre sie es ewig! 2. Oder es giebt *nicht* unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Producte und Kraftlagen endlich.



Wenn nicht *alle* Möglichkeiten in der Ordnung und Relation der Kräfte bereits erschöpft wären, so wäre noch keine Unendlichkeit verflossen. Weil dies eben sein *muss*, so giebt es keine neue Möglichkeit mehr und alles muss schon dagewesen sein, unzählige Male.



Die vorhandene Welt von Kräften leitet *zurück* auf einen einfachsten Zustand dieser Kräfte: und ebenso *vorwärts* auf einen einfachsten Zustand, — könnten und müssten *beide* Zustände nicht *identisch* sein? Aus einem System *bestimmter* Kräfte, also aus einer *messbar sicheren* Kraft kann sich keine *Unzähligkeit* der Zustände ergeben. Nur bei der falschen Annahme eines unendlichen Raumes, in welchen sich die

Kraft gleichsam verflüchtigt, ist der letzte Zustand ein *unproductiver, tochter*.

◆

Grundsätze. — Der *letzte* physikalische Zustand der Kraft, den wir erschliessen, muss auch nothwendig der *erste* sein. Die Auflösung der Kraft in latente Kraft muss die Ursache der Entstehung der *lebendigsten* Kraft sein. Denn einem Zustand der Negation muss der Zustand der *höchsten* Position folgen. Raum ist wie Materie eine subjective Form, Zeit *nicht*. Raum ist erst durch die Annahme *leeren Raumes* entstanden. Den giebt es nicht. Alles ist Kraft.

Bewegtes und Bewegendes können wir nicht zusammen denken, aber das macht Materie und Raum. Wir *isolieren*.

◆

Zur Wieder-Entstehung der Welt. — Aus zwei Negationen entsteht eine Position, wenn die Negationen Kräfte sind. (Es entsteht Dunkel aus Licht gegen Licht, Kälte aus Wärme gegen Wärme u. s. w.)

◆

Ein labiles Gleichgewicht kommt in der Natur so wenig vor, wie zwei congruente Dreiecke. Folglich auch kein Stillstand der Kraft überhaupt. Wäre der Stillstand *möglich*, so wäre er eingetreten.

◆

Das *völlige Gleichgewicht* muss entweder an sich eine Unmöglichkeit sein, *oder* die Veränderungen der Kraft treten in den Kreislauf ein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht eingetreten ist. — Dem Sein „Selbsterhaltungsgefühl“

zuschreiben! Wahnsinn! Den Atomen „Streben von Lust und Unlust!“



Die Mechanik nimmt die Kraft als etwas absolut *Theilbares*: aber sie muss erst jede ihrer Möglichkeiten an der Wirklichkeit controliren. Es ist bei jener Kraft eben nichts in gleiche Theile theilbar; in jeder Lage ist sie Eigenschaft, und Eigenschaften kann man nicht *halbiren*: weshalb es nie ein Gleichgewicht der Kraft gegeben hat.



Wäre ein Gleichgewicht der Kraft irgendwann einmal erreicht worden, so dauerte es noch: also ist es nie eingetreten. Der augenblickliche Zustand *widerspricht* der Annahme. Nimmt man an, es habe einmal einen Zustand gegeben, absolut gleich dem augenblicklichen, so wird diese Annahme *nicht* durch den augenblicklichen Zustand widerlegt. Unter den unendlichen Möglichkeiten *muss* es aber diesen Fall gegeben haben, denn bis jetzt ist schon eine Unendlichkeit verflossen. Wenn das Gleichgewicht möglich wäre, so müsste es eingetreten sein. — Und wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann auch der, der ihn gebär, und dessen Vorzustand u. s. w. zurück, — daraus ergiebt sich, dass er auch ein zweites, drittes Mal schon da *war*, — ebenso dass er ein zweites, drittes Mal da sein wird, — unzählige Male, vorwärts und rückwärts. Das heisst es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände. — Was alles *möglich* ist, das kann freilich dem menschlichen Kopfe nicht überlassen sein, auszudenken: aber unter allen Umständen ist der gegenwärtige Zustand ein möglicher, ganz

abgesehen von unserer Urtheils-Fähigkeit oder Unfähigkeit in Betreff des Möglichen, — denn es ist ein wirklicher. So wäre zu sagen: *alle wirklichen Zustände* müssten schon *ihres Gleichen* gehabt haben, vorausgesetzt, dass die Zahl der Fälle nicht unendlich ist und im Verlaufe unendlicher Zeit nur eine endliche Zahl vorkommen musste? weil immer von jedem Augenblicke rückwärts gerechnet schon eine Unendlichkeit verflossen ist? Der Stillstand der Kräfte, ihr Gleichgewicht ist ein denkbarer Fall: aber er ist nicht eingetreten, folglich ist die Zahl der Möglichkeiten grösser als die der Wirklichkeiten. — Dass nichts Gleiches wiederkehrt, könnte nicht durch den Zufall, sondern nur durch eine in das Wesen der Kraft gelegte Absichtlichkeit erklärt werden: denn, eine ungeheure Masse von Fällen vorausgesetzt, ist die zufällige Erreichung des *gleichen Wurfes* wahrscheinlicher als die absolute Nie-Gleichheit.



Man gehe einmal rückwärts. Hätte die Welt ein *Ziel*, so müsste es erreicht sein: gäbe es für sie einen (unbeabsichtigten) *Endzustand*, so müsste er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens fähig, und gäbe es in ihrem Verlaufe nur *einen* Augenblick „Sein“ im strengen Sinne, so könnte es kein Werden mehr geben, also auch kein Denken, kein Beobachten eines Werdens. Wäre sie *ewig neu werdend*, so wäre sie damit gesetzt als etwas an sich Wunderbares und Frei- und *Selbstschöpferisch-Göttliches*. Das ewige *Neuwerden* setzt voraus: dass die Kraft sich selber willkürlich vermehre, dass sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel habe, sich selber vor der Wiederholung zu *hüten*, in eine alte Form zurückzugerathen, somit in jedem Augenblick jede Bewegung auf diese Vermeidung zu controliren, — oder die *Unfähigkeit*, in die gleiche Lage zu

gerathen: das hiesse, dass die Kraftmenge nichts *Festes* sei und ebenso die Eigenschaften der Kraft. Etwas *Un-festes* von Kraft, etwas Undulatorisches ist *uns ganz undenkbar*. Wollen wir nicht in's Undenkbare phantasiren und nicht in den alten Schöpferbegriff zurückfallen (Vermehrung aus dem Nichts, Verminderung aus dem Nichts, absolute Willkür und Freiheit im Wachsen und in den Eigenschaften) —



Wer nicht an einen *Kreisprocess des Alls* glaubt, muss an den *willkürlichen* Gott glauben — so bedingt sich meine Betrachtung im Gegensatz zu allen bisherigen theistischen!



Was ich als Gegenhypothese gegen den Kreisprocess einwende: — Sollte es möglich sein, die Gesetze der *mechanischen* Welt ebenso als Ausnahmen und gewissermaassen *Zufälle* des *allgemeinen* Daseins abzuleiten, als *eine* Möglichkeit von *vielen* unzähligen Möglichkeiten? Dass wir zufällig in diese mechanische Weltordnungs-Ecke geworfen sind? Dass aller *Chemismus* wiederum in der mechanischen Weltordnung die Ausnahme und der Zufall ist, und endlich der *Organismus* innerhalb der *chemischen Welt* die Ausnahme und der Zufall? — Hätten wir als allgemeinste Form des Daseins wirklich eine *noch nicht mechanische*, den mechanischen Gesetzen entzogene (wenn auch nicht ihnen unzugängliche) Welt anzunehmen? Welche in der That die allgemeinste auch jetzt und immer wäre? So dass das Entstehen der mechanischen Welt ein gesetzloses Spiel wäre, welches endlich eben solche Consistenz gewänne, wie jetzt die organischen Gesetze für unsere Betrachtung? So dass *alle* unsere *mechanischen* Gesetze

nicht ewig wären, sondern geworden, unter zahllosen *andersartigen* mechanischen Gesetzen, von ihnen übrig geblieben, oder in einzelnen Theilen der Welt zur Herrschaft gelangt, in anderen nicht? — Es scheint, wir brauchen ein *Belieben*, eine wirkliche Ungesetzmässigkeit, nur eine Fähigkeit gesetzlich zu werden, eine Urdummheit, welche selbst für Mechanik nicht taugt? Die *Entstehung der Qualitäten* setzt das Entstehen der Quantitäten voraus, und diese wieder könnten nach tausend Arten von Mechanik entstehen.

Ist nicht die Existenz *irgendwelcher* Verschiedenheit und nicht völliger Kreisförmigkeit in der uns umgebenden Welt schon ein *ausreichender Gegenbeweis* gegen eine gleichmässige Kreisform alles Bestehenden? Woher die Verschiedenheit innerhalb des Kreises? Woher die Zeitdauer dieser ablaufenden Verschiedenheit? Ist nicht alles *viel zu mannichfaltig*, um aus *einem* entstanden zu sein? Und sind nicht die vielen *chemischen* Gesetze und wieder *organischen* Arten und Gestalten unerklärbar aus einem? Oder aus zweien? — Gesetzt, es gäbe eine gleichmässige „Contractionsenergie“ in allen Kraftcentren des Universums, so fragt sich, woher auch nur die geringste Verschiedenheit entstehen könnte? Dann müsste sich das All in zahllose *völlig gleiche* Ringe und Daseinskugeln lösen, und wir hätten zahllose *völlig gleiche Welten neben einander*. Ist dies nöthig für mich, anzunehmen? Zum ewigen Nacheinander gleicher Welten ein ewiges Nebeneinander? Aber die *Vielheit und Unordnung* in der *bisher uns bekannten Welt* widerspricht, es *kann* nicht eine *solche* universale Gleichartigkeit der Entwicklung gegeben haben, es müsste auch für unseren Theil ein gleichförmiges Kugelwesen ergeben haben! Sollte in der That die Entstehung von Qualitäten *keine gesetzmässige* an sich sein? Sollte aus der „Kraft“ Verschiedenes entstehen können? Beliebiges? Sollte die *Gesetzmässigkeit*, welche wir sehen, uns täuschen? Nicht ein

Urgesetz sein? Sollte die Vielartigkeit der Qualitäten auch in unserer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sein? Nur dass sie in unserer Weltecke nicht mehr vorkommt? Oder eine *Regel* angenommen hat, die wir *Ursache* und *Wirkung* nennen, ohne dass sie das ist (*ein zur Regel gewordenes Belieben*, zum Beispiel Sauerstoff und Wasserstoff chemisch)??? Sollte diese „Regel“ eben nur eine längere *Laune* sein? — — —



Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes uns gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken. Ich glaube, selbst unsere chemische Affinität und Cohärenz sind vielleicht spät entwickelte, bestimmten Epochen in Einzelsystemen zugehörige Erscheinungen. Glauben wir an die absolute Nothwendigkeit im All, aber hüten wir uns, von irgend einem Gesetz, sei es selbst ein primitiv mechanisches unserer Erfahrung, zu behaupten, dies herrsche in ihm und sei eine ewige Eigenschaft. — Alle chemischen Qualitäten können geworden sein und vergehen und wiederkommen. Unzählige „Eigenschaften“ mögen sich entwickelt haben, für die uns, aus unserem Zeit- und Raumwinkel heraus, die Beobachtung nicht möglich ist. Der *Wandel* einer chemischen Qualität vollzieht sich vielleicht auch jetzt, nur in so feinem Grade, dass er unserer feinsten Nachrechnung entschlüpft.



Unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit! Wäre es anders, so würde es nie eine Wiederholung geben können —

denn es entstände immer etwas aus Stoff mit *neuen* Qualitäten, mit *neuer Vergangenheit*.



Hüten wir uns, diesem Kreislauf irgend ein *Streben*, ein Ziel beizulegen: oder ihn nach unseren Bedürfnissen abzuschätzen als *langweilig*, dumm u. s. w. Gewiss kommt in ihm der höchste Grad von Unvernunft ebensowohl vor wie das Gegentheil: aber er ist nicht darnach zu messen, Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit sind *keine* Prädicate für das All. — Hüten wir uns, das *Gesetz dieses Kreises als geworden* zu denken, nach der falschen Analogie der Kreisbewegungen *innerhalb* des Ringes. Es gab *nicht* erst ein Chaos und nachher allmählich eine harmonischere und endlich eine feste kreisförmige Bewegung aller Kräfte: vielmehr alles ist ewig, ungeworden: wenn es ein Chaos der Kräfte gab, so war auch das Chaos ewig und kehrte in jedem Ringe wieder. Der *Kreislauf* ist nichts *Gewordenes*, er ist das Urgesetz, so wie die *Kraftmenge* Urgesetz ist, ohne Ausnahme und Uebertretung. Alles Werden ist innerhalb des Kreislaufs und der Kraftmenge: also nicht durch falsche Analogie die werdenden und vergehenden Kreisläufe, zum Beispiel die Gestirne oder Ebbe und Fluth, Tag und Nacht, Jahreszeiten, zur Charakteristik des ewigen Kreislaufs zu verwenden.



Das „Chaos des Alls“ als Ausschluss jeder Zweckthätigkeit steht *nicht* im Widerspruch zum Gedanken des Kreislaufs: letzterer ist eben eine *unvernünftige Nothwendigkeit*, ohne irgend eine formale, ethische, ästhetische Rücksicht. Das Belieben fehlt, im Kleinsten und im Ganzen.



Hüten wir uns zu glauben, dass das All eine Tendenz habe, gewisse *Formen* zu erreichen, dass es schöner, vollkommener, complicirter werden wolle! Das ist alles Veremenschung! Anarchie, hässlich, Form — sind ungehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes.

Es ist alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, dass alles wiederkommt.



Unsere ganze Welt ist die *Asche* unzähliger *lebender* Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist, so ist *alles* schon einmal in Leben umgesetzt gewesen und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an —



Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Mal begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und lass dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist gleich einem Gestirn und der zu dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist.



Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick

der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich gross für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen *kann*, sie muss ihn erreicht haben, und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebär und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine grosse Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des *Mittags*.

2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit.

Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen? Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuss, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei. —



Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem *Verweltlichung*, Glaube an die *Welt* und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits“ und „Hinterwelt“. Sein Ziel ist das Wohlbefinden des *flüchtigen* Individuums: weshalb der Socialismus seine Frucht ist, das heisst die *flüchtigen Einzelnen* wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu *warten*, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, dass du *wünschen* musst, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es *jedenfalls*! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur *möge er bewusst darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!*



„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?“ Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, dass Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, dass ich es unzählige Male thun will?“, ist das *grösste* Schwergewicht.



Der mächtigste Gedanke verbraucht viel Kraft, die früher anderen Zielen zu Gebote stand, so wirkt er *umbildend*, er schafft neue Bewegungsgesetze der Kraft, aber keine neue Kraft. Darin beruht aber die Möglichkeit, die einzelnen Menschen in ihren Affecten neu zu bestimmen und zu ordnen.

◆

Prüfen wir, wie der *Gedanke*, dass sich *etwas wiederholt*, bis jetzt gewirkt hat (das Jahr zum Beispiel, oder periodische Krankheiten, Wachen und Schlafen u. s. w.). Wenn die Kreis-Wiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der *Gedanke einer Möglichkeit* kann uns erschüttern und umgestalten, nicht nur Empfindungen oder bestimmte Erwartungen! Wie hat die *Möglichkeit* der ewigen Verdammniss gewirkt!

◆

Von dem Augenblick an, wo dieser Gedanke da ist, verändert sich alle Farbe, und es giebt eine andere *Geschichte*.

◆

Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird *dieser* Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich *aussterben*!

Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt *übrig*: unter *solchen* aber ist ein Zustand *möglich*, an den noch kein Utopist gereicht hat!

◆

Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick

des Bewusstseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit“, — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellect weg ist!

◆

Du fühlst, dass du *Abschied* nehmen musst, bald vielleicht — und die Abendröthe dieses Gefühles leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniß: es bedeutet, dass du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — *und dass du nach Verewigung desselben trachtest*. — Non alia sed haec vita sempiterna!

Wisse aber auch! — dass die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und dass man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.

◆

Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf *unser* Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche dies Leben als flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten *anderen* Leben hinblicken lehrten. —

◆

Nicht nach fernen, unbekannten Seligkeiten und *Segnungen* und *Begnadigungen* ausschauen, sondern so leben, dass wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit *so* leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran.

◆

Haupttendenzen: 1. die Liebe zum Leben, zum *eigenen* Leben auf *alle* Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne *dafür* erdenkt, das wird der Andere gelten lassen und eine neue grosse Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eigenen Leben mehrt!

2. Eins sein in der *Feindschaft* gegen alles und alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsere Feindschaft muss selber ein Mittel zu unserer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser *Todkampf*.

Dies Leben — dein ewiges Leben!

◆

Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntniss *dieser* Welt doch *dieser* Welt, *diesem* Leben nicht die *letzte* Wichtigkeit zu geben, das *Jenseits* blieb *wichtiger*! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht *wenn* die Metaphysik eben *dies* Leben mit dem *schwersten* Accent trifft, — nach meiner Lehre!

◆

Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein *flüchtiges* Leben in seinem Bewusstsein.

◆

Es wäre entsetzlich, wenn wir noch an die *Sünde* glaubten: sondern, was wir auch thun werden, in unzähliger Wiederholung, es ist *unschuldig*. Wenn der Gedanke der ewigen

Wiederkunft aller Dinge dich nicht überwältigt, so ist es keine Schuld: und es ist kein Verdienst, wenn er es thut. — Von allen unseren Vorfahren denken wir milder, als sie selber dachten, wir trauern über ihre einverleibten Irrthümer, nicht über ihr Böses.

◆

Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muss langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein grosser Baum werde, der alle noch kommende Menschheit überschatte. Was sind die paar Jahrtausende, in denen sich das Christenthum erhalten hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — *lange, lange* muss er klein und ohnmächtig sein!

◆

Für diesen Gedanken wollen wir nicht dreissig Jahre Gloria mit Trommeln und Pfeifen und dreissig Jahre Todtengräberarbeit und dann eine Ewigkeit der Todtenstille, wie bei so vielen berühmten Gedanken.

Schlicht und fast trocken, der Gedanke muss nicht die Beredtsamkeit nöthig haben.

◆

Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müsst jeden Grad von Sceptsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl *wehren*! Ich will meinen Gedanken im voraus *vertheidigen*! Er soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!

IV.

Physik und Metaphysik.

Materie, Stoff ist eine subjective Form. Wir können uns nichts anders als *stofflich* denken. Auch Gedanken und Abstracta bekommen von uns eine sehr verfeinerte Stofflichkeit, die wir vielleicht *ableugnen*; nichts destoweniger haben sie eine solche. Wir haben uns daran gewöhnt, diese feine Stofflichkeit zu übersehen und vom „Immateriellen“ zu reden. Ganz wie wir todt und lebendig, logisch und unlogisch u. s. w. *getrennt* haben. Unsere *Gegensätze* verlernen — ist die Aufgabe.

◆

Gesetzt, mein Buch existirte nur noch in den Köpfen der Menschen, so wäre alles in gewissem Sinne aus *deren* Gedanken und Wesen — es wäre eine „*Summe von Relationen*“. Ist es darum nichts mehr? Gleichniss für alle Dinge. Ebenso unser „Nächster“.

Dass ein Ding in eine Summe von Relationen sich auflöst, beweist nichts *gegen* seine Realität.

◆

Wir sind irgendwie in der *Mitte* — nach der Grösse der Welt zu und nach der Kleinheit der unendlichen Welt zu. Oder ist das Atom uns näher als das äusserste Ende der Welt? — Ist für uns die Welt nicht nur ein Zusammenfassen von

Relationen unter einem Maasse? Sobald dies willkürliche Maass fehlt, *zerfliesst* unsere Welt!

◆

Es giebt für uns nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Folgen („Auslösungen“).

◆

Es giebt im Molecüle Explosionen und Veränderungen der Bahn aller Atome und plötzliche Auslösungen von Kraft. Es könnte auch mit *einem* Moment unser ganzes Sonnensystem einen solchen Reiz erfahren, wie ihn der Nerv auf den Muskel ausübt. Dass dies *nie* geschehen sei, oder geschehen werde, ist nicht zu beweisen.

◆

Im Molecüle könnte immer noch die Geschichte des Sonnensystems abspielen und Wärme durch Fall und Stoss sich erzeugen.

◆

Der *Stoss* ist nicht die erste mechanische Thatsache, sondern dass etwas da ist, welches stossen kann, jener Aggregat-Heerdenzustand von Atomen, der nicht gleich Staub ist, sondern zusammenhält: hier ist gerade Nicht-Stoss und trotzdem Kraft, nicht nur des Gegenstrebens, Widerstands, sondern vor allem der Anordnung, Einordnung, Anhänglichkeit, *überleitenden* und *zusammenknüpfenden Kraft*. So ein Klümpchen kann nachher als Ganzes „*stossen*“!

◆

„Der chemische Process ist stets grösser als der Nutzeffect“ (Mayer). „Durch gute Dampfmaschinen wird ungefähr $\frac{1}{20}$,

durch Geschütze $\frac{1}{10}$, durch Säugethiere $\frac{1}{5}$ der Verbrennungswärme in mechanischen Effect umgesetzt.“ Zur Verschwendung der Natur! Dann die Sonnenwärme bei Proctor! Der Staat im Verhältniss zu seinem Nutzen! Der grosse Geist! Unsere intellectuelle Arbeit im Verhältniss zu dem Nutzen, den die Triebe davon haben! Also keine falsche „Nützlichkeit als Norm“! Verschwendung ist ohne weiteres kein Tadel: sie ist vielleicht *nothwendig*. Auch die *Heftigkeit der Triebe gehört hierher*.



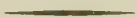
Es ist ein falscher Gesichtspunkt: *um* die Gattung zu erhalten, werden unzählige Exemplare geopfert. Ein solches „um“ giebt es nicht! Ebenso giebt es keine Gattung, sondern lauter verschiedene Einzelwesen! Also giebt es auch keine Opferung, Verschwendung! Also auch *keine Unvernunft* dabei! — Die Natur will nicht die „Gattung erhalten“! That- sächlich erhalten sich viele ähnliche Wesen mit ähnlichen Existenzbedingungen leichter als abnorme Wesen.



Die Entwicklung eines Dinges erlaubt Rückschlüsse auf die Entstehung des Dinges. Alle Entwicklung ist eine Entstehung.



Wie unkräftig war bisher alle physiologische *Erkenntniss*! während die alten physiologischen *Irrthümer* spontane Kraft bekommen haben! Lange, lange Zeit können wir die neuen Erkenntnisse nur als Reize verwenden, — um die spontanen Kräfte zu entladen.



V.

Moral.

1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft.

a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral.

Die *ästhetischen* Urtheile (der Geschmack, Missbehagen, Ekel u. s. w.) sind das, was den Grund der *Gütertafel* ausmacht. Diese wiederum ist der Grund der *moralischen* Urtheile.



Das Schöne, das Ekelhafte u. s. w. ist das ältere Urtheil. Sobald es die *absolute Wahrheit* in Anspruch nimmt, schlägt das ästhetische Urtheil in die moralische *Forderung* um.

Sobald wir die absolute Wahrheit *leugnen*, müssen wir alles *absolute Fordern* aufgeben und uns auf *ästhetische Urtheile* zurückziehen. *Dies ist die Aufgabe*: eine Fülle *ästhetischer, gleichberechtigter* Werthschätzungen zu creiren: jede für ein Individuum die letzte Thatsache und das Maass der Dinge.

Reduction der Moral auf Aesthetik!!!



Ich muss nicht nur die Lehre von der *Sünde*, sondern auch die vom Verdienste (Tugend) aufgeben. Wie in der Natur, — es bleiben die *ästhetischen* Urtheile! „Ekelhaft, gewöhnlich, selten, anziehend, harmonisch, schroff, grell, widerspruchsvoll, quälend, entzückend“ u. s. w. Diese Urtheile

sind aber auf eine *wissenschaftliche* Basis zu stellen! „Selten“, was *wirklich* selten ist; vieles „Gewöhnliche“ als *höchst* werthvoll, mehr als das Seltene u. s. w.

◆

Uebler Geruch ein Vorurtheil. Alle Ausscheidungen ekelhaft — warum? Als übelriechend? Warum übel? sie sind nicht schädlich. Speichel, Schleim, Schweiß, Same, Urin, Koth, Hautreste, Nasenschleimhäute u. s. w. Es ist unzweckmässig! — Der Ekel mit der Verfeinerung zunehmend. Die Verrichtungen, die daran sich knüpfen, auch ekelhaft. — Ekel als Brechreiz zu verstehen: die Ausscheidungen erregen den Reiz, die Nahrung auszuschcheiden unverdaut (*wie ein Gift*). Urtheil vom Standpunkte der *Geniessbarkeit* aus: dies ist nicht zu essen! Grundurtheil der Moral.

◆

Erster Ursprung von höher und niedriger. — Das *ästhetisch-Beleidigende* am innerlichen Menschen ohne Haut, — blutige Massen, Kothgedärme, Eingeweide, alle jene saugenden, pumpenden Unthiere, — formlos oder hässlich oder grotesk, dazu für den Geruch peinlich. Also *weggedacht*! Was davon doch heraustritt, erregt Scham (Koth, Urin, Speichel, Same). Frauen mögen nicht vom Verdauen hören, Byron eine Frau nicht essen sehen. (So gehen die Hintergedanken ihren Weg.) Dieser durch die Haut *verbüllte* Leib, der sich zu *schämen* scheint! Das Gewand an den Theilen, wo sein Wesen nach aussen tritt: oder die Hand vor den Mund halten beim Speichelauswerfen. Also: es giebt Ekel-erregendes; je unwissender der Mensch über den Organismus ist, um so mehr fällt ihm rohes Fleisch, Verwesung, Gestank, Maden zusammen. Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich

ekelhaft, — er thut alles, um *nicht daran zu denken*. — Die *Lust*, die ersichtlich mit diesem innerlichen Menschen zusammenhängt, gilt als *niedriger*: — Nachwirkung des ästhetischen Urtheils. Die Idealisten der Liebe sind Schwärmer der schönen *Formen*, sie wollen sich täuschen und sind oft empört bei der Vorstellung von Coitus und Samen. — Alles Peinliche, Quälende, Ueberheftige hat der Mensch diesem innerlichen Leibe zugeschrieben: um so höher hob er das Sehen, Hören, die Gestalt, das Denken. Das *Ekelhafte* sollte die Quelle des *Unglücks* sein! — *Wir lernen den Ekel um!*

Zweiter Ursprung der Unterscheidung von höher und niedriger. Alles Furchteinflössende als das Mächtigere gilt als höher; alles andere als niedriger oder gar verächtlich. Als Höchstes: Furcht einflössen und doch wohlthun und wohlwollen!



Ich kann nicht neben einem Menschen leben, der immer und immer wieder ausspuckt — wohl aber neben einem Verbrecher. So viel stärker ist der *Geschmack*. Ehemals war der Neuerer des Gedankens ebenso *ekelhaft*.



Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein *Ekel* zumeist. Er hat *Würzen* nöthig, wir müssen zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der *Geschmack* und sein Verhältniss zum Hunger, und dessen Verhältniss zum Bedürfniss des Organismus! Die moralischen Urtheile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort.

als das angesehen, was über den *Werth der Nahrung, Werth der Handlung entscheidet*: der grösste Irrthum!

Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er lass und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urtheilen über gut und böse: eine physiologische That-sache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack; diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das nothwendig das dem Organismus *Nützliche* jeder Zeit forderte. Sondern die *Geschichte des Geschmacks* ist eine Geschichte für sich, und ebenso sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmacks. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack — das sind falsche Unterscheidungen, — es giebt unzählige Möglichkeiten der Entwicklung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer anderen Entwicklung sein. Nur in Hinsicht auf ein *Ideal*, das erreicht werden soll, giebt es einen Sinn bei „gesund“ und „krank“. Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!) — und die *Kenntniss*, was nöthig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz.



Woher diese Aenderungen des *Geschmacks* im Moralischen? Geht es in die Tiefe? Wie der Appetitmangel bei der Ernährung, wie das Gefühl des Ekels und des Unangenehmen bei Fäulniss, Rauch u. s. w.? Ist es, dass für einen Zustand (eines Volkes, Menschen) sein Geschmack im Verhältniss des *Zweckmässigen* steht? Oder wenigstens des zweckmässig Geglaubten? Drückt er aus: „dieses *bedarf ich jetzt*, jenes *bedarf ich nicht*?“ — Oder sind es wechselnde Gewöhnungen, wie der Geschmack an Speisen, hervorgerufen durch die vorhandene leichtere Befriedigung an dieser und jener, so

dass Gewöhnung, Reiz und Verlangen entsteht und am *Entgegengesetzten* und Fremden das Entgegengesetzte *empfunden* wird? Oder Beides?

◆

Beim Geschmack ergab sich nebenbei, ob ein Mittel tödtete, ob es sättigte u. s. w. — nicht, wie es, auf die *Dauer* genommen, wirkte (auf Generationen hin). Auch wusste man nicht, wie *ungleichmässig* der Körper unterhalten wurde, und wie diese starken Schwankungen wirkten. Die Depression in Folge mangelhafter Ernährung oder Verdauung bestimmt das *Ideal*.

◆

Während es dem Melancholiker allzusehr an phosphorsaurem Kali in Blut und Gehirn gebricht, sieht er den Grund seines Mangelgefühles und seiner Depression in den *moralischen* Zuständen der Menschen, der Dinge, seiner selber!!!

◆

Was ist Moralität! Ein Mensch, ein Volk hat eine physiologische Veränderung erlitten, empfindet diese im *Gemeingefühl* und deutet sie sich in der Sprache seiner Affecte und *nach dem Grade* seiner Kenntnisse aus, ohne zu merken, dass der Sitz der Veränderung in der Physis ist. Wie als ob einer Hunger hat und meint, mit Begriffen und Gebräuchen, mit Lob und Tadel ihn zu beschwichtigen!

◆

Von jedem Augenblicke im Zustand eines Wesens stehen zahllose Wege seiner *Entwicklung* offen: der herrschende

Trieb heisst nur einen einzigen *gut*, den nach seinem Ideale. So ist das Bild *Spencer's* von der Zukunft des Menschen nicht eine *naturwissenschaftliche Nothwendigkeit*, sondern ein *Wunsch* aus jetzigen Idealen heraus.



Die moralischen Worte sind in den verschiedensten Zeiten eines Volkes dieselben: dagegen ist das Gefühl, welches sie begleitet, wenn sie ausgesprochen werden, immer im Wandel. Jede Zeit färbt dieselben alten Worte neu: jede Zeit stellt einige dieser Worte in den Vordergrund und andere zurück — nun, dies sind bekannte Dinge! Man erlaube mir einige Bemerkungen über den moralischen Sprachgebrauch von heute zu machen. — In den Kreisen, in denen ich gelebt habe, unterscheidet man gute Menschen, edle Menschen, grosse Menschen. Das Wort „gut“ gebraucht man nach den wechselndsten Gesichtspunkten: ja sogar nach entgegengesetzten: wie ich gleich des genaueren zeigen werde. Wer edel genannt wird, wird damit als ein Wesen bezeichnet, das mehr als gut ist, — nicht als besonders gut, sondern als verschieden vom guten Menschen, und zwar so, dass er mit diesem Worte einer höheren Rangclassen eingereiht wird. Ein grosser Mensch braucht nach dem jetzigen Sprachgebrauche weder ein guter noch ein edler Mensch zu sein, — ich erinnere mich nur *eines* Beispiels, dass ein Mensch dieses Jahrhunderts alle drei Prädicate bekommen hat, und selbst von seinen Feinden: — *Mazzini*.



Alle Ziele sind vernichtet: die Werthschätzungen kehren sich gegen einander:

man nennt den gut, der seinem Herzen folgt, aber auch den, der nur auf seine Pflicht hört;

man nennt den Mildten, Versöhnlichen gut, aber auch den
Tapferen, Unbeugsamen, Strengen;
man nennt den gut, der ohne Zwang gegen sich ist, aber
auch den Helden der Selbstüberwindung;
man nennt den unbedingten Freund des Wahren gut,
aber auch den Menschen der Pietät, den Verklärer
der Dinge;
man nennt den sich selber Gehorchenden gut, aber auch
den Frommen;
man nennt den Vornehmen, Edlen gut, aber auch den,
der nicht verachtet und herabblickt;
man nennt den Gutmüthigen, dem Kampfe Ausweichenden
gut, aber auch den Kampf- und Siegbegierigen;
man nennt den, der immer der Erste sein will, gut, aber
auch den, der nichts vor irgend einem voraus haben
will.



Es genügen ausserordentlich *kleine* Veränderungen der
Werthschätzung, um ganz ungeheuer *verschiedene Werthbilder*
zu bekommen (Anordnung der Güter!).



Zu jeder Moral gehört eine gewisse Art von *Analyse* der
Handlungen: jede ist *falsch*. Aber jede Moral hat ihre Per-
spectives und Beleuchtungen — ihre Lehre von den „Mo-
tiven“.



Die moralischen Urtheile sind Epidemien, die ihre Zeit
haben.



Wenn die moralischen *Leiden* das Leben schwer gemacht haben, — es hängt daran, dass es durchaus nicht möglich ist, eine moralische Empfindung relativ zu nehmen; sie ist wesentlich *unbedingt*, wie die Körper uns unbedingt erscheinen, insgleichen der Staat, die Seele, das Gemeinwesen. Wir mögen uns noch so sehr das *Gewordensein* von dem allen vorhalten: es wirkt auf uns als Ungewordenes, Unvergängliches und legt *absolute* Pflichten auf. „Der Nächste“ ebenfalls, wie weise wir auch über ihn sind. *Der Trieb zum Unbedingtnehmen* ist sehr mächtig *angezüchtet*.



Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Socrates war es, und zwar deshalb, weil sie Dinge für wichtig nimmt, die mit gut und böse nichts zu thun haben, folglich dem „Gut“ und „Böse“ *Gewicht nehmen* —: die Moral will, dass ihr alle Kraft des Menschen zu Gebote stehe; sie hält es für die Verschwendung eines, *der nicht reich genug dazu* ist, wenn man sich um Sterne und Pflanzen bekümmert.



Wer die Ernährung zum Beispiel oder die Heizung studirt, lernt eine Menge Verhaltensmassregeln. Ehemals gehörten alle diese Regeln unter die „Moral“ — jetzt ist der Unterricht nicht mehr so feierlich und das Heil der Seele ist nicht daran geknüpft. Wie die Magie unendlich von der Wissenschaft übertroffen ist an Kraft und Kunststücken — so::



Man kann fragen: war die Moral ein Mittel der *Veredelung* des Menschen? Was ist da „Veredelung“? Eine feine

Art der Moralität selber? — „Höher von sich denken?“ Ohne das Gefühl „ich bin verantwortlich“ — was wird aus dem Menschen? Ohne *den Glauben an das Gewissen* — was wird aus ihm? Denn er kann Gewissensbisse haben, aber sceptisch gegen sie sein, wie gegen andere Triebe, die sich regen.



„Und was wird nach dem Ende der Moral?“ Oh ihr Neugierigen! Wozu *schon jetzt* so fragen! Aber laufen wir einmal schnell darüber hin — schnell! — sonst würden wir fallen, — denn hier ist alles Eis und Glätte. — Alle und jede Handlungsweise, welche die Moral *fordert*, wurde von ihr auf Grund mangelhafter Kenntniss des Menschen und vieler tiefer und schwerer Vorurtheile gefordert: hat man diesen Mangel und diese Erdichtung nachgewiesen, so hat man die *moralische* Verbindlichkeit für diese und jene Handlungen *vernichtet*, — es ist kein Zweifel! — und zwar schon deshalb, weil die Moral selber vor allem Wahrheit und Redlichkeit fordert und somit sich selber die Schnur um den Hals gelegt hat, mit welcher sie erwürgt werden kann, — werden *muss*: *der Selbstmord der Moral* ist ihre eigene letzte moralische Forderung! — Immerhin könnte damit die Forderung, dass dies zu thun und jenes zu lassen ist, noch nicht vernichtet sein, nur der moralische Antrieb würde fürderhin fehlen — und nur für den Fall, dass es eben keinen weiteren Antrieb für eine Handlungsweise geben sollte als diesen, wäre die Forderung selber mit der Moral erdrosselt. Nun melden sich aber die *Utilitarier* und zeigen auf den Nutzen hin, als Anlass zur gleichen Forderung, — auf den Nutzen als den nöthigen Umweg zum Glücke; die *Aesthetiker* sodann, welche im Namen des Schönen und Hohen oder des guten Geschmacks (was dasselbe ist) die

Forderung wiederholen; es erscheinen die *Freunde der Erkenntniss* und zeigen, dass, so und so zu leben, die beste Vorbereitung zum Erkennen sei, und dass es nicht nur von schlechtem Geschmacke zeugen würde, sondern von Widerspänstigkeit gegen die Weisheit, wenn man anders, im Widerspruch zu jenen ehemaligen Forderungen der Moral, leben wollte. — Und zuletzt strömen die *Idealisten* aller Grade herbei und zeigen auf das Gebilde hin, das vor ihnen her-schwebt: „ach dies Gebilde zu erreichen, zu umarmen, es wie ein Siegel auf uns eindrücken und fürderhin dies Bild sein, — was würden wir nicht alles thun und lassen *um dessentwillen!* Was ist uns Nutzen und Geschmack und Weisheit, was sind uns Gründe und Grundlosigkeit gegen diese *Begier* nach unserem Ideal, nach diesem meinem Ideale!“ — und so stellen sie jene Forderung wieder her, jeder für sich, — als Mittel seiner Begier, als Labsal seines Durstes.



Wir ehren und schützen alle *Machtansammlungen*, weil wir sie einst zu *erben* hoffen — die *Weisen*. Wir wollen ebenso die Erben der Moralität sein, nachdem wir die Moral zerstört haben.

b) Das Unmoralische.

Ist es nicht zum Lachen, dass man noch an ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz glaubt „du sollst nicht lügen“, „du sollst nicht tödten“ — in einem Dasein, dessen Charakter die beständige Lüge, das beständige Tödten ist! Welche *Blindheit* gegen das wirkliche Wesen dieses Daseins muss es hervorgebracht haben, dass man mit jenen Gesetzen allein *leben* zu können glaubte! Wie viel Blindheit über uns selber!

Welches Missdeuten aller unserer Absichten und Ausführungen! Wie viel pathetische Lüge, wie viel Todtschlag der *Ehrlichen* — das heisst Vernichtung derer, die böse zu sein und sich zu scheinen wagten — ist dadurch wieder in die Welt gekommen! Die Moralität ist selber nur durch Unmoralität so lange in Credit geblieben.



Wir Aesthetiker höchsten Ranges möchten auch die Verbrechen und das Laster und die Qualen der Seele und die Irrthümer nicht *missen*, — und eine Gesellschaft von *Weisen* würde sich wahrscheinlich eine böse Welt *hinzuerschaffen*. Ich meine, es ist kein Beweis gegen die Künstlerschaft Gottes, dass das Böse und der Schmerz existirt, — wohl aber gegen seine „*Güte*“? — Aber was ist denn Güte! Das Helfenwollen und Wohlthunwollen, welches ebenfalls solche voraussetzt, denen es *schlecht* geht! und die *schlecht* sind!



Müssten nicht gerade die *besten* Menschen die *bösesten* sein? Die, bei denen das Wissen und Gewissen am feinsten und kräftigsten ausgebildet ist, so dass sie alles, was sie thun, als ungerecht empfinden und sich selber als die *Immer-Bösen*, *Immer-Ungerechten*, als die *Nothwendig-Bösen*? Wer sich aber so empfindet, *ist es auch*!



Wir können weder des Bösen noch der Leidenschaften entbehren, — die vollständige *Anpassung* aller an alles und jedes in sich (wie bei Spencer) ist ein Irrthum, es wäre

die tiefste Verkümmernng. — Das schönste, leiblich mächtigste Raubthier hat die stärksten Affecte: sein Hass und seine Gier in dieser Stärke werden für seine Gesundheit nöthig sein, und, wenn befriedigt, diese so prachtvoll entwickeln. — Selbst zum Erkennen brauche ich alle meine Triebe, die guten wie die bösen, und wäre schnell am Ende, wenn ich nicht gegen die Dinge feindlich, misstrauisch, grausam, rüchisch, rachsüchtig und mich verstellend u. s. w. sein wollte. Alle grossen Menschen waren durch die Stärke ihrer Affecte gross. Auch die Gesundheit taugt nichts, wenn sie nicht grossen Affecten gewachsen ist, ja sie nöthig hat. Grosse Affecte concentriren und halten die Kraft in Spannung. Gewiss sind sie oft Anlass, dass man zu Grunde geht — aber dies ist kein Argument gegen ihre *nützlichen* Wirkungen im Grossen. — Unsere Moralität will aber das Gegentheil, liebenswürdige und creditfähige Zahler und Borger.



In den gelobtesten Handlungen und Charakteren sind Mord, Diebstahl, Grausamkeit, Verstellung als nothwendige Elemente der Kraft. In den verworfensten Handlungen und Charakteren sind *Liebe* (Schätzung und Ueberschätzung von etwas, dessen Besitz man begehrt) und *Wohlwollen* (Schätzung von etwas, dessen Besitz man hat, das man sich erhalten will).

Liebe und Grausamkeit nicht Gegensätze: sie finden sich bei den festesten und besten Naturen immer bei einander. (Der christliche Gott — eine sehr weise und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person!)



Die Menschen sehen die kleinen sublimirten Dosen nicht und leugnen sie: sie leugnen zum Beispiel die Grausamkeit

im Denker, die Liebe im Räuber. Oder sie haben gute Namen für *alles*, was an einem Wesen hervortritt, das ihren *Geschmack* befriedigt. Das „Kind“ zeigt alle Qualitäten schamlos, wie die Pflanze ihre Geschlechtsorgane, — beide wissen nichts von Lob und Tadel. Erziehung ist Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen-lernen.



Der *Stolze* hasst es zu zittern und nimmt Rache an dem, der ihn zittern gemacht hat: dies ist der Grund seiner Grausamkeit. Er hat die grösste Lust, den vor sich zu sehen, vor dem er nun nicht mehr zittert, ob er ihm schon das Schmäblichste und Schmerzhafteste anthut. — Der *Stolze* gesteht sich das nicht ein, was ihm drückend ist, so lange er nicht die Möglichkeit sieht, Rache für diesen Druck zu nehmen. Sein *Hass* schiesst im Augenblick hervor, wenn diese Möglichkeit ihm zu Gesicht kommt. Alle *Starken*, die sich selber brechen und einem Gesetze unterwerfen, sind grausam: früher machte es ihnen einen ähnlichen Genuss, den Willen anderer zu brechen und den Thon nach ihrem Willen zu kneten. Alle Verkannten, Zurückgesetzten, Gelingweilten sind grausam, denn ihr Stolz ist immer gereizt. Auch alle *Schwachen* sind grausam, und gerade darin, dass sie Mitleiden bei den Andern *wollen*. Das heisst: sie *fordern*, dass auch die Andern leiden, wenn sie leiden und schwach sind. Daher ist es nur das halbe Unglück *socios habuisse malorum*. Endlich: wie grausam sind alle *Künstler*, denn sie wollen mit allen Mitteln, dass ihre Erlebnisse Gewalt üben und bekommen, dass ihre Leiden zu unseren Leiden werden! Und gar die *Bussprediger*, welche darin ihren dämonischen Stachel und Reiz spüren, dass sie die grosse Macht öffentlich verachten, dass sie die Hochmächtigsten

wie die Niedrigsten zur gleichen Zerknirschung und Abstinenz treiben wollen — das ist eine Grausamkeit des Stolzes ohne Gleichen! Kurz die Menschen haben viel Genuss an der Grausamkeit, sie ist das üblichste aller Vergnügen, so sehr auch der „Grausame“ gelästert wird!



Das Webethun-wollen, die Lust an der Grausamkeit — hat eine grosse Geschichte. Die Christen in ihrem Verhalten gegen die Heiden; Völker gegen ihre Nachbarn und Gegner; Philosophen gegen Menschen anderer Meinung; alle Freidenker; die Tagesschriftsteller; alle Abweichend-Lebenden, wie die Heiligen. Fast alle Schriftsteller. Selbst in den Kunstwerken sind solche Züge, welche die Absicht auf die Nebenbuhler eingiebt. Oder wie bei Heinrich von Kleist, welcher mit seiner Phantasie dem Leser Gewalt anthun will; auch Shakespeare. — Ebenso alles Lachen, und die Komödie. Ebenso die Lust an der *Verstellung*: grosse Geschichte. — Ist der Mensch deshalb *böse*?



Geschichte der Grausamkeit; der Verstellung; der *Mordlust* (letztere im Abtöden von Meinungen, Aburtheilen über Werke, Personen, Völker, Vergangenheit; der Richter ist ein sublimirter Henker) —



Ein grosser Schritt in der Grausamkeit, sich an geistigen statt an leiblichen Martern zu genügen und gar am Vorstellen dieser Martern und Nicht-mehr-sehen-wollen.



Wie werthvoll ist es, dass der Mensch so viel *Freude* beim Anblick oder Empfinden von *Schmerz* erlernt hat! Auch durch den Umfang der Schadenfreude hat sich der Mensch hoch erhoben! (Freude auch am eigenen Schmerz — Motiv in vielen Moralen und Religionen.)

◆

Grausamkeit und der Genuss am Mitleiden. Das Mitleiden ist am stärksten, je tiefer wir den Anderen kennen und lieben. Folglich wird der Liebende, welcher gegen den, welchen er liebt, grausam ist, am meisten *Genuss* von der Grausamkeit haben. Gesetzt, wir lieben *uns selber* am meisten, so wäre der höchste Genuss des Mitleidens die Grausamkeit *gegen uns*. *Heroisch* — das ist das Streben nach dem absoluten Untergange in seinen Gegensatz, die Umschaffung des Teufels in *Gott*: das ist *dieser Grad von Grausamkeit*.

◆

Freude am Schaden des Anderen ist etwas anderes als Grausamkeit, letztere ist *Genuss* im Mitleiden und hat ihre Höhe, wo das Mitleiden am höchsten ist (dann, wenn wir den lieben, den wir foltern). Wenn ein Anderer dem, welchen wir lieben, das Wehe zufügte, dann würden wir rasend vor Wuth, das Mitleid wäre ganz *schmerzhaft*. Aber wir lieben ihn: und *wir* thun ihm wehe. Dadurch wird das Mitleid ein ungeheurer Reiz: es ist der *Widerspruch* zweier entgegengesetzter starker Triebe, der hier als *höchster Reiz* wirkt.

◆

Selbstverstümmelung und Wollust nebeneinander ist das Gleiche. Oder hellstes Bewusstsein und Bleischwere und Unbeweglichkeit nach Opium.

◆

Die *Weibung* ist gegeben worden der Beutelust, der Gefrässigkeit, der Wollust, der Grausamkeit, der Verstellung, der Lüge, der Schwäche, der Tollheit, dem Veitstanz, der Betrunktheit, der Empfindsamkeit, der Faulheit, der Unwissenheit, dem Nichtsbesitzen, der Geistesöde, der Schadenfreude, der Furcht — allen entgegengesetzten Eigenschaften, die irgenwo Geschmack und unüberwindliche Neigung erzeugt hat (jedesmal lästerte und ekelte man sich vor dem Gegensatz und nannte ihn schlecht oder niedrig).

◆

Omnia naturalia affirmanti sunt indifferentia, neganti vero vel abstinenti aut mala aut bona.

◆

Ich sehe in dem, was eine Zeit als böse empfindet, das, was ihrem Ideale widerspricht, also einen *Atavismus des ehemaligen Guten*; zum Beispiel eine gröbere Art von Grausamkeit, Mordlust als heute vertragen wird. Irgendwann war die Handlung jedes Verbrechers eine *Tugend*. Aber jetzt empfindet er selber sie mit dem Gewissen der *Zeit* — er legt sie böse aus. Alles oder das Meiste, was Menschen thun und denken, als *böse auslegen*, geschieht dann, wenn das Ideal dem menschlichen Wesen überhaupt nicht entspricht (Christenthum): so wird alles Erbsünde, während es eigentlich *Erbtugend* ist.

◆

Gegen alle wilden Energien *wehren* wir uns so lange, als wir sie nicht zu benutzen wissen (als Kraft), und so lange nennen wir sie *böse*. Nachher aber nicht mehr! Frage: wie

macht man Verbrechen nützlich? Wie macht man seine eigene Wildheit nützlich?



Verstimmung als verhinderte Auslösung. Grundsatz: nicht die Auslösungen, so gewaltsam sie auch sein mochten, gaben der Menschheit den meisten Schaden, sondern die Verhinderung derselben. Verstimmung, krankhafte Missgefühle haben wir zu beseitigen, — aber dazu gehört der *Muth*, das Schreckliche der Auslösungen anders und günstiger zu beurtheilen. Attentate sind besser als schleichende Verdriesslichkeiten. Morde, Kriege u. s. w., offene Gewalt, das Böse der Macht soll gut heissen: wenn das Böse der Schwäche von jetzt ab *böse* zu nennen ist.



Ihr sagt: „gewisse Glaubenssätze sind der Menschheit *heilsam*, folglich müssen sie geglaubt werden“. Aber das ist *meine That*, zum ersten Male die *Gegenrechnung* gefordert zu haben! — also gefragt zu haben: welches unsägliche Elend, welche Verschlechterung der Menschheit dadurch entstanden ist, dass man das Ideal der Selbstlosigkeit aufstellte, *also* den Egoismus böse hiess und *als böse empfinden* liess!! — dadurch dass man den Willen des Menschen frei hiess und ihm die volle Verantwortlichkeit zuschob, somit die *Verantwortlichkeit* für alles Egoistische — „Böse“ genannte — das heisst Naturnothwendige seines Wesens: so machte man ihm einen schlechten Ruf und ein schlechtes Gewissen: — dadurch dass man einen heiligen Gott über den Menschen dachte und damit *allem* Handeln das böse Wesen eindrückte, und zwar je feiner und edler ein Mensch empfand? — Das *Nachlassen* dieser furchtbaren Glaubenssätze und das Nachlassen im Zwängen und Erzwingen des Glaubens überhaupt hat die

Barbarei verscheucht! — Freilich: eine *noch frühere* Barbarei, eine gröbere konnte nur durch jene „heilsamen“ Wahnartikel verscheucht werden!

◆

Der Schaden der Tugenden ist noch nicht nachgewiesen!

◆

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen“ suchen — oberflächlich! Wir wollen nicht betrogen werden, es beleidigt unseren Stolz.

Die Schädlichkeit der „Tugenden“, die Nützlichkeit der „Untugenden“ ist nie in voller Breite gesehen worden. Ohne Furcht und Begierde — was wäre der Mensch! Ohne Irrthümer gar!

2. Ethische Principien und Ideale.

a) Die Nützlichkeitstheorie.

Hauptfrage: wonach ist die Werthtafel der Güter gemacht und verändert worden? So dass ein Eigenthum begehrenswerther als ein anderes schien? Was leicht zu haben war (wie zum Beispiel Nahrung), wurde verhältnissmässig unterschätzt. Die Werthtafel stimmt gar nicht mit den Graden des Nutzens (gegen Spencer).

◆

Unser Instinct der Triebe greift in jedem Falle nach dem nächsten ihm Angenehmen: aber *nicht* nach dem Nützlichen. Freilich ist in unzähligen Fällen (namentlich wegen der Zuchtwahl) das dem Triebe Angenehme eben auch das Nützliche! —

Der Mensch, hochmüthig auch wo er Gründen und Zwecken nachspürt, macht im Moralischen die Augen zu vor dem Angenehmen: *er* gerade will, dass seine Handlungen als Consequenz der vernünftigen Absicht auf dauernden Nutzen erscheinen, er verachtet das *Momentan-Angenehme* —: ob-
schon *gerade dies* der Hebel aller seiner Kräfte ist.

Das Kunststück des glücklichen Lebens ist, *die Lage zu finden*, in der das Momentan-Angenehme auch das Dauernd-Nützliche ist, wo die Sinne und der Geschmack dasselbe gut heissen, was die Vernunft und Vorsicht gut heisst.

◆

„Nützen, nützlich“: dabei denkt jetzt jeder an Klugheit, Vorsicht, Kälte, Mässigung u. s. w., kurz an Seelenzustände, die dem Affect entgegengesetzt sind. Trotzdem muss es ungeheuerere Zeiten gegeben haben, wo der Mensch das ihm Nützliche nur unter der Anregung der Affecte that, und wo ihm die Klugheit und Vernunftkälte noch überhaupt fehlte. Damals redete das höchste utile noch die Sprache der Leidenschaft, der Verrücktheit, des Schreckens: ohne eine so gewaltige Beredtsamkeit war es nicht möglich, den Menschen zu etwas „Nützlichem“ — das heisst, zu einem *Umweg* des Angenehmen, das heisst zu einem *zeitweiligen Vorziehen des Unangenehmen* — zu bestimmen. Die Moral war damals noch nicht die Eingebung der Klugheit — man musste gleichsam die Vernunft und gewöhnliche Art zu wollen für eine Zeit *verlernen*, um in diesem Sinne etwas Moralisches zu thun.

◆

Grundsatz: das, was *verehrt* werden soll, darf nicht angenehm sein. Folglich: —

◆

Spencer meint, das eigentlich Moralische sei, die wirklichen natürlichen Folgen einer Handlung in Betracht zu ziehen — nicht Lob, Tadel, Strafe. *Aber dies „in Betracht ziehen“ war unmoralisch!* Die That wird gethan, *was dabei auch herauskommt!* — Die Rücksicht auf die gesammten Folgen einer That ist nie bisher verlangt worden, — und wer sie verlangte, würde die Menschheit stille stehen machen. Die Folgen sind unsäglich und unerforschlich: die nächsten Folgen würden durch die ferneren überwogen werden: jedes Verbrechen liesse sich so begründen.



„Nützlich-schädlich“! „Utilitarisch“! diesem Gerede liegt das Vorurtheil zu Grunde, als ob es *ausgemacht* sei, *wohin* sich das menschliche Wesen (oder auch Thier, Pflanze) entwickeln *solle*. Als ob nicht abertausend Entwicklungen von jedem Punkte aus möglich wären! Als ob die Entscheidung, welche die *beste, höchste* sei, nicht eine reine Sache des *Geschmacks* sei! (Ein Messen nach einem Ideale, welches *nicht* das einer anderen Zeit, eines anderen Menschen sein muss!)



Wir gehen unserem *Geschmack* nach und benennen es mit den erhabensten Worten, als Pflicht und Tugend und Opfer. Das *Nützliche* erkennen wir nicht, ja wir verachten es, wie wir das Innere des Leibes verachten, alles ist uns nur erträglich, wenn es sich in eine glatte Haut versteckt.

b) Nächstenliebe, Selbstlosigkeit.

Vor allem Wohl- und Wehethun steht die Frage: *wer* ist das Andere, *wer* ist der Andere? — kurz, die Erkenntniss

der Welt. *Wozu* wohlthun und wehethun — muss erst entschieden sein! Bisher geschah alles Wohl- und Wehethun im *Irrthum*, als ob man wisse, *was* und *wozu*? Die Schätzung des Wohlwollens ist erst noch zu *beweisen*, namentlich der *Grad*!

◆

Das Princip „um des Nächsten willen etwas thun“ ist entweder ein *Atavismus* des Gefühls, zur Zeit, wo das Band mit der Gemeinde schwach geworden ist, oder ein *unklares* Gefühl des Heerdensinnes, welches an Menschen ausserhalb der Gemeinschaft, weil diese so fern sind, gar nicht denkt und beim Nächsten nur das Mitglied der Gemeinschaft im Auge hat (zum Beispiel bei „Freiheit“ und „Gleichheit“, wo man gewiss nicht an die Hottentotten denkt). Oder es ist eine Maske für jenes Gefühl: es *soll* eine Gemeinschaft gebildet werden, zum Beispiel die christliche. *Wo* jenes Princip auftritt, *will* man meistens Gemeinden bilden, zum Beispiel die Anhänger Comte's.

◆

In der Heerde *keine* Nächstenliebe: sondern Sinn für das Ganze und *Gleichgültigkeit* gegen den Nächsten. Diese Gleichgültigkeit ist etwas sehr *Hohes*!

◆

Dass ein Mensch manche Dinge nicht begehrt, nicht liebt, das rechnen wir ihm an als Zeichen seiner *Niedrigkeit* und Gemeinheit. „Selbstlosigkeit“ als *Gegenstück* — er liebt manche Dinge und bringt andere Triebe zum Opfer, die den meisten Menschen *nicht begreiflich* als Gegenstand solcher Liebe sind — deshalb nehmen sie das *Wunder* der „Selbstlosigkeit“ an!

◆

Die Menschen haben mit Verwunderung wahrgenommen, dass mancher seinen *Vortheil vernachlässigt* (in der Leidenschaft, oder aus Geschmack): sie waren blind für die inneren Vortheile des Stolzes, der Stimmung u. s. w. und hielten diese Menschen entweder: erstens für *toll* oder: zweitens für *gut*, falls nämlich *ihnen* daraus ein Vortheil erwuchs: sie bilden nun den Glauben aus, die Handlungen werden allein gethan, um *ihnen* wohlzuthun. Die Verherrlichung solcher Handlungen und Menschen hatte den Werth, zu ähnlichen persönlich unzweckmässigen Handlungen *anzutreiben*. Der *Egoismus* derer, welche Hülfe und Wohlthat *brauchen*, hat das Unegoistische so hoch gehoben!

◆

Die Menschen bewundern und loben die Handlungen eines Anderen, die für ihn selber *unzweckmässig* erscheinen, sofern sie *ihnen* nützlich sind. (Unzweckmässig in Hinsicht auf Genuss oder Nutzen.) Früher verstand man Genuss oder Nutzen sehr gemein und eng: und wer zum Beispiel für gloria etwas that, war schon *unzweckmässig* nach der Meinung der *groben* Menschen, der Masse. Weil man *feinere Arten* von Genuss nicht sah, hat man das Reich des Uneigen-nützigen *so gross* angenommen. Der Mangel an psychologische Feinheit ist ein Grund von *vielm Loben* und *Bewundern*! Weil die Masse *keine* Leidenschaft hat, so hat sie die Leidenschaft *bewundert*, weil sie mit Opfern verknüpft und unklug ist, — den *Genuss* der Leidenschaft konnte man sich nicht vorstellen, man *leugnete ihn*. Die Menge *verachtete* alles *Gewöhnliche, Leichte, Kleine*.

◆

Es ist eine Haupteckentniss, dass bei der Werthschätzung aller Dinge der Mensch allem *Gewöhnlichen*, und noch mehr

allem schlechthin *Unentbehrlichen* einen niederen Werth gab. Das Gewöhnliche war dem Ungemeinen entgegengesetzt, als das „Gemeine“ —: das Unentbehrliche als ein Zwang dem, was der freie Mensch sich willkürlich verschaffen kann oder nicht kann, dem Ueberflüssigen, Luxushaften des Lebens. So wurde alles, was *nöthig* ist und alles, was *üblich* ist, zum Geringen: alles Fatum wurde Gemeinheit. Laune, Willkür, freier Wille, der aristokratische Hang der herrschenden und beliebigen Befehlenden, die Leidenschaft für alles Seltene, Schwer-zu-erlangende — das war das Merkmal des *höheren* Menschenthums: damit erst glaubte der Mensch nicht mehr Thier zu sein. Die Klugheit und die Erfahrung zwar schrieben ihre Gesetze dem *Handelnden* vor und wiesen unerbittlich auf das *Nöthige* und das *Uebliche* hin — aber die *höhere* Empfindung trennte sich oft genug von der Klugheit und gab dem Unnöthigen und dem Ungewöhnlichen und daher meisthin auch Unklugen den *Vorrang*. So ist auf die Dauer der Boden unseres Lebens und unserer ganzen *Lebensart* — das ist und bleibt doch immer das Nöthige und Gewohnheitsmässige — von den höheren Empfindungen entkleidet worden! Essen und Wohnen und Zeugen, der Handel, der Erwerb, das Geschäft, ja selbst das gesellschaftliche Leben hat sich vom Ideale *abgetrennt*, — und die Sorge für sich selber, selbst in ihrer feinsten Form, ist mit einem Makel behaftet, welchen der Tadel des Egoismus und das Lob der Selbstlosigkeit zu verstehen giebt.



Im Heroismus ist der *Ekel* sehr stark (ebenso im Uneigennütigen, — man verachtet die Beschränktheit des „Ich“, — der Intellect hat seine Expansion). Die *Schwäche* des Ekels bezeichnet die industrielle und utilitarische Cultur.



Jene Menschen mit der Tugend der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus zeigen in ihrem gefühllosen, harten und grausam ausschweifenden Denken und Handeln an anderen, wo diese Tugend ihr Fundament hat. Sie handeln *gegen andere, wie sie gegen sich handeln*, — aber weil letzteres den Menschen nützlich und selten scheint, folglich verehrungswürdig ist, ersteres sehr peinlich ist, zerlegt man sie in gute und böse Hälften! Zuletzt ist diese gefühllose Härte wahrscheinlich im Grossen der Menschheit sehr nützlich gewesen, sie erhielt die Ansichten und Bestrebungen aufrecht und gab ganzen Völkern und Zeiten eben *jene* Tugenden der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus, machte sie gross und stark und herrschend.



Wie entsteht Trieb, Geschmack, *Leidenschaft*? Letztere *opfert sich andere Triebe*, die schwächer sind (anderes Verlangen nach Lust) —: das ist nicht unegoistisch! Ein Trieb beherrscht die anderen, auch den sogenannten Selbsterhaltungstrieb! „Heroismus“ u. s. w. sind *nicht* als Leidenschaften *verstanden* worden, sondern *weil* sie den Anderen sehr *nützlich* waren, als etwas *Höheres*, Edleres, Anderes! — da die meisten anderen Leidenschaften den Anderen gefährlich waren. Dies war sehr kurzsichtig! Auch der *Heroismus* der Vaterlandsliebe, der Treue, der „Wahrheit“, der Forschung u. s. w. ist den *Anderen höchst gefährlich*, — sie sind nur zu dumm, das zu sehen! Sie würden die unegoistischen Tugenden sonst in den Bann thun, in den die Habsucht, der Geschlechtssinn, Grausamkeit, Eroberungslust u. s. w. gehören. Aber jene wurden *gut* genannt und empfunden und allmählich ganz von den edleren und reineren Gefühlen *durchtränkt* — und *idealisirt*, ideal gemacht! So wurde die *Arbeit*, die *Armuth*,

der *Zins*, die *Päderastie* zu verschiedenen Zeiten entwürdigt, zu anderen Zeiten ideal gemacht.

c) Sociale Triebe als Aeusserungen des Willens zur Macht.

Im *Wohll wollen* ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicherens u. s. w. — Sobald die Verfeinerung da ist, wird die *frühere* Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist *leichter*, Gegensätze zu denken als Grade.

◆

So leben wir alle! — wir reissen die Dinge gierig an uns und haben unersättliche Augen dabei, dann nehmen wir eben so gierig aus ihnen heraus, was uns schmeckt und dienlich ist, — und endlich überlassen wir den Rest (alles, womit unser Appetit und unsere Zähne nicht fertig geworden sind) den anderen Menschen und der Natur, namentlich aber alles, was wir verschlangen, ohne es uns einverleiben zu können —: unsere Excremente. Darin sind wir unerschöpflich wohlthätig und durchaus nicht geizig: wir *düngen* die Menschheit mit diesem Unverdauten unseres Geistes und unserer Erfahrungen.

◆

Vielleicht lassen sich alle moralischen Triebe auf das *Haben-wollen* und *Halten-wollen* zurückführen. Der Begriff des Habens verfeinert sich immer, wir begreifen immer mehr, wie schwierig es ist zu haben, und wie sich das scheinbare Besitzthum immer noch uns zu *entziehen* weiss — so treiben wir das Haben in's Feinere: bis zuletzt das völlige *Erkennen* des Dinges die Voraussetzung ist, um es zu erstreben: oft

genügt uns das völlige Erkennen schon als Besitz, es hat keinen Schlupfwinkel mehr vor uns und kann uns nicht mehr entlaufen. Insofern wäre Erkenntniss die letzte Stufe der Moralität. Frühere sind zum Beispiel: ein Ding sich zurecht phantasiren und nun zu glauben, dass man es ganz besitze, wie der Liebende mit der Geliebten, der Vater mit dem Kinde: welcher Genuss nun am Besitz! — aber uns genügt da der Schein. Wir denken uns die Dinge, *die wir erreichen können*, so, dass ihr Besitz uns höchst werthvoll erscheint: wir machen den Feind, über den wir zu siegen *hoffen*, für unseren Stolz zurecht: und ebenso das geliebte Weib und Kind. Wir haben zuerst eine ungefähre Berechnung, was wir alles überhaupt *erbeuten können*, — und nun ist unsere Phantasie thätig, diese zukünftigen Besitzthümer uns äusserst *werthvoll* zu machen (auch Aemter, Ehren, Verkehr u. s. w.). *Wir suchen die Philosophie, die zu unserem Besitze passt*, das heisst ihn vergoldet. Die grossen Reformatoren, wie Muhammed, verstehen dies, den Gewohnheiten und dem Besitz der Menschen einen neuen Glanz zu geben, — nicht „etwas anderes“ sie erstreben zu heissen, sondern das, was sie *haben wollen und können*, als etwas Höheres zu sehen (mehr Vernunft und Weisheit und Glück darin zu „entdecken“, als sie bis jetzt darin fanden). — Sich selber *haben* wollen: Selbstbeherrschung u. s. w.



Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsere „Vernunft“ übersetzen, so werden *moralische* Triebe daraus. Ein solches Wesen assimilirt sich das Nächste, verwandelt es in sein Eigenthum (Eigenthum ist zuerst Nahrung und Aufspeicherung von Nahrung), es sucht möglichst viel sich einzuverleiben, nicht nur den Verlust zu *compensiren*,

— es ist *habsüchtig*. So *wächst* es allein und endlich wird es so *reproductiv* — es theilt sich in zwei Wesen. Dem unbegrenzten *Aneignungstriebe* folgt Wachstum und Generation. — Dieser Trieb bringt es in die Ausnützung der Schwächeren und in Wettstreit mit ähnlich Starken, es kämpft, das heisst es *hasst, fürchtet, verstellt sich*. Schon das Assimiliren ist: etwas Fremdes sich gleich *machen, tyrannisiren, — Grausamkeit*.

Es ordnet sich unter, es verwandelt sich in *Function* und verzichtet auf viele ursprüngliche Kräfte und Freiheiten fast ganz, und lebt so fort: — *Slaverei* ist nothwendig zur Bildung eines höheren Organismus, ebenso *Kasten*. Verlangen nach „Ehre“ ist, seine Function anerkannt wissen wollen. Der Gehorsam ist Zwang, Lebensbedingung, schliesslich Lebensreiz. — Wer am meisten Kraft hat, andere zur Function zu erniedrigen, herrscht; — die Unterworfenen aber haben wieder ihre Unterworfenen, — ihre fortwährenden Kämpfe: deren Unterhaltung bis zu einem gewissen Maasse ist Bedingung des Lebens für das Ganze. Das Ganze wiederum sucht seinen Vortheil und findet Gegner. — Wenn alle sich mit „Vernunft“ an ihren Posten stellen wollten und nicht fortwährend so viel Kraft und Feindseligkeit äussern wollten, als sie brauchen, um zu *leben*, — so *fehlte* die treibende Kraft im Ganzen: die Functionen ähnlichen Grades kämpfen, es muss fortwährend *Acht* gegeben werden, jede Lassheit wird ausgenützt, der Gegner *wacht*. — Ein Verband muss streben, überreich zu werden (Uebervölkerung), um einen neuen zu produciren (Colonie), um zu zerfallen in zwei selbständige Wesen. Mittel, dem Organismus Dauer, *ohne* das Ziel der Fortpflanzung, zu geben, richten ihn zu Grunde, sind unnatürlich, wie jetzt die klugen „Nationen“ Europa's. —

Fortwährend *scheidet* jeder Körper *aus*, er *secernirt* das ihm *nicht* Brauchbare an den assimilirten Wesen: das, was der Mensch verachtet, wovor er Ekel hat, was er böse nennt,

sind die *Excremente*. Aber seine unwissende „Vernunft“ bezeichnet ihm oft als böse, was ihm Noth macht, unbequem ist, den Anderen, den Feind, *er verwechselt das Unbrauchbare* und das Schwer-zu-erwerbende, Schwer-zu-besiegende, Schwer-einzuverleibende. Wenn er „*mittheilt*“ an andere, „*uneigennützig*“ ist, — so ist dies vielleicht nur die Ausscheidung seiner *unbrauchbaren faeces*, die er aus sich weg-schaffen *muss*, um nicht daran zu leiden. Er weiss, dass dieser Dünger dem fremden Felde *nützt* und macht sich eine *Tugend* aus seiner „Freigebigkeit“. — „Liebe“ ist Empfindung für das Eigenthum oder das, was wir zum Eigenthum wünschen.



Gehorsam, Functionsgefühl, Schwächegefühl haben den Werth „des *Unegoistischen*“ aufgebracht: namentlich als man die vollkommene Abhängigkeit von *einem Gotte* glaubte. Verachtung gegen sich selber, aber einen Zweck dafür suchen, dass man doch *thätig* ist nämlich sein *muss*: also um *Gottes* willen, und schliesslich, als man an den Gott nicht mehr glaubte, um des *Anderen* willen: eine Einbildung, ein mächtiger Gedanke, der den Menschen das Dasein leichter machte. Auch unsere Zustände wollen Sklaverei, und das Individuum soll gehemmt werden, — daher Cultus des Altruismus. In Wahrheit handelt man „*unegoistisch*“, weil es die Bedingung ist, unter der *allein* man noch *fortexistirt*, das heisst man denkt an die Existenz des Anderen gewohnheitsmässig eher als an die eigene (zum Beispiel der Fürst an das Volk, die Mutter an das Kind), weil sonst der Fürst nicht als Fürst, die Mutter nicht als Mutter existiren könnte: sie wollen die Erhaltung *ihres* Machtgefühls, wenn es auch die beständige Aufmerksamkeit und zahllose Selbstopferung zu Gunsten der Abhängigen fordert: oder, in anderen Fällen zu *Gunsten* der

Mächtigen, wenn unsere Existenz (Wohlgefühl, zum Beispiel im Dienste eines Genie's u. s. w.) nur so behauptet wird.



Rechte: der Mächtigere stellt die Functionäre *gegen einander* fest; und *Pflichten*: der Mächtigere stellt die Functionäre *gegen sich* fest. Jeder hat etwas zu leisten, und um dies *regelmässig* zu erlangen, *verzichtet* der Mächtigere auf weitere Eingriffe und *fügt sich selber einer Ordnung*: es gehört dies zur Selbstregulirung. In Bezug auf die *Pflichten* der *Functionen* stimmt der Mächtige und die Function überein; es ist nichts „Unegoistisches“ daran.



Das Machtgefühl erst erobernd, dann beherrschend (organisirend), — es regulirt das Ueberwundene zu *seiner* Erhaltung und *dazu erhält es das Ueberwundene selber*. — Auch die Function ist aus Machtgefühl entstanden, im Kampf mit noch schwächeren Kräften. Die Function erhält sich in der Ueberwältigung und Herrschaft über noch niedrigere Functionen, — *darin wird sie von der höheren Macht unterstützt!*



Die unbedingte Hingebung und das *Gerneleiden vom Geliebten*, die Begierde misshandelt zu werden — andererseits der Liebgehabte, welcher das Liebende quält, sein Machtgefühl genießt, und um so mehr, als er sich selber dabei tyrannisirt: es ist eine *doppelte* Ausübung von Macht. Machtwille wird hier zum Trotz gegen sich.



Was wir lieben, soll an sich selber keinen Flecken finden —: so will es der Egoismus dieser feinsten *Besitzlust*, welche Liebe heisst. — Gesetzt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man sie da vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urtheilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen, verliebt, verklebt: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler, kein noch so flüchtiges Ausgleiten oder Ausbleiben; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, dass für die Sängerin selber nicht alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt hat, — und weil wir fühlen, dass ihr selber all ihr kleines und grosses Misslingen bewusst ist, *leiden wir unbeschreiblich* dabei und sind dankbar und gerührt über alles, was ihr gelang. So geht es auch mit Meistern einer Kunst, welchen wir Freund sind; um ihretwillen sind wir an ihrem Gelingen erquickt, ja wir geben allen eigenen Geschmack auf, sobald uns ihre Art, sich selber zu schmecken, erst zum Bewusstsein gekommen ist.



Wo wir etwas ganz Schätzenswerthes zu erkennen glauben und es erwerben und erhalten wollen, also im *Eigenthums*-Verlangen, erwachen unsere edelsten Triebe. Der Liebende ist ein *höherer* Mensch: obschon er mehr Egoist ist als je. Aber 1) sein Egoismus ist *concentrirt*, 2) der *eine* Trieb ist entschieden *siegreich* über die anderen und bringt das *Aussergewöhnliche* hervor.



Wir wollen nach den Anderen, nach allem, was ausser uns ist, trachten als nach unserer Nahrung. Oft auch sind es die Früchte, welche gerade für unser Jahr reif geworden sind. — Muss man denn immer nur den Egoismus des

Räubers oder Diebes haben? Warum nicht den des Gärtners? Freude an der Pflege der Anderen, wie der eines Gartens!

◆

Der Eigenthumstrieb — Fortsetzung des *Nahrungs-* und *Jagdtriebes*. Auch der Erkenntnisstrieb ist ein höherer Eigenthumstrieb.

◆

An einem klugen, rücksichtslosen Spitzbuben und Verbrecher tadeln wir nicht seinen *Egoismus* als solchen, der sich auf die feinste Weise äussert, sondern, dass dieser sich auf *so niedere Ziele* richtet und auf sie *beschränkt*. Sind die Ziele *gross*, so hat die Menschheit einen anderen Maassstab und schätzt „*Verbrechen*“ *nicht* als solche, selbst die furchtbarsten Mittel. — Das Ekelhafte ist, ein guter Intellect im Dienste einer erbärmlichen Anspruchslosigkeit des Geschmacks — wir *ekeln* uns vor der *Art* ego, nicht an sich vor dem ego.

◆

Wir verachten den Besitzlosen — *darum* auch den, der sich selber nicht beherrschen kann, der sich selber nicht besitzt. Er ist, nach unserer Empfindung, nicht als Egoist verächtlich, sondern als Wetterfahne von Impulsen und Mangel an Selbst.

d) Individualismus.

Wir treten in das Zeitalter der *Anarchie*: — dies aber ist zugleich das Zeitalter der geistigsten und freiesten Individuen. Ungeheuer viel geistige Kraft ist im Umschwung. Zeitalter des Genie's: bisher verhindert durch Sitte, Sittlichkeit u. s. w.

◆

Wir *sind milder* und menschlicher! Alle Milde und Menschlichkeit aber besteht darin, dass wir den *Umständen* viel zurechnen und nicht mehr alles der Person! und dass wir den Egoismus vielfach gelten lassen und ihn nicht als das Böse und Verwerfliche an sich mehr betrachten (wie er in der *Gemeinde* geachtet wurde). Also: im *Nachlassen* unseres Glaubens an die absolute Verantwortlichkeit der Person und unseres Glaubens an die Verwerflichkeit des Individuellen besteht unser *Fortschritt aus der Barbarei!*



Das Individuum nicht mehr als die *ewige Sonderbarkeit* und ehrwürdig! sondern als die *complicirteste* Thatsache der Welt, der *höchste Zufall*. Wir glauben auch an *seine* Gesetzmässigkeit, ob wir sie schon nicht sehen. — Oder? Als entzogen der Erkennbarkeit, aber ein Mittel der Erkenntniss, auch Hinderniss der Erkenntniss, — *nicht* verehrungswürdig, etwas dubiös!



Das Individuum war lange „*unmoralisch*“ — es versteckte sich folglich, zum Beispiel das Genie (wie Homer) unter dem Namen eines Heros. Oder man machte einen Gott verantwortlich.



Nicht das Glück, sondern die möglichst lange *Erhaltung* ist der Inhalt aller bisherigen Moral der Gemeinde und Gesellschaft (ja auf Kosten des Glückes alles Einzelnen). Also auch nicht der Nutzen. Wer hat das Interesse der *Erhaltung*? Die *Häuptlinge* an der Spitze von Familien, Ständen u. s. w., welche fortleben wollen im Fortleben ihrer Institutionen, welche ihr *Machtgefühl* in die *Ferne* treiben. Alle

Alten: wer sein persönlich zu *kurzes* oder *noch kurzes* Leben stark empfindet, sucht sich *inzudrücken* in die Seele und Sitte der neuen Generation und so *fortzuleben, fortzuherrschen*. Es ist Eitelkeit. — Das Individuum *gegen* die Gesellschafts-Moral und *abseits* von ihr — wenn die grösste Gefahr für alle vorüber ist, können *einzelne* Bäume aufwachsen mit *ihren* Existenzbedingungen.



Ein starker, freier Mensch empfindet gegen alles andere die *Eigenschaften des Organismus*:

1) *Selbstregulirung*: in der Form von *Furcht* vor allen fremden Eingriffen, im *Hass* gegen den Feind, im Maasshalten u. s. w.;

2) überreichlicher Ersatz: in der Form von *Habsucht*, *An-eignungslust*, *Machtgelüst*;

3) *Assimilation* an sich; in der Form von Loben, Tadeln, Abhängigmachen anderer von sich, dazu Verstellung, List, Lernen, Gewöhnung, Befehlen, Einverleiben von Urtheilen und Erfahrungen;

4) *Secretion* und *Excretion*: in der Form von Ekel, Verachtung der Eigenschaften an sich, die ihm *nicht mehr* nützen; das Ueberschüssige mittheilen: Wohlwollen;

5) *metabolische Kraft*: zeitweilig verehren, bewundern, sich abhängig machen, einordnen, auf Ausübung der anderen organischen Eigenschaften fast verzichten, sich zum „Organe“ umbilden, dienen können;

6) *Regeneration*: in der Form von Geschlechtstrieb, Lehrtrieb u. s. w.

Nun würde man irren, diese organischen Eigenschaften *zuerst* bei dem Menschen vorauszusetzen: vielmehr bekommt

er diese alle *zuletzt*, als freigewordener Mensch. Er hat dagegen begonnen als Theil eines *Ganzen*, welches *seine* organischen Eigenschaften hatte und den Einzelnen zu seinem Organe machte, so dass durch unsäglich lange Gewöhnung die Menschen *zunächst die Affecte der Gesellschaft* gegen andere Gesellschaften und Einzelne und alles Lebende und Todte empfinden, und *nicht* als Individuen! Zum Beispiel er *fürchtet* und *hasst* stärker und am stärksten als Mitglied eines Geschlechtes oder Staates, *nicht* seinen persönlichen Feind, sondern den öffentlichen; ja er empfindet den persönlichen Feind wesentlich als einen öffentlichen (Blutrache). Er zieht in den Krieg, um seinen Staat und Häuptling zu bereichern und zum Ueberersatz zu verhelfen, mit jeder persönlichen Gefahr der Verkümmern, Entbehrung, Verstümmelung. Er assimilirt als Mitglied seiner Gesellschaft Fremdes an sich, lernt für deren Wohl; er verachtet, was von Eigenschaften nicht mehr zum Bestande der Gesellschaft nützt, er stösst die höchsten Individuen von sich, wenn sie *diesem* Nutzen widersprechen. Er verwandelt sich zum Organ im Dienste seiner Gesellschaft durchaus und macht von allen Eigenschaften nur den dadurch *ingeschränkten* Gebrauch: *richtiger*: er hat jene anderen Eigenschaften noch nicht und *erwirbt sie erst als Organ des Gemeinwesens: als Organ bekommt er die ersten Regungen der sämtlichen Eigenschaften des Organischen*. Die Gesellschaft erzieht erst das Einzelwesen, formt es zum Halb- oder Ganz-Individuum vor, sie bildet sich *nicht aus* Einzelwesen, nicht aus Verträgen solcher! Sondern höchstens als Kernpunkt ist ein Individuum nöthig (ein Häuptling), und dieser auch nur im Verhältniss zu der tieferen oder höheren Stufe der Anderen „frei“. Also: der Staat unterdrückt ursprünglich *nicht* etwa die Individuen: diese existiren noch gar nicht! Er macht den Menschen überhaupt die Existenz möglich, als Heerdenthieren. Unsere

Triebe, Affecte werden uns da erst *gelehrt: sie sind nichts Ursprüngliches!* Es giebt keinen „Naturzustand“ für sie!

Als Theile eines Ganzen nehmen wir an dessen Existenzbedingungen und Functionen Antheil und *einverleiben uns die dabei gemachten Erfahrungen und Urtheile*. Diese gerathen später miteinander in Kampf und Relation, wenn das Band der Gesellschaft zerfällt: er muss in sich die Nachwirkungen des gesellschaftlichen Organismus *ausleiden*, er muss das Unzweckmässige von Existenzbedingungen, Urtheilen und Erfahrungen, die *für ein Ganzes* passten, abbüssen und endlich kommt er dahin, *seine Existenzmöglichkeit als Individuum* durch Neuordnung und Assimilation, Excretion der Triebe in sich zu schaffen.

Meistens gehen diese *Versuchs-Individuen* zu Grunde. Die Zeiten, wo sie entstehen, sind die der Entsittlichung, der sogenannten Corruption, das heisst alle Triebe wollen sich jetzt persönlich versuchen und, bis dahin nicht jenem persönlichen Nutzen *angepasst*, zerstören sie das Individuum durch Uebermaass. Oder sie zerfleischen es, in ihrem Kampfe miteinander. Die Ethiker treten dann auf und suchen dem Menschen zu zeigen, wie er doch leben könne, ohne so an sich zu leiden, — meistens, indem sie ihm die *alte, bedingte Lebensweise* unter dem Joche der Gesellschaft anempfehlen, nur so, dass an Stelle der Gesellschaft ein Begriff tritt; — es sind *Reactionäre*. Aber sie erhalten viele, wenngleich durch Zurückführung in die Gebundenheit. Ihre Behauptung ist, es gebe ein *ewiges Sittengesetz*; sie wollen das individuelle Gesetz nicht anerkennen und nennen das Streben dahin unsittlich und zerstörerisch.

Unvermeidlich überwiegen bei einem, der frei werden will, die Functionen an Kraft, mit denen er (oder seine Vorfahren) der Gesellschaft gedient haben: diese hervorragenden Functionen lenken und fördern oder beschränken

die übrigen, — aber *alle* hat er nöthig, um als Organismus selber zu *leben*, es sind *Lebensbedingungen*!

Aber wir sind lange *Missgestalten*, und dem entspricht das viel *grössere Missbehagen* der frei werdenden Individuen im Vergleich zur älteren, abhängigen Stufe und das massenhafte Zugrundegehen.

◆

Der einfachste Organismus ist der vollkommene, alle complicirteren sind fehlerhafte, und unzählige der höheren Art gehen zu Grunde. Heerden und Staaten sind die höchsten uns bekannten — sehr unvollkommenen Organismen. Endlich entsteht, *hinter* dem Staate, das menschliche Individuum, das höchste und *unvollkommenste* Wesen, welches *in der Regel* zu Grunde geht und die Gebilde, aus denen es entsteht, zu Grunde richtet. Das ganze *Pensum* der Heerden- und Staaten-triebe ist in seinem Innern concentrirt. Er kann allein leben, nach eigenen Gesetzen — er ist *kein* Gesetzgeber und *will nicht* herrschen. Sein *Machtgefühl* schlägt nach *innen*. Die socratischen *Tugenden*!

◆

Die Amöben-*Einheit* des Individuums kommt zuletzt! Und die Philosophen giengen von ihr aus, als ob sie bei jedem da sei! — Die Sittlichkeit ist der Hauptgegenbeweis: überall wo das Individuum auftritt, tritt die *Sittenverderbniss* auf, das heisst der individuelle Maassstab von Lust und Unlust wird zum ersten Male gehandhabt, und da zeigt sich, wie innerhalb des Einzelnen die Triebe noch gar nicht gelernt haben sich anzupassen, die Einheit ist noch nicht da, oder in Form der grössten Gewaltherrschaft *eines* Triebes über die anderen, — so dass das Ganze gewöhnlich zu Grunde geht! — Damit beginnt die Zeit der *freien* Menschen, — zahllose gehen zu Grunde. — Im Anblick davon rufen die „Weisen“ die

alte Moral an und suchen sie als angenehm und nützlich für den Einzelnen zu beweisen.

◆

Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft ist ein Zustand, in dem das neue *Ei* (oder mehrere *Eier*) heraustreten — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen ist das Anzeichen der erlangten *Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft*: sobald es sich zeigt, *stirbt die alte Gesellschaft ab*. Das ist kein Gleichniss. — Unsere ewigen „Staaten“ sind etwas Unnatürliches. — Möglichst viel Neubildungen! — Oder umgekehrt: zeigt sich die Tendenz zur Verewigung des Staates, so auch Abnahme der Individuen und Unfruchtbarkeit des Ganzen: deshalb halten die Chinesen grosse Männer für ein nationales Unglück; sie haben die ewige Dauer im Auge. Individuen sind Zeichen des Verfalls.

◆

Der Egoismus ist etwas Spätes und immer noch Seltenes: die Heerden-Gefühle sind mächtiger und älter! Zum Beispiel noch immer *schätzt* sich der Mensch so hoch als die Anderen ihn schätzen (Eitelkeit). Noch immer will er *gleiche* Rechte mit den Anderen und hat ein Wohlgefühl bei dem Gedanken daran, auch wenn er die Menschen gleich behandelt (was doch der Gerechtigkeit des *sum cuique* sehr zuwiderläuft!) Er fasst sich gar nicht als etwas Neues in's Auge, sondern strebt, sich die Meinungen der Herrschenden anzueignen, ebenfalls erzieht er seine Kinder dazu. Es ist die *Vorstufe* des Egoismus, kein Gegensatz dazu: der Mensch ist wirklich noch nicht individuum und ego; als Function des Ganzen fühlt er *seine* Existenz noch am höchsten und am meisten gerechtfertigt. Deshalb

lässt er über sich verfügen, durch Eltern, Lehrer, Kasten, Fürsten, um zu einer Art *Selbstachtung* zu kommen, — selbst in der Liebe ist er vielmehr der Bestimmte als der Bestimmende. Gehorsam, Pflicht erscheint ihm als „die Moral“, das heisst er *verherrlicht* seine Heerdentriebe, indem er sie als *schwere Tugenden* hinstellt. — Auch im *erwachten* Individuum ist der Urbestand der Heerdengefühle noch übermächtig und mit dem *guten* Gewissen verknüpft. Der Christ mit seinem „extra ecclesiam nulla salus“ ist *grausam* gegen die Gegner der christlichen Heerde; der Staatsbürger verhängt *schreckliche* Strafen über den Verbrecher, nicht als ego, sondern aus dem alten Instincte, — die *That* der Grausamkeit, des Mordes, der Slaverie (Gefängniss) beleidigt ihn nicht, sobald er sie vom Heerdeninstinct aus ansieht. — Alle freieren Menschen des Mittelalters glaubten, vor allem sei das Heerdengefühl zu erhalten, das seltene Individuum müsse in *dieser* Hinsicht Verstellung üben, ohne Hirten und den Glauben an allgemeine Gesetze gehe alles drunter und darüber. Wir glauben das nicht mehr — weil wir gesehen haben, dass der *Hang zur Heerde* so gross ist, dass er immer wieder durchbricht, gegen alle Freiheiten des Gedankens! Es *giebt* eben noch *sehr selten* ein ego! Das Verlangen nach Staat, socialen Gründungen, Kirchen u. s. w. ist nicht schwächer geworden: vide die Kriege! Und die „Nationen“!



Unsere Triebe und Leidenschaften sind ungeheure Zeiträume hindurch in *Gesellschafts-* und *Geschlechtsverbänden* gezüchtet worden (vorher wohl in *Affen-Heerden*): so sind sie als sociale Triebe und Leidenschaften stärker als als individuelle, auch jetzt noch. Man *hasst* mehr, plötzlicher, unschuldiger (Unschuld ist den ältest vererbten Gefühlen zu eigen) als Patriot als als Individuum; man opfert schneller

sich für die Familie als für sich: oder für eine Kirche, Partei. Ehre ist das stärkste Gefühl für viele, das heisst ihre Schätzung ihrer selber ordnet sich der Schätzung anderer unter und begehrt von dort seine Sanction.

Dieser nicht individuelle Egoismus ist das Aeltere, Ursprünglichere; daher so viel Unterordnung, Pietät (wie bei den Chinesen), Gedankenlosigkeit über das eigene Wesen und Wohl, es liegt das Wohl der Gruppe uns mehr am Herzen. Daher die Leichtigkeit der Kriege: hier fällt der Mensch in sein älteres Wesen zurück.

Die *Zelle* ist zunächst mehr Glied als Individuum; das Individuum *wird* im Verlauf der Entwicklung immer complicirter, immer mehr Gliedergruppe, Gesellschaft. Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen.

Die Entwicklung der Heerden-Thiere und gesellschaftlichen Pflanzen ist eine ganz andere als die der einzeln lebenden. — Einzeln lebende Menschen, wenn sie nicht zu Grunde gehen, entwickeln sich zu Gesellschaften, eine Menge von Arbeitsgebieten wird entwickelt, und viel Kampf der Triebe um Nahrung, Raum, Zeit ebenfalls. Die Selbstregulirung ist nicht mit *einem* Male da. Ja, im Ganzen ist der Mensch ein Wesen, welches nothwendig zu Grunde geht, weil es sie noch nicht erreicht hat. Wir sterben alle zu jung an tausend Fehlern und Unwissenheiten der Praxis.

Der freieste Mensch hat das grösste *Machtgefühl* über sich, das grösste *Wissen* über sich, die grösste *Ordnung* im nothwendigen *Kampfe* seiner Kräfte, die verhältnissmässig grösste *Unabhängigkeit* seiner einzelnen Kräfte, den verhältnissmässig grössten *Kampf* in sich: er ist das *zwieträchtigste* Wesen und das *wechselreichste* und das *langlebendste* und das *überreich begebrende*, sich *nährende*, das am meisten von sich *ausscheidende* und sich *erneuernde*.



Der *Egoismus* ist noch unendlich schwach! Man nennt so die Wirkungen der *heerdenbildenden Affecte*, sehr ungenau. Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie, des Stammes), ein Anderer ist ausschweifend *in Venere*, ein Anderer eitel (Taxation seiner selbst nach dem Maassstabe der Heerde), man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmannes u. s. w. — sie denken nur an sich, aber an „sich“, soweit das *ego* durch den heerdenbildenden Affect entwickelt ist (Egoismus der Mütter, der Lehrer). Man frage nur einmal, wie wenige gründlich prüfen: *warum* lebst du hier? *Warum* gehst du mit dem um? Wie kamst du zu dieser Religion? Welchen Einfluss übt diese und jene Diät auf dich? Ist dies Haus für *dich* gebaut? u. s. w. Nichts ist seltener als die *Feststellung des ego* vor uns selber. Es herrscht das *Vorurtheil*, man *kenne das ego*, es *verfehle nicht*, sich fortwährend zu regen: aber es wird fast gar keine Arbeit und Intelligenz *darauf* verwandt, — als ob wir für die Selbst-erkenntnis durch eine Intuition der Forschung überhoben wären!



Der *Egoismus* ist verketzert worden von denen, die ihn *übten* (Gemeinden, Fürsten, Parteiführern, Religionsstiftern, Philosophen wie Plato); sie brauchten die entgegengesetzte Gesinnung bei den Menschen, die ihnen *Function* leisten sollten. — Wo eine Zeit, ein Volk, eine Stadt hervorragt, ist es immer, dass der *Egoismus* derselben sich bewusst wird und kein Mittel mehr scheut (sich *nicht mehr* seiner selber *schämt*). Reichthum an Individuen ist Reichthum an solchen, die sich ihres Eigenen und Abweichenden nicht mehr schämen. Wenn ein Volk stolz wird und Gegner sucht, wächst es an Kraft und Güte. — Dagegen die Selbstlosigkeit verherrlichen! und zugeben wie Kant, dass wahrscheinlich

nie eine That derselben gethan worden sei! Also nur um das entgegengesetzte Princip herabzusetzen, seinen Werth zu drücken, die Menschen kalt und verächtlich, folglich *gedankenfaul* gegen den Egoismus stimmen! — Denn bisher ist es der *Mangel* an feinem, planmässigen Egoismus gewesen, was die Menschen im Ganzen auf einer so niedrigen Stufe erhält! *Gleichheit* gilt als verbindend und erstrebenswerth! Es spukt ein falscher Begriff von Eintracht und Frieden, als dem *nützlichsten* Zustande. In Wahrheit gehört überall ein starker *Antagonismus* hinein, in Ehe, Freundschaft, Staat, Staatenbund, Körperschaft, gelehrte Vereine, Religion, damit etwas Rechtes wachse. Das Widerstreben ist die Form der *Kraft* — im Frieden wie im Kriege; folglich müssen verschiedene Kräfte und nicht gleiche dasein, denn diese würden sich das Gleichgewicht halten!



Im Grunde haben alle Civilisationen jene tiefe Angst vor dem „grossen Menschen“, welche allein die Chinesen sich eingestanden haben, mit dem Sprichwort: „der grosse Mensch ist ein öffentliches Unglück“. Im Grunde sind alle Institutionen darauf hin eingerichtet, dass er so selten als möglich entsteht und unter so ungünstigen Bedingungen, als nur möglich ist, heranwächst: was Wunder! Die Kleinen haben für sich, für die Kleinen gesorgt!



„Rudimentäre Menschen“ solche, die jetzt der Zweckmässigkeit der Art nicht mehr dienen: aber keine selbst-eigenen Wesen geworden sind.

Unzweckmässig in Hinsicht auf die Art, noch nicht in Hinsicht auf kleine Complexe, und *nicht* in Hinsicht auf das

Individuum! Sind die Zwecke des Individuums *nothwendig* die Zwecke der Gattung? Nein.

Die individuelle Moral: in Folge eines zufälligen Wurfs im Würfelspiel ist ein Wesen da, welches *seine* Existenzbedingungen sucht, — nehmen wir *dies* ernst und seien wir nicht Narren, zu *opfern für das Unbekannte!*

◆

Die ganze Tyrannei der *Zweckmässigkeit der Gattung* einmal darzulegen! Wie! Wir sollten sie gar noch fördern? Sollten nicht vielmehr dem Individuum soviel *nur möglich zurückerobern*? Alle Moralität soll darin aufgehen: was vererbbar auf die ganze Gattung ist, soll den Werth ausmachen? — Sehen wir doch auf die *zufälligen Würfe* hin, die dabei vorkommen müssen — ob da nicht manches vorkommt, was dem Gattungs-Ideal, gesetzt es werde einmal erreicht, zuwiderläuft!

◆

Die Vorwegnehmenden. — Ich zweifle, ob jener *Dauermensch*, welchen die Zweckmässigkeit der Gattungs-Auswahl endlich producirt, viel höher als der *Chinese* stehen wird. Unter den Würfen sind viele *unnütze* und in Hinsicht auf jedes Gattungsziel vergängliche und *wirkungslose* — aber *höhere*: darauf lasst uns achten! Emancipiren wir uns von der *Moral* der Gattungs-Zweckmässigkeit! — Offenbar ist das Ziel, den Menschen ebenso gleichmässig und fest zu machen, wie es schon in Betreff der *meisten Thiergattungen* geschehen ist: sie sind den Verhältnissen der Erde u. s. w. *angepasst* und verändern sich nicht wesentlich. Der Mensch verändert sich noch — ist im Werden.

◆

Die stärksten Individuen werden die sein, welche den Gattungsgesetzen widerstreben und dabei nicht zu Grunde gehen, die Einzelnen. Aus ihnen bildet sich der *neue Adel*: aber zahllose einzelne *müssen* bei seiner Entstehung zu Grunde gehen! Weil sie *allein* die erhaltende Gesetzlichkeit und die gewohnte Luft verlieren.

◆

Das neue Problem: ob nicht *ein Theil der Menschen* auf Kosten des anderen zu einer höheren Rasse zu erziehen ist. Züchtung — — — —

◆

Alle Gewöhnungen (zum Beispiel an eine bestimmte Speise, wie Kaffee, oder eine bestimmte Zeiteintheilung) haben auf die Dauer das Ergebniss, Menschen *bestimmter Art* zu züchten. Also blicke um dich! Prüfe das Kleinste! Wohin will es? Gehört es zu *deiner Art*, zu *deinem Ziele*?

◆

Zur „*Cur des Einzelnen*“.

1. Er soll vom Nächsten und Kleinsten ausgehen und die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die hinein er geboren und erzogen ist.
2. Ebenso soll er den gewohnten Rhythmus seines Denkens und Fühlens, seine intellectuellen Bedürfnisse der Ernährung begreifen.
3. Dann soll er *Veränderung* aller Art versuchen, zunächst um die Gewohnheiten zu brechen (vielen Diätwechsel, mit feinsten Beobachtung).
4. Er soll sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, er soll ihre Nahrung zu essen versuchen. Er soll *reisen*, in jedem Sinne. In dieser Zeit wird er „unstät und flüchtig“

sein. Von Zeit zu Zeit soll er über seinen Erlebnissen *ruhen* — und verdauen.

5. Dann kommt das Höhere: der Versuch, ein Ideal zu *dichten*. Dies geht dem noch Höheren voraus — eben dies Ideal zu leben.

6. Er muss durch eine Reihe von Idealen hindurch.



Man muss den Menschen Muth zu einer neuen grossen *Verachtung* machen zum Beispiel der Reichen, der Beamten u. s. w. Jede *unpersönliche* Form des Lebens muss als gemein und verächtlich gelten.

- a) Wie viel brauche ich, um gesund und angenehm für mich zu leben?
- b) Wie erwerbe ich dies so, dass das Erwerben gesund und angenehm ist, und meinem Geiste zu Statten kommt, zumal als Erholung?
- c) Wie habe ich von den Anderen zu denken, um von mir möglichst gut zu denken und im Gefühle der Macht zu wachsen?
- d) Wie bringe ich die Anderen zur Anerkennung meiner Macht?
- e) Wie organisirt sich der neue Adel als der Machtbesitzende Stand? Wie grenzt er die Andern von sich ab, ohne sie sich zu Feinden und Widersachern zu machen?



Gleichgültig sich gegen Lob und Tadel machen; Recepte dafür. Dagegen einen Kreis sich stiften, der um unsere Ziele und Maassstäbe weiss und der Lob und Tadel *für uns* bedeutet.



Wo finden wir, wir Einsamsten der Einsamen — denn das *werden* wir sicher einmal sein, durch die Nachwirkung der Wissenschaft — wo finden wir einen *Genossen für den Menschen!* Ehedem suchten wir einen König, einen Vater, einen Richter für alles, weil es uns an rechten Königen, rechten Vätern, rechten Richtern mangelte. Nachmals werden wir den *Freund suchen*: — die Menschen werden selbsteigene Herrlichkeiten und Sonnenkreise geworden sein — aber *einsam*. Der mythenbildende Trieb geht dann aus nach dem Freunde.



Diese Verherrlicher der Selections-Zweckmässigkeit (wie Spencer) glauben zu wissen, was *begünstigende Umstände* einer Entwicklung sind! und rechnen das *Böse* nicht dazu! Und was wäre denn ohne Furcht, Neid, Habsucht aus dem Menschen geworden! Er existirte nicht mehr: und wenn man sich den reichsten, edelsten und fruchtbarsten Menschen denkt, *ohne* Böses, — so denkt man einen Widerspruch. Von allen Seiten wohlwollend behandelt und selber wohlwollend — da müsste ein Genie *furchtbar* leiden, denn alle seine Fruchtbarkeit will egoistisch sich von den Anderen nähren, sie beherrschen, aussaugen u. s. w. Kurz, wenn jetzt der Tugendhafte an der Stärke des Egoismus leidet, so *dann* an der Stärke des Altruismus: alles Thun wird ihm vergällt, weil es seinem Haupthange *zuwiderläuft* und ihm böse vorkommt. Für sich etwas thun, bei Seite bringen, schaffen — das wäre alles mit bösem Gewissen. *Lust* stellte sich ein, wenn man seine Schaffensgelüste zurückdrängte und *allgemein* empfände. Es wäre so auch ein schönes, ruhendes, von allen Seiten ernährtes und erblühendes Menschenthum möglich, aber ein ganz anderes als *unser bestes* Menschenthum, — für das auch einiges geltend zu machen ist.

Uebrigens könnte man als Individuum dem ungeheuer langsamen Process der Selection *zuvorkommen*, in vielen Stücken, und vorläufig den Menschen in seinem Ziele zeigen — mein Ideal! Die ungünstigen Umstände *bei Seite thun*, indem man *sich* bei Seite thut (Einsamkeit), *Auswahl* der Einflüsse (Natur, Bücher, hohe Ereignisse), darüber nachzudenken! Nur wohlwollende Gegner im Gedächtniss behalten! Selbständige Freunde! Alle tieferen Stufen der Menschheit aus seinem Gesichtskreis bannen! Oder sie nicht sehen und hören wollen! Blindheit, Taubheit des Weisen!



Wir kennen a) die Motive der Handlung nicht; b) wir kennen die Handlung, die wir thun, nicht; c) wir wissen nicht, was daraus wird. Aber wir glauben von allem dreien das *Gegentheil*: das vermeintliche Motiv, die vermeintliche Handlung und die vermeintlichen Folgen gehören in die uns bekannte Geschichte des Menschen, sie wirken aber auch auf seine unbekannte Geschichte ein, als die jedesmalige Summe von drei Irrthümern.

In *jedem* Falle giebt es nicht *eine* Handlung, die zu thun ist, sondern so viele als es *Ideale* des vollkommenen Menschen giebt. Nützlich, verderblich ist kein „An-sich“; die Ideale sind Dichtungen auf mehr oder weniger geringer Kenntniss des Menschen. — Ich leugne die absolute Sittlichkeit, weil ich ein absolutes Ziel des Menschen nicht kenne. Man muss den gesunden Zustand kennen, um den krankhaften zu erkennen — aber Gesundheit selber ist eine Vorstellung, die nach dem *Vorhandenen* sich in uns erzeugt. „Uebergangszustände, durchdrungen von dem auf Nichtanpassung beruhenden Elend“: sagt *Spencer*, — und doch könnte gerade das Elend das Nützlichste sein!

Ich *suche* für mich und meines Gleichen den sonnigen Winkel inmitten der jetzt wirklichen Welt, jene sonnigen Vorstellungen, bei denen uns ein Ueberschuss von Wohl kommt. Möge dies jeder für sich thun und das Reden in's Allgemeine, für die „Gesellschaft“ bei Seite lassen!

Mit sich behaftet wie mit einer Krankheit — so fand ich die Begabungen.

Die *Voraussetzung* des Spencer'schen Zukunfts-Ideals ist aber, was er *nicht sieht*, die *allergrösste Aehnlichkeit* aller Menschen, so dass einer wirklich im *alter* sich selber sieht. Nur so ist Altruismus möglich. Aber ich denke an die immer bleibende *Unähnlichkeit* und möglichste *Souveränität* des Einzelnen: also altruistische Genüsse müssen seltener werden, oder die *Form bekommen der Freude am Anderen*, wie unsere jetzige Freude an der Natur.

Neue Praxis. — Den anderen Menschen zunächst wie ein Ding, einen Gegenstand der Erkenntniss ansehen, dem man *Gerechtigkeit* widerfahren lassen muss: die *Redlichkeit* verbietet, ihn zu *verkennen*, ja ihn unter irgend welchen Voraussetzungen zu behandeln, welche erdichtet und oberflächlich sind. *Wohlthun* ist dasselbe, wie eine Pflanze sich in's Licht rücken, um sie besser zu sehen, — auch *Webethun* kann ein nöthiges Mittel sein, damit die Natur sich enthülle. Nicht jeden als Menschen behandeln, sondern als *so* und *so* beschaffenen Menschen: erster Gesichtspunkt! Als etwas, das *erkannt* sein muss, bevor es *so* und *so* behandelt werden kann. Die Moral mit *allgemeinen* Vorschriften thut *jedem* Individuum Unrecht.

Oder giebt es *Mittel der Vorbereitung der Erkenntniss*, die auf jedes Wesen *zuerst* anwendbar sind, als Vorstufe des

Experimentes? — Wie wir mit den Dingen verkehren, um sie zu erkennen, so auch mit den lebenden Wesen, so mit uns.

Aber bevor wir die Erkenntniss haben oder nachdem wir einsehen, dass wir sie *nicht* uns verschaffen können, wie dann handeln? Und wie, *wenn* wir sie erkannt haben? — Als Kräfte für unsere Ziele sie *verwenden* — wie anders? So wie es die Menschen immer machten (auch wenn sie sich *unterwarfen*: sie förderten ihren Vorthail durch die Macht dessen, dem sie sich unterwarfen).

Unser Verkehr mit Menschen muss darauf aus sein, die vorhandenen *Kräfte zu entdecken*, die der Völker, Stände u. s. w. — dann diese Kräfte zum Vorthail unserer Ziele zu stellen (eventuell sie sich gegenseitig vernichten lassen, wenn dies noth thut).

Neu: die *Redlichkeit* leugnet den Menschen, sie will keine moralische *allgemeine* Praxis, sie leugnet *gemeinsame* Ziele. Die *Menschheit* ist die *Machtmenge*, um deren *Benutzung* und *Richtung* die Einzelnen *concurriren*. Es ist ein *Stück Herrschaft über die Natur*: vor allem muss die Natur erkannt, dann *gerichtet* und *benutzt* werden. — Mein *Ziel* wäre wieder die *Erkenntniss*! — eine *Machtmenge* in den Dienst der Erkenntniss stellen!



Das Erkennenwollen der Dinge, wie sie sind — das allein ist der *gute* Hang: nicht das Hinsehen nach anderen und das Sehen mit anderen Augen — das wäre ja nur ein *Ortswechsel* des egoistischen Sehens! Wir wollen uns von der grossen Grundverrücktheit heilen, *alles nach uns zu messen*: Selbstliebe ist ein falscher, zu enger Ausdruck; Selbsthass und alle Affecte sind fortwährend thätig mit diesem kurzen Sprunge; als ob alles *zu uns hinstrebe*. Man geht durch die Gassen und meint, jedes Auge gelte uns: und was wäre es, wenn ein Auge und ein Wort uns wirklich gilt! — nicht

mehr, als es uns angeht, wenn der Blick und das Wort einem Zweiten gilt — wir sollten persönlich ebenso gleichgültig sein können! Vermehrung der Gleichgültigkeit! Und *dazu Uebung*, mit *anderen* Augen sehen: Uebung, ohne menschliche Beziehungen, also *sachlich* zu sehen! Den Menschen-Grössenwahn curiren! Woher kommt er? Von der *Furcht*: alle geistige Kraft musste immer schnell zum Persönlichsehen zurückspringen. Es ist schon das thierische Leiden. Die höchste Selbstsucht hat ihren Gegensatz *nicht* in der Liebe zum Anderen!! Sondern im neutralen, sachlichen Sehen! Die *Leidenschaft für das* trotz allen Personen-Rücksichten, trotz allem „Angenehmen“ und Unangenehmen „*Wahre*“ ist die höchste — darum seltenste bisher!



Nach meinem *Ziele* über *höhere* und *niedere* Eigenschaften abschätzen — alle Urtheile als Vorurtheile auf diesem Gebiete behandeln. Es soll mir gleichgültig sein, was über die Keuschheit gedacht ist — gesetzt sie ist besser *für die Erkenntniss*, so wird sie empfohlen. *Alle* Dinge auf ihren Werth für das Erkennen hin prüfen, zum Beispiel die Kunst, die politischen Zustände u. s. w., den Handel.



Hauptgedanke! *Nicht* die Natur täuscht uns, die Individuen, und fördert ihre Zwecke durch unsere Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles Dasein nach individuellen, das heisst falschen Maassen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muss „die Natur“ als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit giebt es keine *individuellen Wahrheiten*, sondern lauter individuelle *Irrthümer* — das *Individuum* selber ist ein *Irrthum*. Alles, was in uns vorgeht,

ist an sich *etwas Anderes*, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. — Ich unterscheide aber: die eingebildeten Individuen und die wahren „Lebenssysteme“, deren jeder von uns eins ist; — man wirft beides in eins, während „das Individuum“ nur eine Summe von bewussten Empfindungen und Urtheilen und Irrthümern ist, ein *Glaube*, ein Stückchen vom wahren Lebens-System oder viele Stückchen zusammen-gedacht und zusammengefabelt, eine „Einheit“, die nicht Stand hält. Wir sind Knospen an *einem* Baume, — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewusstsein, als ob wir *alles* sein wollten und sollten, eine Phantasterei vom „Ich“ und *allem* „Nicht-Ich“. *Aufhören, sich als solches phantastisches ego zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrthümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrthum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu den anderen vermeintlichen Individuen. Nein! Ueber „mich“ und „dich“ hinaus! Kosmisch empfinden!*



Die Geschichte des *Ichgefühls* zu beschreiben: und zu zeigen, wie auch im Altruismus jenes Besitzenwollen das Wesentliche ist. Zu zeigen, wie nicht im Begriff „Nicht-ich und Ich“ der Hauptfortschritt der Moral liegt, sondern im Schärfer-fassen des Wahren im Anderen und in mir und in der Natur, also das Besitzenwollen immer mehr vom Scheine des Besitzes, von erdichteten Besitzthümern zu befreien, das Ichgefühl also vom Selbstbetrüge zu reinigen. Vielleicht endet es damit, dass statt des Ich wir die Verwandtschaften und Feindschaften der Dinge erkennen, *Vielheiten* also und deren Gesetze, dass wir vom *Irrthum* des

Ich uns zu *befreien suchen* (der Altruismus ist auch bisher ein Irrthum). Nicht „um der Anderen willen“, sondern „um des Wahren willen“ leben! Nicht „ich und du“! Wie könnten wir „den Anderen“ (der selber eine *Summe von Wahn* ist!) fördern dürfen! Das Ichgefühl umschaffen! Den persönlichen Hang schwächen! An die Wirklichkeit der Dinge das Auge gewöhnen! *Von Personen so viel wie möglich vorläufig absehen!* Welche Wirkungen muss dies haben! Ueber die *Dinge* Herr zu werden suchen und so sein Besitzenwollen befriedigen! Nicht Menschen besitzen wollen! — Aber heisst dies nicht auch, die Individuen schwächen? Es ist etwas Neues zu schaffen: nicht ego und nicht tu und nicht omnes!

Keinen *Besitz* in der Jugend erstreben *müssen* und *wollen!* ebenso kein *Ansehen*, um über andere zu befehlen, — diese beiden Triebe *gar nicht zu entwickeln!* Uns von den Dingen *besitzen lassen* (nicht von Personen) und von einem möglichst grossen Umfange *wahrer Dinge!* Was daraus *wächst*, ist abzuwarten: wir sind *Ackerland* für die Dinge! Es sollen *Bilder des Daseins* aus uns wachsen: und wir sollen so sein, wie diese Fruchtbarkeit uns nöthigt zu sein: unsere Neigungen, Abneigungen sind die des Ackerlandes, das solche Früchte bringen soll. Die Bilder des Daseins sind das *Wichtigste* bisher gewesen — sie herrschen über die Menschheit.

3. Einzelne Betrachtungen.

Die Menschen und die Philosophen haben früher in *die Natur hinein* den Menschen gedichtet: — entmenslichen wir die *Natur!* Später werden sie mehr in sich selber *hineindichten:* an Stelle von Philosophieen und Kunstwerken wird es Ideal-Menschen geben, welche alle fünf Jahre aus sich ein neues Ideal formen.



Die Philosophen haben es gemacht wie die Völker: ihre enge *Moral* in das Wesen der Dinge hineingelegt. Das Ideal jedes Philosophen soll auch im An-sich der Dinge stecken.

◆

Diese griechischen Philosophen der strengen Observanz hatten in sich die Wahl, böse Thiere zu werden oder strenge und freudenarme Thierbändiger: so schon Sokrates. Sie waren klug genug, um zu begreifen, dass, wer ein menschliches Raubthier wird, fortwährend sich selber zuerst *zerreisst*. Aber nun glaubten sie, *dass jedermann so* wie sie selber in Gefahr sei, *dies Raubthier* zu werden: — dies ist *der grosse Glaube aller grossen Moralisten*, ihre Macht und ihr Irrthum! — Der Glaube an die Nähe der furchtbaren Thierheit bei jedem. — Es waren schwerlich schöne Menschen.

◆

Ich glaube, man verkennt den Stoicismus. Das Wesentliche dieser Gemüthsart (das ist er, schon bevor die Philosophie ihn sich erobert hat) ist das Verhalten gegen den Schmerz und die Unlust-Vorstellungen: eine gewisse *Schwere, Druckkraft* und *Trägheit* wird auf das äusserste gesteigert, um den Schmerz wenig zu empfinden: *Starrheit* und *Kälte* sind der Kunstgriff, Anästhetica also. Hauptabsicht der stoischen Erziehung, die *leichte Erregbarkeit* zu vernichten, die Zahl der Gegenstände, die überhaupt *bewegen* dürfen, immer mehr einschränken, Glauben an die Verächtlichkeit und den geringen Werth der meisten Dinge, welche erregen, Hass und Feindschaft gegen die Erregung, die Passion selber, als ob sie eine Krankheit *oder* etwas Unwürdiges sei: Augenmerk auf alle hässlichen und peinlichen Offenbarungen der Leidenschaft — in summa: *Versteinerung* als Gegenmittel

gegen das Leiden, und alle hohen Namen des Göttlichen, der Tugend, fürderhin der Statue beilegen. Was ist es, eine Statue im Winter umarmen, wenn man gegen Kälte stumpf geworden ist? — was ist es, wenn die Statue die Statue umarmt! Erreicht der Stoiker die Beschaffenheit, welche er haben will (*meistens bringt er sie mit und wählt deshalb diese Philosophie!*), so hat er die *Druckkraft einer Binde*, welche Unempfindlichkeit hervorbringt. — Diese Denkweise ist mir sehr zuwider: sie unterschätzt den Werth des *Schmerzes* (er ist so nützlich und förderlich als die Lust), den Werth der *Erregung* und *Leidenschaft*, er ist endlich gezwungen, zu sagen: alles, wie es kommt, ist mir recht, ich will nichts anders, — *er beseitigt keinen Nothstand* mehr, weil er die Empfindung für Nothstände getödtet hat. Das drückt er religiös aus, als volle Uebereinstimmung mit allen Handlungen der Gottheit (zum Beispiel bei Epictet).



Der *Stoicismus* im gefassten Ertragen ist ein Zeichen gelähmter Kraft, man stellt seine Trägheit gegen den Schmerz auf die Wage — Mangel an Heroismus, der immer kämpft (nicht leidet), der den Schmerz „freiwillig aufsucht“.



Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experiments, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören *uns*, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht weniger gern an, weil wir schon epicureische uns zu eigen gemacht haben.

Jene *Einseitigkeit* der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoicismus zum Beispiel zeigte, dass der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge; von ihm lernte ich mitten in der Noth und im Sturme sagen: „*was liegt daran?*“ „*was liegt an mir?*“ Vom Epicureismus nehme ich die Bereitwilligkeit zum Geniessen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.



Gewiss! Man muss ein Knochengerüst haben — sonst hat das liebe Fleisch keinen Halt! Aber ihr Herren ohne Fleisch, ihr Knochengerippe der Stoa, eure Predigt sollte lauten: „man muss auch Fleisch an den Knochen haben!“



Wir Modernen, seien wir noch so religiös oder moralisch, sind tief unreligiös im Verhältniss zu den Religiösen des Mittelalters und tief unmoralisch im Verhältniss zu den Moralisten des Alterthums. Die antiken Philosophen hatten samt und sonders einen moralischen Fanatismus und eine siegreiche Unbedenklichkeit im Glauben an *ihr* „Heil der Seele“, womit sie das Alterthum schliesslich in üblen Ruf und in Zweifel an sich selber brachten: jener übermässige Werth, welchen sie auf das „Heil der Seele“ legten, war die nützlichste Vorbereitung des Christenthums, welches ihre Erbschaft machte, ohne dafür sich erkenntlich zu zeigen. (Die religiösen Menschen sind niemals durch Erkenntlichkeit ausgezeichnet gewesen.)



La Rochefoucauld irrt sich nur darin, dass er die Motive, welche er für die wahren hält, niedriger taxirt als die

anderen, angeblichen: das heisst *er glaubt im Grunde noch* an die anderen und nimmt den *Maassstab* daher: er setzt den Menschen herab, indem er ihn gewisser Motive für *unfähig* hält.



Vielleicht wird keine Veränderung der Sitten dem freien Menschen und der Erkenntniss nützlicher sein als ein Ueberhandnehmen der „unmoralischen“ Denkweise der Amerikaner: in den Vereinigten Staaten gestattet sich ein jeder, seine Art zu leben und sich zu erhalten zehnmal zu wechseln und läuft keine Gefahr des bösen Leumunds — da wird man sich endlich auch gestatten, zehnmal seine Ansichten zu wechseln und zehnmal ein anderer Mensch zu sein.



Schadenwollen als Tendenz ist jetzt im Kampfe der *Parteien* (der politischen und auch der wissenschaftlichen) seines Tadels entkleidet, eben so in der Concurrenz der Kaufleute, der Staaten: man untersagt sich gewisse Mittel, aber *nicht* die Tendenz! Kritik, gegen alles geübt, ist eine letzte Machtäusserung der Einflusslosen, — eine Fortsetzung der Hexerei.

Nützenwollen durch *Gebete* und Erhöhung der Phantasie galt ehemals für eine Hauptbeschäftigung des Menschen, einen Gott vergewaltigen und bestimmen zum Guten — es ist das Seitenstück zur Magie: einen Teufel vergewaltigen und zwingen zum Bösen: was wohl auch eine Hauptbeschäftigung war. Das *Schwelgen* im Wollen und im Bilde der erreichten Absicht und der Glaube, dass *dies* das *Mittel* zur *Erreichung* der Absicht sei: darin waren alle einmüthig. Man glaubte an einen geheimen *Weg* ausser dem der *That* und der *Mechanik*, um zum gleichen Ziel zu kommen.



Wie das Böse *abgenommen* hat! Ehemals setzte man die Absicht, zu schaden, in jedem Naturereigniss voraus.

—♦—

Dies ist zum Verzweifeln: aus der Geschichte lehrt man uns, dass alle grossen Menschen höchst ungerecht waren und dass ohne die unbedenkliche Ueberschätzung ihres Gedankens und Entwurfs, ohne eine tiefe, innerliche, ungebrochene, fraglose Ungerechtigkeit sie nicht zu ihrer Grösse gekommen wären — auch Jesus nicht, der wahrlich die Menschen nicht gerecht beurtheilt hat. Wie! Und nun sollte also die von uns geforderte Erziehung zur Gerechtigkeit, wie man uns entgegenhält, die Menschen *abhalten*, gross zu werden? Ihnen den grossartigen Zug und Schwung und beinahe allen Instinct nehmen? Und man müsste vielmehr solchen, die zur Grösse bestimmt seien, die Augen zuhalten und die Schlinge des *Wahns* um den Hals werfen und dankbar sein, wenn ihr Schicksal ihre Augen ganz blind macht? — Es sei, wie es sei: wir wollen gerecht werden und es darin so weit treiben, als es uns irgend möglich ist. Vielleicht auch hat man uns getäuscht, und viele jener grossen Männer waren nicht gross, sondern eben nur ungerecht, und andere von ihnen trieben ihre Gerechtigkeit so weit, als ihre Einsicht, ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Gegner es ihnen möglich machten. *Sie glaubten an ihre Gerechtigkeit* vielleicht sicherer, als wir an ihre Ungerechtigkeit!

—♦—

Was ist Toleranz! Und Anerkennung fremder Ideale! Wer ganz tief und stark sein eigenes Ideal fördert, *kann* gar nicht an andere glauben, ohne sie abschätzig zu beurtheilen — Ideale *geringerer* Wesen, als er ist. Die absolute Höhe *unseres* Maassstabes ist eben der Glaube an das Ideal. —

Somit ist Toleranz, historischer Sinn, sogenannte Gerechtigkeit ein Beweis des Misstrauens gegen ein eigenes Ideal, oder das Fehlen desselben. Was ist also *wissenschaftlicher Sinn*? *Vielleicht* das Verlangen nach einem Ideale und der Glaube, hier den Weg zum Absoluten, zum *unwidersprechlichen* Ideale zu haben: also unter der Voraussetzung, dass man kein Ideal *hat* und *daran* leidet! — Bei vielen mag es die *Rache* sein, dafür dass sie kein Ideal haben, indem sie die anderer *zerstören*. Es giebt eine Schauspielerei (wie bei Bacon), als ob man ein Ideal hätte. „Die Wahrheit um ihrer selber willen“ ist eine Phrase, etwas ganz *Unmögliches*, wie die Liebe des Nächsten um seiner selber willen.



Ist es nicht ein Grad der Entweihung, wenn der Liebende denkt: „nicht eigentlich nach dieser Geliebten verlange ich, sondern nach Liebe“ — ist nicht jede Verallgemeinerung des Ziels eine Entweihung? Ja, schon dies ist grob und beleidigend: „ich verlange nach dieser Geliebten“ — sondern die Sprache der Leidenschaft will nur wenig, nur einmaliges, nur ein Zeichen und Symbol. Schon alles Ganze als Ziel zu nennen ist Entweihung. Das Ideal muss zu gross als Ganzes sein — du sollst nur einzelne Strahlen abpflücken dürfen.



Ich wehre mich dagegen, Vernunft und Liebe, Gerechtigkeit und Liebe von einander zu trennen, oder gar sich entgegenzustellen und der Liebe den höheren Rang zu geben! Liebe ist *comes*, bei Vernunft und Gerechtigkeit, sie ist die Freude an der Sache, Lust an ihrem Besitz, Begierde sie ganz zu besitzen und in ihrer ganzen Schönheit, — *die ästhetische* Seite der Gerechtigkeit und Vernunft, ein Nebentrieb.

Nachdem wir *Vernunft und Gerechtigkeit haben*, müssen wir die Leitern *zerbrechen*, die uns dazu führten; es ist die traurige Pflicht, dass diese höchsten Ergebnisse uns zwingen, gleichsam die Eltern und Voreltern vor Gericht zu laden. *Gegen die Vergangenheit gerecht sein, sie wissen wollen, in aller Liebe!* Hier wird unsere Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt! Ich merke es, wer mit rachsüchtigem Herzen vom Christenthum redet —



Erster Satz *meiner Moral*: man soll keine *Zustände* erstreben, weder sein Glück, noch seine Ruhe, noch seine Herrschaft über sich. Der *Zustand* soll immer nur *comes*, nie *dux virtutis* sein! Warum? — Auch nicht „das Ideal“ —, sondern *jede kleine und grosse Handlung* so erhaben und schön wie möglich und auch sichtbar ausführen! *Die Art und Weise soll uns unterscheiden!*



Sein schlechter Charakter folgt ihm auf die höchsten Gipfel seines Genie's. —



Wenn dieser Mensch nicht ein grosser Tugendhafter wird, so wird er fürchterlich sein, sich und anderen. Bei anderen lohnt es sich nicht, wenn sie sich so heftig um die Tugend bemühen — sie werden durch ihre Mittelmässigkeit sogar die Tugend um ihr Ansehen bringen.



Kinder, die ein Gedächtniss für Strafen haben, werden tückisch und heimlich. Aber zumeist vergessen sie — und so bleiben sie in der Unschuld.



Menschen der heftigen Affecte, ehrgeizige, gehässige, wol-
lüstige Menschen mögen in der That sich die Frage stellen,
ob für sie nicht auch wenig Fleisch schon zu viel ist, ob-
schon mir viel wichtiger als die Frage, *was* sie essen sollen,
jene andere Frage gilt: wie viel, das heisst hier: *wie wenig*.



Die Vertheidiger der Vorurtheile müssen sehr viel Geist
haben, wenn sie nicht an diese Vorurtheile glauben, — und
hat einer so viel davon, so bekämpft er gewöhnlich die
Vorurtheile.



Wer viel siegt, muss viel Gegner gehabt haben. Alle
unsere Kräfte wollen fortwährend kämpfen. Die Moral will:
zu allererst Gegner! und Krieg!



Es giebt auch für die Moral eine Art von Optik. Wie
schwach verantwortlich fühlt sich der Mensch für seine
indirecten und entfernten Wirkungen! Und wie grausam
und übertreibend fällt die nächste Wirkung, die wir üben, über
uns her — die Wirkung, die wir sehen, für die unser kurzes
Gesicht eben noch scharf genug ist! Wir tragen nur an
einer Schuld, bloss weil sie so nahe vor unseren Augen steht!
Wie messen wir die *Schwere* verschieden *nach der Entfernung!*



„Jeder thue, was er für Pflicht hält“ — damit hätten wir
den Rückschritt und Stillstand.



Man hat immer nur eine Tugend — oder keine.



Grausamkeit ist das Heilmittel des verletzten Stolzes.



Höflichkeit — ein *verfeinertes* Wohlwollen, weil es die Distanz anerkennt und angenehm fühlen lässt, über welche der grobe Intellect sich ärgert oder welche er nicht sieht.



Letzte Klugheit. — Er fürchtet den Neid der Götter und der Guten: er versteht sich darauf, sein Verdienst durch seine Thorheiten in Frage zu stellen und dergestalt wieder gut zu machen.



Der Luxus ist die Form eines fortwährenden *Triumphes* — über alle die Armen, Zurückgebliebenen, Ohnmächtigen, Kranken, Begehrlichen. Nicht dass man viel von den Dingen des Luxus selber genießt — was hat der Triumphator von den Gold-Rädern und den angeketteten Slaven seines Wagens! — aber man genießt es, dass der Wagen über Unzählige *weggeht* und sie *drückt* oder *zerdrückt*.



Opfer bringen wir fortwährend. Bald siegt diese Neigung über die andere und deren Anforderungen, bald jene. Du würdest erstaunen, wenn ich vorrechnete, wie viel Opfer jeder Tag mich kostet.



Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Accorde des *grossen Lebens vergangener* Menschen hindurch: jede *Werthschätzung* hat in grossen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.



„Ja! ich will nur das noch lieben, was nothwendig ist! Ja! Amor fati sei meine letzte Liebe!“ — Vielleicht treibst du es so weit: aber vorher wirst du erst noch der Liebhaber der Furien sein müssen: ich gestehe, mich würden die Schlangen irre machen. — „Was weisst du von den Furien! Furien — das ist nur ein böses Wort für die Grazien.“ Er ist toll! —



VI.

Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Lust, Schmerz.

Wenn unsere Affecte das Mittel sind, um die Bewegungen und Bildungen eines *gesellschaftlichen* Organismus zu unterhalten, so würde doch nichts fehlerhafter sein, als nun zurückzuschliessen, dass im niedrigsten Organismus es eben auch die Affecte seien, welche hier selbstreguliren, assimiliren, excretiren, umwandeln, regeneriren, — also Affecte auch da vorauszusetzen: Lust, Unlust, Willen, Neigung, Abneigung. Es wäre ein so toller Fehler, als wenn man, nach der That-
sache des Blutumlaufs im menschlichen Körper, auf einen ähnlichen Blutumlauf für die niedrigsten Organismen schliessen wollte. — Unsere Affecte setzen Gedanken und Geschmäcker voraus, diese ein Nervensystem u. s. w.



Intellectuell gemessen, wie *irrthumvoll* ist *Lust* und *Schmerz*! Wie falsch wäre geurtheilt, wenn man nach dem *Grade* von Lust oder Schmerz auf den Werth für das Leben schliessen wollte! Im *Schmerz* ist so viel Dummheit, wie in den blinden Affecten, ja es *ist* Zorn, Rache, Flucht, Ekel, Hass, Ueberfüllung der Phantasie (Uebertreibung) selber, der Schmerz ist die ungeschieden zusammengeflossene Masse von Affecten;

ohne Intellect giebt es keinen Schmerz, aber die *niedrigste Form* des Intellects tritt da zu Tage, der Intellect der „Materie“, der „Atome“. — Es giebt eine Art, von einer Verletzung *überrascht* zu werden (wie jener, der auf dem Kirschbaum sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), dass man gar nicht den *Schmerz fühlt*. Der Schmerz ist *Gehirnprodukt*.



Beobachten, wie eine Lust *entsteht*, wie *viel* Vorstellungen zusammenkommen müssen! und zuletzt ist es Eines und Ganzes und will nicht mehr als Vielheit sich erkennen lassen. So könnte es mit *jeder* Lust, jedem Schmerze sein! Es sind *Gehirnphänomene*! Aber längst uns einverleibte und jetzt nur als Ganzes sich präsentirende Vielheiten! *Warum* thut ein *geschnittener* Finger wehe? *An sich* thut er nicht wehe (ob er schon „Reize“ erfährt), der, dessen Gehirn chloroformirt ist, hat keinen „Schmerz“ im Finger. Sollte erst das *Urtheil* über die Verletzung eines functionirenden Organes, von Seiten der vorstellenden *Einheit*, nöthig gewesen sein? Ist es die Einheit, welche allein die Schädigung sich vorstellt und — jetzt sie uns als Schmerz zu empfinden giebt, indem sie dorthin, wo der Schade geschehen, die *stärksten Reize* schickt? Könnte also auch die Absicht auf Flucht, Abwehr, Vorsicht, Rettung in dem Schmerz stecken? Mittel, weiterem Schaden vorzubeugen? Zugleich Wuth über die Verletzung, Rachegefühl in einem? *Alles zusammen* — Schmerz? So *uns* zum Bewusstsein kommend, als Durcheinander und Einheit des Gefühls?



Ohne Phantasie und Gedächtniss gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affecte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die

schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein *Schmerz* im Allgemeinen ganz ausser Verhältniss zu seiner Bedeutung für das Leben — er ist unzweckmässig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt. An den Fingern ist der Schmerz am grössten, an Zähnen, am Kopfe u. s. w.



Unsere *höheren* Schmerzen, die sogenannten Schmerzen der Seele, deren Dialectik wir oft noch sehen, beim Eintreten irgend eines Ereignisses, sind *langsam* und *auseinandergezogen*, im Vergleich zum niederen Schmerz (zum Beispiel bei einer Verwundung), dessen Charakter Plötzlichkeit ist. Aber letzterer ist ebenso complicirt und dialectisch im Grunde, und intellectuell. Das Wesentliche ist, dass viele Affecte auf einmal losstürzen und *auf einander* stürzen — dies plötzliche Wirrsal und Chaos ist für das Bewusstsein der *physische Schmerz*. — Lust und Schmerz sind keine „unmittelbaren Thatsachen“, wie Vorstellung es ist. Eine Menge *Vorstellungen*, in *Trieben* einverleibt, sind blitzschnell bei der Hand und gegen einander. Das Umgekehrte ist bei der Lust: die Vorstellungen, ebenso schnell zur Hand, sind in Harmonie und Ausgleichung, und — *dies* wird vom Intellect als Lust empfunden.



Jede *Lust* und *Unlust* ist jetzt bei uns ein höchst complicirtes Ergebniss, so plötzlich es auftritt; die ganze Erfahrung und eine Unsumme von Werthschätzungen und Irrthümern derselben steckt darin. Das Maass des Schmerzes steht nicht im Verhältniss zur Gefährlichkeit! — unsere Einsicht widerspricht. Ebenso ist das Maass der Lust nicht

im Verhältniss zu unserer jetzigen Erkenntniss, — wohl aber zur „Erkenntniss“ der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Thierheit. Wir stehen unter dem Gesetze der Vergangenheit, das heisst *ihrer Annahmen und Werthschätzungen*.

◆

Je höher der Intellect, um so mehr nimmt der Umfang von Schmerz und Lust zu, Bereich und Grade.

◆

Merkwürdige Thätigkeit des Intellectes! Beim Geschlechts-trieb begehrt eine Person nach der anderen als dem Mittel, um den Samen los zu werden oder das Ei zu befruchten. Dies gerade weiss der Intellect nicht: er fragt, *warum* dies Begehren? Er erwägt, *was* alles eine Person begehrenswerth macht, und sagt jetzt: es *muss* jene Person diese begehrenswerth machenden Eigenschaften alle haben! — So *schliesst* er und *glaubt* nunmehr so fest daran, wie wir im Traum an das Traumbild glauben. Das Glauben an seine Schlüsse ist charakteristisch. Bei allen Affecten ist der Intellect dermaassen thierisch-primitiv wie im Traume. — Diese thierischen Schlüsse für alle Affecte nachzuweisen. — Was ist denn die Sceptis? *Wann* und in welchem Zustande wird denn der Intellect so fein, so misstrauisch gegen seine Schlüsse? So wenig traumhaft?

◆

Jetzt hat man den *Kampf* überall wieder entdeckt und redet vom Kampfe der Zellen, Gewebe, Organe, Organismen. Aber man *kann* sämmtliche uns bewusste Affecte in ihnen wiederfinden — zuletzt, wenn dies geschehen ist, *drehen wir die Sache um* und sagen: das, was wirklich vor sich geht, bei der Regsamkeit unserer menschlichen Affecte,

sind jene physiologischen Bewegungen, und die Affecte (Kämpfe u. s. w.) sind nur intellectuelle Ausdeutungen, dort wo der Intellect gar nichts weiss, aber doch alles zu wissen *meint*. Mit dem Wort „Aerger“, „Liebe“, „Hass“ meint er das Warum? bezeichnet zu haben, den *Grund* der Bewegung: ebenso mit dem Worte „Wille“ u. s. w. — Unsere Naturwissenschaft ist jetzt auf dem Wege, sich die kleinsten Vorgänge zu verdeutlichen durch unsere angelernten Affect-Gefühle, kurz eine *Sprechart* zu schaffen für jene Vorgänge: sehr gut! Aber es bleibt eine Bilderrede.



Die Speisen (zum Beispiel Zwiebeln und Reiz-Narcotica wie Tabak) beweisen, dass nicht Lust und die Vermeidung der Unlust, sondern das *Gereiztwerden* dem Menschen am wichtigsten ist. *Reiz* ist an sich etwas anderes als Lust und Unlust (oder letztere sind seine Extreme).



Seien wir nicht Slaven von Lust und Schmerz, auch in der Wissenschaft! Schmerzlosigkeit, ja Lust beweist *nicht* Gesundheit, — und *Schmerz ist kein Beweis gegen* Gesundheit (sondern nur ein starker Reiz).

b) Trieb, Wille.

Ein noch so complicirter Trieb, wenn er einen *Namen* hat, gilt als *Einheit* und tyrannisirt alle Denkenden, die nach seiner Definition suchen.



Erst zwingt der *Zwang* etwas oft zu thun, und später entsteht das *Bedürfniss*, nachdem der Zwang einverleibt ist

(zum Beispiel zu gehen, wenn das Thier nicht mehr schwimmen kann, ist erst Zwang und Gegensatz des Verlangens: später wird es Bedürfniss).

◆

Im kleinsten Organismus bildet sich fortwährend Kraft und muss sich dann auslösen: entweder von sich aus, wenn die *Fülle* da ist, oder es kommt ein Reiz von aussen. *Wohin* die Kraft sich wendet? Sicher nach dem *Gewohnten*: also *wohin die Reize leiten*, dahin wird auch die *spontane* Auslösung sich bewegen. Die häufigeren *Reize erziehen auch die Richtung* der spontanen Auslösung.

◆

Viele unserer Triebe finden ihre Auslösung in einer mechanischen starken Thätigkeit, die zweckmässig gewählt *sein kann*: ohne dies giebt es verderbliche und schädliche Auslösungen. Hass, Zorn, Geschlechtstrieb u. s. w. könnten an die *Maschine gestellt werden* und nützlich arbeiten lernen, zum Beispiel Holz hacken oder Briefe tragen oder den Pflug führen. Man muss seine Triebe ausarbeiten. Das Leben des Gelehrten erfordert namentlich so etwas. Einige Stunden des Tages sollen nothwendig dem Nachdenken entzogen werden. Aller *Missmuth* ist auszulösen: Handarbeit in der Nähe! Oder der Lauf, Sprung, Ritt. Man könnte als Denker sehr gut noch Pferde zureiten. Oder commandiren.

◆

Wenn ein Trieb *intellectueller* wird, so bekommt er einen neuen Namen, einen neuen Reiz und neue Schätzung. Er wird dem Triebe auf der älteren Stufe oft *entgegengestellt*, wie als sein Widerspruch (Grausamkeit zum Beispiel). — Manche Triebe, zum Beispiel der Geschlechtstrieb, sind grosser

Verfeinerung durch den Intellect fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstlerische Schwärmerei; Plato meint, die Liebe zur Erkenntniss und Philosophie sei ein sublimirter Geschlechtstrieb). *Daneben* bleibt seine alte, directe Wirkung stehen.



Ich rede von *Instinct*, wenn irgend ein *Urtheil* (*Geschmack* in seiner untersten Stufe) einverleibt ist, so dass es jetzt selber spontan sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Es hat sein Wachstum für sich und folglich auch seinen nach aussen stossenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: der Halbinstinct, der nur auf Reize reagirt und sonst todt ist.



Wir können nur „wollen“, was wir *gesehen* haben, — also seit der Ausbildung des Auges giebt es erst *Vorstellungen* im Gedächtniss, und diesen, wenn sie stark genug reizen, folgen dann Handlungen. Vorher sind afferirte Reize nöthig, um die Handlungen hervorzubringen.



Umfang der *dichterischen* Kraft: wir können nichts thun, ohne nicht vorher ein *freies Bild* davon zu entwerfen — (ob wir freilich nicht wissen, wie sich dies Bild zur Handlung verhält, die Handlung ist etwas wesentlich anderes und verläuft in uns *unzugänglichen* Regionen). Dies Bild ist sehr allgemein, ein Schema, — wir meinen, es sei nicht nur die Richtschnur, sondern die bewegende Kraft selber. Zahllose Bilder haben keine Activität nach sich, davon sehen wir ab: die Fälle, wo sich hernach etwas begiebt, was „wir gewollt“ haben, bleiben im Gedächtniss. — Aller unserer Entwicklung

läuft ein *Idealbild* voraus, das Erzeugniss der Phantasie: die wirkliche Entwicklung ist uns unbekannt. Wir *müssen* dies Bild machen. Die Geschichte des Menschen und der Menschheit verläuft unbekannt, aber die Idealbilder und deren Geschichte scheint uns die Entwicklung selber. Die Wissenschaft kann sie nicht schaffen, aber die Wissenschaft ist eine *Hauptnahrung* für diesen Trieb: wir scheuen auf die Dauer alles Unsichere, Erlogene, diese Furcht und dieser Ekel fördern die Wissenschaft. Jener dichterische Trieb soll *errathen*, nicht phantasiren, aus wirklichen Elementen etwas Unbekanntes errathen: er braucht die Wissenschaft, das heisst die Summe des Sicherem und Wahrscheinlichen, um mit diesem Material dichten zu können. Dieser Vorgang ist schon im *Sehen*. Es ist eine freie Production in allen Sinnen, der grösste Theil der sinnlichen Wahrnehmung ist *errathen*. Alle wissenschaftlichen Bücher langweilen, die diesem errathen wollenden Triebe kein Futter geben: das *Sichere thut uns nicht wohl*, wenn es nicht Nahrung für jenen Trieb sein will!



Eine Bewegung tritt ein 1. durch einen directen *Reiz*, zum Beispiel beim Frosch, dem man die Grosshirnhemisphäre ausgeschnitten hat, und dem das Automatische fehlt; 2. durch *Vorstellung* der Bewegung, durch das Bild des Vorgangs in *uns*. Dies ist ein höchst *oberflächliches* Bild, — was *weiss* der Mensch vom Kauen, wenn er das Kauen sich vorstellt! — aber unzählige Male ist dem durch Reize hervorgerufenen Vorgange das Bild des Vorganges in Auge und Gehirn gefolgt, und *schliesslich* ist ein Band da, so fest, dass der *umgedrehte* Process eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, *das Bild dient als auslösender Reiz*.

Damit ein Reiz wirklich auslösend wirkt, muss er stärker sein als der Gegenreiz, der immer auch da ist, zum Beispiel die Lust der Ruhe, die Trägheit muss aufgehoben werden. So wirkt das *Bild* eines Vorganges *nicht immer* als auslösender Reiz, weil ein wirklicher Gegenreiz da ist, der stärker ist. Wir reden da von „Wollen-und-nicht-Können“. — Der Gegenreiz ist häufig nicht in unserem Bewusstsein, wir merken aber eine widerstrebende Kraft, die dem Reiz des Bildes, *und sei es noch so deutlich*, die Kraft entzieht. Es ist ein Kampf da, obschon wir nicht wissen, *wer* kämpft. Wille, der zur That führt, tritt ein, wenn der widerstrebende Reiz schwächer ist — wir merken *immer* etwas von einem Widerstande, und das giebt, *falsch gedeutet*, *jenes Nebengefühl von Sieg* beim Gelingen des Gewollten. In dieser falschen Deutung haben wir den Ursprung vom Glauben an den freien Willen. „*Wir*“ sind es nicht, die ihre Vorstellung zum Siege bringen — sondern sie siegt, weil der Gegenreiz schwächer ist. Aber gar, dass der Mechanismus vor sich geht, hat gar nichts mit unserer Willkür zu thun — wir kennen ihn nicht einmal! Wie könnten wir ihn auch nur „wollen“! Was ist zum Beispiel das Ausstrecken unseres Armes für unser Bewusstsein!



Das, was einer zweckbewussten Handlung vorhergeht, im Bewusstsein, zum Beispiel das Bild des Kauens dem Kauen, ist gänzlich unbestimmt: und wenn ich es wissenschaftlich genauer mache, so ist dies auf die Handlung selber ohne Einfluss. Eine Unzahl von einzelnen Bewegungen werden vollzogen, von denen wir vorher gar nichts wissen, und die *Klugheit* der Zunge zum Beispiel ist viel grösser als die *Klugheit unseres Bewusstseins* überhaupt. Ich leugne, dass diese Bewegungen durch unseren Willen hervorgebracht

werden; sie spielen sich ab, und *bleiben uns unbekannt*; auch ihren Process vermögen wir nur in Symbolen (des Tastsinns, Hörens, Sehens von Farben) und in einzelnen Stücken und Momenten zu fassen — sein Wesen, ebenso wie der fort-dauernde *Verlauf*, bleiben uns fremd. *Vielleicht stellt die Phantasie* dem wirklichen Verlaufe und Wesen etwas *entgegen*, eine *Erdichtung*, die wir *gewohnt* sind als das Wesen zu nehmen.



Angebliche Zweckmässigkeit der Natur — bei der Selbstsucht, dem Geschlechtstrieb, wo man sagt, sie benutze das Individuum, — bei der Lichtausströmung der Sonne u. s. w. — alles Erdichtungen! Es ist vielleicht die letzte Form einer *Gottes-Vorstellung* — aber dieser Gott ist nicht sehr klug und sehr unbarmherzig. Leopardi hat die böse Stiefmutter Natur, Schopenhauer den „Willen“. — Vielleicht kann man mit solchen anscheinenden Zweckthätigkeiten die Zweckthätigkeit des Menschen aufhellen. Es wird etwas erreicht, und das, was erreicht wird, und das, was dazu alles geschieht, ist von dem Bilde, welches vorher im Kopfe des Wollenden ist, *total verschieden*, — es führt keine Brücke hinüber. „Ich esse, um mich zu sättigen“, — aber was *weiss* ich von dem, was Sättigung ist! In Wahrheit wird die Sättigung erreicht, aber nicht *gewollt*, — die momentane Lustempfindung bei jedem Bissen, so lange Hunger da ist, ist das Motiv: nicht die Absicht, „um“, sondern ein Versuch bei jedem Bissen, *ob* er noch schmeckt. Unsere Handlungen sind *Versuche*, *ob* dieser oder jener Trieb daran sein Freude habe, bis in's Verwickelste hinein, spielende Aeusserungen des Dranges nach Thätigkeit, welche wir durch die Theorie der Zwecke missdeuten und falsch verstehen. Wir bewegen unsere Fangarme — und dieser oder jener Trieb findet in dem,

was wir fangen, seine Beute und macht uns glauben, wir hätten *beabsichtigt*, ihn zu befriedigen.



Neuer Blick auf die Welt in Hinsicht auf Intelligenz und Güte. Ist die Menschheit eine Ausnahme? Ist im *Ganzen* ihr Grad von Intelligenz und Güte *gleichen Ranges* wie der in der Natur? Ja. — Nun aber haben wir die „Zweckmässigkeit“ und „Intelligenz“ der Natur zu verstehen — sie *ist gar nicht da!* Ebensowenig die Güte, das Unegoistische! Von da auf die Menschheit zurückzuschliessen: vielleicht ist auch da unsere *Zweckmässigkeit* nur eine Summe günstiger Zufälle, und unsere „Güte“ ebenfalls ein Irrthum. Aus den grossen Schriftzügen der Natur unsere kleine Schrift zu verstehen suchen! — Wir können eine Reihe von Nacheinander's angeben, die zu einem Zwecke führen, — aber 1. es nicht die *vollständige* Reihe, sondern eine erbärmliche Auswahl, 2. wir können kein Glied der Reihe aus freien Stücken *machen*, wir wissen nur mehr oder weniger, dass *es sich machen wird*. *Wo* wir zweckmässig sind, handeln wir trotzdem unwissend über Mittel und Zweck, im *Ganzen* gesehen. Ueber diesen Fatalismus kommen wir nicht hinaus.

c. Selbstbewusstsein, Vernunft.

Die *letzten Organismen*, deren Bildung wir sehen (Völker, Staaten, Gesellschaften), müssen zur Belehrung über die ersten Organismen benutzt werden. Das Ich-Bewusstsein ist das Letzte, was hinzukommt, wenn ein Organismus fertig fungirt, *fast* etwas Ueberflüssiges: das Bewusstsein der *Einheit*, — jedenfalls etwas höchst Unvollkommenes und Oft-Fehlgreifendes im Vergleich zu der wirklich eingeborenen,

einverleibten, arbeitenden Einheit aller Functionen. Unbewusst ist die grosse Hauptthätigkeit. Das Bewusstsein *erscheint* erst gewöhnlich, wenn das Ganze sich wieder einem höheren Ganzen unterordnen will — als Bewusstsein zunächst dieses *höheren Ganzen*, des Ausser-sich. Das Bewusstsein entsteht in Bezug auf das Wesen, *dem wir Function sein könnten* — es ist das Mittel, uns einzuverleiben. So lange es sich um Selbsterhaltung handelt, ist Bewusstsein des Ich unnöthig. — So wohl schon im niedersten Organismus. Das Fremde, Grössere, Stärkere wird als solches zuerst *vorgestellt*. — Unsere Urtheile über unser „Ich“ hinken nach, und werden nach Anleitung des Ausser-uns, der über uns waltenden Macht vollzogen. *Wir bedeuten uns selber das, als was wir im höheren Organismus gelten* — allgemeines Gesetz.

Die Empfindungen und die Affecte des Organischen sind alle längst fertig entwickelt, bevor das Einheitsgefühl des Bewusstseins entsteht.

Älteste Organismen: chemische langsame Processe, in noch viel langsameren wie in Hüllen eingeschlossen, von Zeit zu Zeit explodirend und dann um sich greifend und dabei neue Nahrung an sich ziehend.



Wie kommt es, dass wir unsere stärkeren Neigungen auf Unkosten unserer schwächeren Neigungen befriedigen? An sich, wenn wir eine Einheit wären, könnte es diesen Zwiespalt nicht geben. Thatsächlich sind wir eine Vielheit, *welche sich eine Einheit eingebildet hat*. Der Intellect als das Mittel der Täuschung mit seinen Zwangsformen „Substanz“, „Gleichheit“, „Dauer“ — *er* erst hat die Vielheit sich aus dem Sinn geschlagen.



Das Ichgefühl nicht zu verwechseln mit dem organischen Einheitsgefühle.



Die Vernunft! *Ohne Wissen* ist sie etwas ganz Thörichtes, selbst bei den grössten Philosophen. Wie phantasirt Spinoza über die *Vernunft*! Ein *Grundirrtum* ist der Glaube an die Eintracht und das Fehlen des Kampfes — dies wäre eben Tod! Wo Leben ist, ist eine genossenschaftliche Bildung, wo die Genossen um die Nahrung, den Raum kämpfen, wo die schwächeren sich anfügen, kürzer leben, weniger Nachkommen haben: Verschiedenheit herrscht in den kleinsten Dingen, Samenthierchen, Eiern — die Gleichheit ist ein grosser Wahn. Unzählige Wesen gehen am Kampf zu Grunde, — einige seltene Fälle erhalten sich. — Ob die Vernunft bisher im Ganzen mehr erhalten als zerstört hat, mit ihrer Einbildung, alles zu wissen, den Körper zu kennen, zu „wollen“ —? Die Centralisation ist gar keine so vollkommene — und die *Einbildung* der *Vernunft*, dies Centrum zu *sein*, ist gewiss der grösste Mangel dieser Vollkommenheit.



Sonderbar: das, worauf der Mensch am stolzesten ist, seine Selbstregulirung durch die Vernunft, wird ebenfalls von den niedrigsten Organismen geleistet, und besser, zuverlässiger! Das Handeln nach Zwecken ist aber thatsächlich nur der allergeringste Theil unserer Selbstregulirung: handelte die Menschheit wirklich nach ihrer Vernunft, das heisst nach der Grundlage ihres *Meinens* und *Wissens*, so wäre sie längst zu Grunde gegangen. Die Vernunft ist ein langsam sich entwickelndes Hilfsorgan, das ungeheure Zeiten hindurch glücklicher Weise *wenig* Kraft hat, den Menschen zu bestimmen, es arbeitet im *Dienste* der organischen Triebe und emancipirt

sich langsam zur *Gleichberechtigung* mit ihnen — so dass Vernunft (Meinung und Wissen) mit den Trieben kämpft, als ein eigener neuer Trieb — und spät, ganz spät zum *Uebergewicht*.

2. Einzelbemerkungen.

Die Gebärden des plötzlichen Schreckens sind keineswegs eine Sprache des Schreckens, als ob er sich *mittheilen* wollte, — sondern die nächsten Vorsichtsmaassregeln und deshalb sehr verschieden: ich lernte dies, als ein Wagen plötzlich auf mich zu fallen drohte.

◆

Vieles muss man so geniessen, wie die Südamerikaner ihren Thee — sie trinken ihn, ohne ihn dabei zu sehen: denn er wird fortwährend *schwärzer*. Wir schmecken auch die *Farben* aller Nahrungsmittel: — ein Gleichniss.

◆

Die Temperaments-Unterschiede sind vielleicht durch die verschiedene Vertheilung und Masse der unorganischen Salze mehr als durch alles andere bedingt. Die biliösen Menschen haben zu wenig schwefelsaures Natrium, den melancholischen Menschen fehlt es an schwefel- und phosphorsaurem Kali; zu wenig phosphorsaurer Kalk bei den Phlegmatikern. Die muthigen Naturen haben einen Ueberfluss von phosphorsaurem Eisen.

◆

Die *Lage*, in der die Menschen sich befinden, zur Natur und zu Menschen, *macht ihre Eigenschaften* — es ist wie bei den Atomen.

◆

Ich sehe das Missverhältniss von Wissenschaft und Mensch fortwährend — es schwindet nie aus meinem Gesichte: gab es etwas Aehnliches? Priester und Mensch, Prophet und Mensch, Fürst und Mensch, Richter und Mensch. Jedesmal schien die Forderung das Individuum *aufzuheben*.

◆

Unsere Eltern wachsen noch in uns nach, ihre später erworbenen Eigenschaften, die im Embryo auch vorhanden sind, brauchen Zeit. Die Eigenschaften des Vaters damals, als er Mann war, lernen wir erst als Mann kennen.

◆

Die Menschen bleiben bei den *Mitteln* hängen, wenn deren Erreichung ihnen Lust macht.

◆

Ein Mensch, der täglich so viele Giftbrühen in sich hinunterzuwürgen hat, ist immer zu bewundern, wenn er Zeiten grosser Empfindungen kennt und nicht überhaupt einen principiellen Ekel am „Grossen“ hat.

◆

Der Widerwille gegen das Leben ist selten. Wir erhalten uns darin und sind selber am Ende und in schweren Lagen einverstanden damit, *nicht* aus Furcht vor Schlimmerem, *nicht* aus Hoffnung auf Besseres, *nicht* aus Gewohnheit (die Langleweile wäre), nicht wegen der gelegentlichen Lust — sondern wegen der *Abwechslung* und weil im Grunde nichts eine *Wiederholung* ist, aber an Erlebtes erinnert. Der Reiz des

Neuen und doch an den alten Geschmack Anklingenden,
— wie eine Musik mit vielem Hässlichen.



Wenn man die Lotterien verwünscht, so vergisst man gewöhnlich, *wie viel Glück* und heitere Horizonte die angenehmen Hoffnungen *aller* zusammen ausmachen! Und wie viel ärmer ein Volk ohne Lotterien ist — nämlich an angenehmen Empfindungen! Die Enttäuschung ist eine einmalige und wird ziemlich schnell abgeschüttelt, — aber wie oft träumt man vom Gewinnste und macht Pläne! Wie mehrt es den *Geschmack an Unternehmungen!*



Ich dachte mir das *mir* fürchterlichste Leben aus: das eines Höflings, Anwalts, Zolleinnehmers, Registrators, Cassenbeamten, Königs, Krämers, Hausdieners und aller jener, deren Ueberschuss an Leistung im *Warten* besteht, — Warten, bis jemand kommt und spricht, — während es nicht möglich ist, sich inzwischen besser zu beschäftigen („es geht wider die Pflicht“). Nun bemerke ich, dass die allermeisten überhaupt beschäftigten Menschen in den grossen Städten gerade so beschäftigt sind und sich darauf hin ausbilden, — dass also dieses pflichtmässige Warten ihnen sehr erträglich scheinen muss.



Wer auf den Geist säet, pflanzt Bäume, die sehr spät gross werden. Das, was sich vom Vater auf den Sohn vererbt, sind die *geübtesten* Gewohnheiten (nicht die geschätztesten!). Der Sohn *verrät* den Vater. Der Fleiss eines Gelehrten ist entsprechend der Thätigkeit seines Vaters: zum Beispiel, wenn dieser immer im Comtoir ist, oder wenn er nur wie ein

Landgeistlicher „arbeitet“. Die Griechen der höheren Stände wurden so individuell productiv, weil sie keinen gedankenlosen *Fleiss* vererbt bekamen.

◆

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in der Familie ist oder schon Vater und Grossvater dasselbe getrieben haben! Es ist viel mehr innere Noth, ein viel plötzlicherer Stolz dabei, aber das gute Gewissen ist dafür noch nicht geschaffen, und wir empfinden etwas als „beliebig“ daran.

◆

Der Zunftzwang lehrte *lernen*: endlich ist ein individueller Lerntrieb entstanden, durch Vererbung. Das *Lernen* ist ursprünglich *saurer* als alle Arbeit, daher gehasst. Die Gelehrten haben daher im Mittelalter ein Uebergewicht.

◆

Grundgedanke der Handels-Cultur: die niedere Masse, mit ihrem kleinen Besitz, wird unzufrieden gemacht durch den Anblick des Reichen, sie glaubt, *der Reiche sei der Glückliche*. — Die arbeitende, überarbeitete, selten ruhende Slavenmasse glaubt, der Mensch *ohne körperliche Arbeit* sei der Glückliche (zum Beispiel schon der Mönch, — daher die Slaven so gern Mönche wurden). — Der von Begierden Geplagte und selten Freie glaubt, der *Gelehrte* und *Unbewegliche* (und auch der Geistliche) sei der Glückliche. — Der hin- und hergerissene Nervöse glaubt, der Mensch der *grossen einen Leidenschaft* sei der Glückliche. — Der Mensch, welcher kleine Auszeichnungen kennen gelernt hat, meint, der Geehrteste sei der Glückliche. — Es ist das *selten und in*

geringem Grade Besessene, was die Phantasie der Menschen zum Bilde des Glücklichen aufreizt, — nicht das, was ihnen fehlt — das Fehlen erzeugt Gleichgültigkeit gegen den Gegensatz des Fehlenden.



Ach, ich bin hinter die Maskerade der grossen Männer, der grossen Erfolge, der grossen Verluste gekommen. Es ist alles perspectivisch zu betrachten — wenn man sich nicht unter die Kleinen einordnet, so hat man nichts davon als Lärm und Anlass zu Lachen und Herzbrechen.



Jener Kaiser hielt sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und *ruhig* zu bleiben. Auf mich wirkt die Vergänglichkeit ganz anders — mir scheint alles viel mehr werth zu sein, als dass es so flüchtig sein dürfte — mir ist, als ob die kostbarsten Weine und Salben in's Meer gegossen würden.



Ehemals bewies man die Lehre von der *Unfreiheit des Willens*, indem man unbedenklich auf die Wahrsager hinwies, welche auch noch bei den sceptischen Philosophen einen guten Glauben fanden: die Kunst der Wahrsagerei aber setzt eine Welt voraus, welche nichts als Fatum ist, und folglich fand diese Welt ebenfalls einen guten Glauben. Als aber die Wahrsager in Misscredit kamen, kam mit ihnen auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens in Misscredit: gemäss einer falschen Art zu schliessen, welche üblicher ist als die rechte Art.



Das war ein stolzer Mensch: „Lieber sterben als einen Wohlthäter haben“ — sprach's und sprang in's Wasser. Eine halbe Stunde später hatte er einen Wohlthäter und lebte: ein armer Arbeiter war ihm nachgesprungen und hinderte ihn zu sterben.

◆

A: „Die Art, wie er mich öffentlich missversteht, beweist mir, dass er mich nur gar zu gut verstanden hat!“ — B: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits für nöthig, dich zu verleumden.“

◆

Der Irrthum beim Gelobtwerden besteht darin, dass der, welcher gelobt wird, dem Worte des Lobenden *seinen* Begriff dieses Wortes unterlegt und nicht den des Lobenden, — den er ja zumeist gar nicht kennen kann. Gewöhnlich aber ist der Begriff im Kopfe des Lobenden etwas viel Geringeres, Matteres, Aermers als im Kopfe des Gelobten: so dass der Letztere sich oft genug sehr verdriessen müsste, zu wissen, *was* eigentlich an ihm und seinem Werke gelobt worden ist.

◆

Trost für die, welche zu *Grunde gehen*! Ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterieloos betrachten. Sehen, dass die meisten Würfe misslingen müssen, dass das Zugrundegehen *so nützlich* ist als das Werden. *Keine Reue*, Selbstmord abkürzend.

◆

Die Unbefriedigten müssen etwas haben, an das sie ihr Herz hängen: zum Beispiel Gott. Jetzt, wo dieser *fehlt*, bekommt der *Socialismus* viele solche, die ehemals sich an Gott

geklammert hätten, — oder *patria* (wie Mazzini). Ein Anlass zu grossartiger Aufopferung, und einer *öffentlichen* (weil sie disciplinirt und fest hält, auch Muth macht!) soll immer da sein! Hier ist zu *erfinden*!

◆

Solche, welche das Alter, gleich einem edlen Weine, immer geistiger und süsser macht — Menschen wie Goethe und Epicur — denken auch an ihre erotischen Erlebnisse zurück.

◆

Man übt sich, lange bevor man weiss, was man später einmal zu sagen hat, die Gebärde, die Haltung, den Stimmklang, den Stil ein, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!

◆

Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.

◆

Verschiedene Triebe werden so befriedigt, dass wir uns als *unterlegen* fühlen. Unser ganzer Stolz und Muth wird matt im Bewusstsein der *kleinsten* Niederlagen an jedem Tage.

◆

So lange wir jung sind und unser selber noch nicht gewiss, ist die Gefahr nicht gering, dass uns die Wissenschaft durch die Wissenschaftlichen verleidet werde, oder die Kunst durch die Künstler, oder gar das Leben durch uns selber.

◆

Nachkommen haben — das erst macht den Menschen stätig, zusammenhängend und fähig, Verzicht zu leisten: es ist die beste Erziehung. Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geistigsten. Unsere Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unseres Lebens den Compass und die grosse Richtung.

VII.

Religion.

1. Der Gottesglaube.

Die Wissenschaft von 1650—1800 wollte die Weisheit und Güte Gottes *erweisen*: das Umgekehrte war das Ergebniss. Jetzt ist man versucht, einem *Reste* von Gott einen mangelhaften Intellect, listige und böse Umwege zum Guten u. s. w. zuzugestehen. Aber 1. es zeigen sich *ganz verschiedene Grade* von Unvernunft, 2. und ebenso von Güte: es würde ein Wesen *ohne* Charakter sein. Wozu ein solches *Wesen annehmen*? — Weder gut noch böse ist die Welt! Und der Mensch also! —



Wenn wir nicht aus dem *Tode Gottes* eine grossartige *Entsagung* und einen fortwährenden *Sieg über uns* machen, so haben wir den *Verlust zu tragen*.



Welches sind die *tiefen Umwandlungen*, welche aus den *Lehren* kommen müssen, dass kein *Gott* für uns sorgt und dass es kein ewiges Sittengesetz giebt (atheistisch-unmoralische Menschheit)? dass wir *Thiere* sind? dass unser Leben vorbeigeht? dass wir unverantwortlich sind? *Der Weise und das Thier* werden sich *nähern* und einen neuen *Typus* ergeben!



In dem Grade, als die Welt *zähl-* und *messbar* sich zeigt, also *zuverlässig* — erhält sie *Würde* bei uns. Ehedem hatte die *unberechenbare* Welt (der Geister — des Geistes) *Würde*, sie erregte mehr Furcht. Wir aber sehen die ewige *Macht* ganz wo anders. Unsere Empfindung über die Welt *dreht sich um: Pessimismus des Intellects.*

◆

Gott war bisher verantwortlich für jedes Lebendige, das entstand, — man konnte nicht errathen, was er mit ihm vorhatte; und gerade dann, wenn dem Lebendigen das Zeichen des Leidens und der Gebrechlichkeit eingeprägt war, vermuthete man, dass es schneller als andere Wesen von der Lust am „Leben“ und an der „Welt“ geheilt werden solle und dergestalt mit einem Merkmal der Gnade und der Hoffnung gezeichnet sei. Sobald man aber nicht mehr an Gott und an die Bestimmung des Menschen für ein Jenseits glaubt, *wird der Mensch verantwortlich für alles Lebendige*, das leidend entsteht und das zur Unlust am Leben vorherbestimmt ist. „Du sollst nicht tödten“ — gehört in eine Ordnung der Dinge, wo ein Gott über Leben und Tod bestimmt.

◆

Die würdigste Vorstellung von den Göttern hatten die Epicureer. Wie könnte das Unbedingte irgend etwas mit dem Bedingten zu schaffen haben? Wie könnte es dessen Ursache oder dessen Gesetz oder dessen Gerechtigkeit oder dessen Liebe und Vorsehung sein? „Wenn es Götter giebt, so kümmern sie sich nicht um uns“ — dies ist der einzige wahre Satz aller Religions-Philosophie.

◆

„Deus nudus est“ sagt Seneca. Ich fürchte, er steckt ganz in Kleidern! Und noch mehr: Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Götter.

◆

Ein Wort für die, welche an Gott glauben: sie mögen erwägen, ob ein Gott die Vernichtung von irgend etwas wollen kann oder überhaupt *kann*, — ob dies nicht eben das göttliche Unvermögen ist.

◆

Die Menschen haben Gott geschaffen, es ist kein Zweifel: sollten wir deshalb nicht an ihn glauben? Er hat den Glauben so nöthig zum Leben: seien wir doch barmherzig!

◆

Ehemals dachte ich, unser Dasein sei der künstlerische Traum eines Gottes, alle unsere Gedanken und Empfindungen im Grunde *seine* Erfindungen im Ausdichten seines Dramas — auch dass wir meinten, „*ich* dachte“, „*ich* handelte“, sei *sein* Gedanke. Die Gesetzmässigkeit der Natur wäre als Gesetzmässigkeit seiner Vorstellungen begreiflich — oder auch, es *genügte*, dass er *uns* als solche dächte, welche die Natur so empfinden, wie wir sie empfinden. — Kein glücklicher, sondern eben ein Künstler-Gott!

◆

Wir selber müssen, wie Gott, gegen alle Dinge gerecht, gnädig, sonnenhaft sein und sie immer neu schaffen, wie wir sie geschaffen haben.

◆

Diese ganze Welt, die uns wirklich etwas angeht, in der unsere Bedürfnisse, Begierden, Freuden, Hoffnungen, Farben, Linien, Phantasien, Gebete und Flüche wurzeln — diese ganze Welt haben wir *Menschen geschaffen* — und haben es *vergessen*, so dass wir nachträglich noch einen eigenen Schöpfer für alles das erdachten, oder uns mit dem Problem des Woher? zerquälten. Wie die Sprache das Urgedicht eines Volkes ist, so ist die ganze anschauliche empfundene Welt die Urdichtung der Menschheit, und schon die Thiere haben hier angefangen zu dichten. *Das erben* wir alles auf einmal, wie als ob es die Realität selber sei.

◆

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückzufordern als *Eigenthum* und *Erzeugniss des Menschen* und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. Oh über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um *sich zu verarmen und elend zu fühlen!* Das ist seine grösste „Selbstlosigkeit“, wie er bewundert und anbetet, und nicht weiss und wissen will, dass er *schuf*, was er bewundert. — Es sind die *Dichtungen* und *Gemälde* der *Urmenschheit*, diese „wirklichen“ Naturscenen; — damals wusste man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas *hineinsah*. Und diese *Erb-schaft* haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, dies Gefühl von trauernder Grösse, dies Gefühl des bewegten Meeres alles *erdichtet* von unseren Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimm~~t~~*sehen* überhaupt!

◆

„Aber wohin fließen denn zuletzt alle Flüsse des Grossen und Grössten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ocean?“ — Sei dieser Ocean: so giebt es einen.

2. Bemerkungen über das Christenthum.

Wie gemein hat sich das Christenthum gegen das Alterthum benommen, indem es dasselbe ganz *durchteufelte*. Gipfel aller verleumderischen Bosheit!



Man ass das Fleisch nicht, weil man nicht die Seelen von Menschen verspeisen wollte, es war also nur ein Abscheu vor der Menschenfresserei, bei Pythagoras wie den Indern. *Nicht* Mitleiden mit den Thieren! Schmerz machen durch Tödtung ist gar nicht nöthig: und in Hinsicht auf den wahrscheinlichen *natürlichen* Tod hat der Mensch, der die Thiere tödtet, im Allgemeinen das *Loos der Thierwelt gemildert*, zumal sie keine Voraussetzung des Todes haben. — Wer nicht „von Lebendem“ leben will, möge sich der Pflanzen auch enthalten! — Das Mitleiden der christlichen Heiligen war das Mitleiden mit Wesen, in denen der Teufel wohnt — nicht mit dem „Lebendigen“.



Diese Toleranzprediger! Ein paar Dogmen („fundamentale Wahrheiten“) nehmen sie doch immer aus! Sie unterscheiden sich nur in der Meinung darüber von den Verfolgern, was für das Heil nothwendig sei.



Sich an die Vernunft halten wäre schön, wenn es *eine* Vernunft gäbe! Aber der Tolerante muss sich von *seiner*

Vernunft, ihrer Schwäche abhängig machen! Dazu: es *ist* zuletzt nicht einmal diese, welche den Beweisen und Widerlegungen ihr Ohr schenkt und entscheidet. Es sind Neigungen und Abneigungen des *Geschmacks*. Die Verfolger sind gewiss nicht weniger *logisch* gewesen als die Freidenker.

◆

Die Thatsache an der *Hexerei* ist, dass ungeheure Massen Menschen damals die Lust empfanden, anderen zu schaden und sich schädigend zu denken, ebenfalls in Gedanken sinnlich auszuschweifen und sich *mächtig* im Bösen und Gemeinsten zu fühlen. Woher *das*? — ist die Frage.

◆

Die Hexen wollten den Schaden *sehen*, die christlichen Verfolger und Inquisitoren auch, auch Gott vor der Hölle. Dies der Einfluss der Barbaren (Deutschen) auf Europa — ein Rückschritt. Die Slaven haben die Demuth und die Barbaren die Grausamkeit in's Christenthum gebracht.

◆

Die Jesuiten vertraten gegen Pascal die Aufklärung und die Humanität.

◆

Wallfahrten als die Badereisen der Armen — und die Kirchen ihr Palast und ihre Vornehmheit.

—

VIII.

Kunst.

1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung.

Zwei Ursprünge der Kunst:

1) auf eine unschädliche Weise getäuscht werden (Taschenspieler, Schauspieler, Erzähler u. s. w., auch Architectur — *als ob* der Stein redete (von dem Haus- oder Tempel-einwohner) —);

2) auf eine unschädliche Weise *überwältigt* werden Rausch, Musik, Lyrik u. s. w.

Zuerst Besorgniss, Verwunderung, dass nichts Böses erfolgt, keine Gefahr da ist, — bei beiden. So werden die Zustände, die am *meisten gefürchtet* werden und den höchsten Reiz ausüben, *erstrebenswerth*: Täuschung und Ueberwältigung. So von Seiten der *Geniessenden* aus betrachtet.



Aesthetische Urtheile sind *Ueberreste* unserer Urtheile über glücklich und unglücklich, zum Beispiel in einer Landschaft der *Reichthum* an Farben, an Geniessbarem, an Ruhe, an festen Linien, — es sind alles die Abzeichen und Symbole eines Menschen, der uns einst als der Glückliche galt. So andere Male die *leidenschaftliche* Gegend, — wir hielten auch die Leidenschaft für den Zustand des Glückes. Die fromme Gegend, die heilige Gegend, die verehrte Gegend, die alter-

thümliche, die kindliche, die weibliche, die stolze, die schlafende.



Es ist in der *Wollust* etwas Berauschendes, dies haben die alten Religionen benutzt. Und noch jetzt suchen Dichter und Musiker durch Erregung erotischer Nachempfindungen diesen Theil berauschender Kraft sich zu Nutze zu machen. — Die Künstler wirken mit allen *möglichen Wirkungsmitteln*, sehr unbefangen.



Nach dem periodischen Stile greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen, — sei es nun, dass sie ungestaltet sind, sei es, dass sie sich allzu schamhaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle, — das Wenige von Anmuth, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Muth und Glauben an die eigene Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheissen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen, aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Nothbehelf —



Frauen, die allzu lebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen *blaue* Farben: und ebenso giebt es in Büchern blaue Farbentöne, mit denen ihr Urheber seine springende Reizbarkeit zu balanciren sucht.



Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst

nur für dich! So erhältst du das Gedächtniss an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldene Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen musst! Vielleicht, dass du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, dass es noch nöthig ist, sich zu interpretiren, dass Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich *mitzutheilen*. Ja, du willst dich *mittheilen*! Es kommt einst die Gesittung, wo Viel-Lesen zum schlechten Tone gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden: während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber *lobt*, giebt dir ein Zeichen, dass sein Tact nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir, — er ahnt gar nicht, wie sehr er sich erniedrigt, wenn er dich *so* zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie *lesen*: pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!!

◆

Wer die Tragödie *moralisch* genießt, der hat noch einige Stufen zu *steigen*.

◆

Hinter jeder Tragödie steckt etwas Witziges und Widersinniges, eine Lust am Paradoxon, zum Beispiel das Schlusswort der letzten tragischen Oper: „ja ich habe sie getödtet, meine Carmen, meine angebetete Carmen!“ Diese Art von Pfeffer fehlt dem Epos ganz, — es ist unschuldiger und wendet sich an kindlichere und plumpere Geister, denen alles Sauere, Bittere und Scharfe noch widersteht. Die Tragödie ist ein Vorzeichen, dass ein Volk witzig werden will, — dass der esprit seinen Einzug halten möchte.

◆

Warum überkommt mich fast in regelmässigen Zeiträumen ein solches Verlangen nach Gil Blas und wiederum nach den Novellen Mérimée's? Hat mich nicht Carmen mehr bezaubert als irgend eine Oper, in der mir diese geliebte Welt (die ich im Grunde nur auf halbe Jahre verlasse) wiederklingt?



Sophocles giebt oder schafft jeder Person Recht.



Es ist durchaus nicht das Wünschenswertheste, alles verdauen zu können, was die Vergangenheit hervorbrachte: so wünschte ich, Dante gieng uns gründlich wider Geschmack und Magen.



Hamlet für eine Spitze des menschlichen Geistes anzusehen, das heisse ich bescheiden über Geist und Spitzen urtheilen. Vor allem ist es ein *misrathenes* Werk: sein Urheber würde es mir wohl lachend eingestehen, wenn ich's ihm in's Gesicht sagte.



Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe.



Emerson. — Ich habe mich nie in einem Buche so zu Hause und in meinem Hause gefühlt als — ich darf es nicht loben, es steht mir zu nahe.



Der gedankenreichste Autor dieses Jahrhunderts ist bisher ein Amerikaner gewesen (leider durch deutsche Philosophie verdunkelt — Milchglas).

2. Musik.

a) Allgemeines.

Beim Clavierspiel ist die Hauptsache, dass man den Gesang *singen* lässt und die Begleitung *begleiten* lässt. Ich vertrage eine Musik, worin nicht in dieser Weise zwischen Musik und Begleitung geschieden ist, jetzt nur noch als ein kurzes Zwischenspiel, als einen idealen Lärm, der uns begierig nach dem Wiederbeginn des Gesanges macht.



Die Menschenstimme ist die Apologie der Musik.



Die beste Musik ist wenig, wenn nicht ein Sänger, eine Sängerin uns durch Stimme und Kunst in sanfte Trunkenheit versetzt, — und in *diesem* Falle wird *geringe* Musik unsäglich gehoben!



Die Fiorituren und Cadenzen in der Musik sind wie süßes Eis im Sommer.



In Deutschland, wo die besten Stimmen durch die hässliche Sprache ruinirt werden, so dass zuletzt schöne Blasinstrumente übrig bleiben und nicht *mehr* —



Wer erfindet uns das tragische Ballet mit Musik? Besonders nöthig bei Völkern, die nicht singen können und die sich durch die dramatische Musik die Kehlen gebrochen haben.

◆

Das ist etwas *Neues* an der jetzigen Musik, wie ich sie eben hörte! Sie *repräsentirt* Gefühle, *sie erregt sie nicht mehr*, — man ist zufrieden, mit ihrer Hülfe zu *verstehen*! Wie bescheiden!

◆

Die Musik ist mein und unser *Vorläufer* — so persönlich sprechen und so gut und edel! Unsäglich vieles hat noch kein Wort gefunden und keinen Gedanken — das *beweist* unsere Musik — *nicht*, dass kein Gedanke und kein Wort da zu finden wäre.

◆

Es ist unsere Aufgabe, die *Reinheit* der Musik festzuhalten und zu verhüten, dass sie, nachdem sie in der Form des Barockstils und nach langer Einverleibung jetzt *ungeheurer plötzlicher* Wirkungen fähig gemacht ist, jetzt zu mystischen, halbreligiösen Zwecken missbraucht wird. Jeder kommende Hexenmeister und Cagliostro wird versuchen, mit Musik und Spiritismus zu wirken, und es sind Wiedererweckungen religiöser und sittlicher Instincte auf diesem Wege möglich: — vielleicht dass man dem christlichen Abendmahl wieder eine innere Gluth durch Musik zu geben versuchen wird. — Dass sie keine Worte nöthig hat, ist ihr grösster Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appellirt und folglich an die Philosophie und Wissenschaft

stösst: — aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft *weg* führt, *verführt*!



Musik — eine verkappte Befriedigung der *religiosi*. Vom Worte *absehen*! Das ist ihr Vortheil! Ja, auch von Bildern! Damit sich der Intellect nicht *schäme*! So ist es *gesund* und eine Erleichterung für jene Triebe, welche *doch befriedigt sein wollen*!

b) Richard Wagner.

Richard Wagner wollte eine grosse Cultur, um einen Platz für seine Kunst zu haben — aber es fehlte ihm der neue Gedanke. So machte er Anleihen überall: zuletzt christliche Empfindungen, wenn auch noch nicht christliche Gedanken.



Die *grosse Form eines Kunstwerkes* wird an's Licht treten, wenn der Künstler die grosse Form in *seinem Wesen* hat! An sich die grosse Form fordern ist albern und verdirbt die Kunst, es heisst den Künstler zur Heuchelei verführen oder das Grosse und Seltene zur Conventionsmünze umstempeln wollen. Ein ehrlicher Künstler, der diese gestaltende Kraft in seinem *Charakter* nicht hat, ist *ehrlich*, sie auch nicht in seinen Werken haben zu wollen: — wenn er sie überhaupt leugnet und verunglimpft, so ist dies begreiflich und mindestens zu entschuldigen: er *kann* da nicht über sich. So *Wagner*. Aber die „unendliche Melodie“ ist ein hölzernes Eisen — „die nicht Gestalt gewordene, fertig gewordene Gestalt“ — das ist ein Ausdruck für das Unvermögen der Form und eine Art Princip aus dem Unvermögen gemacht.

Dramatische Musik, und überhaupt Attitüden-Musik, verträgt sich freilich am besten mit der formlosen, fließenden Musik — ist deshalb aber *niederer* Gattung.

◆

Verdi ist arm an den Erfindungen schöner Sinnlichkeit und lässt gar noch merken, dass er äusserst sparsam mit ihnen umzugehen hat. Aber er hält sein Publicum mit seinen paar Einfällen fest — sie sind alle ärmer geworden, wie er, und wollen trotzdem nichts anderes, ganz wie er, — so ist er ihr Mann und Meister. Auch Wagner hat eine arme Sinnlichkeit und eine in Bezug auf Melodie an's Verrückte streifende Widerspenstigkeit in der Armuth — aber wie hat er daraus sich eine Brücke zum Ideal zu bauen gewusst!

◆

Im *Lohengrin* giebt es viele *blaue Musik*. Wagner kennt die opiatischen und narkotischen Wirkungen und braucht sie gegen die ihm gut bewusste nervöse Zerfahrenheit seiner musikalischen Erfindungskraft.

◆

Wagner's Musik gleicht der Wolke, — und man muss von der Art der Rosenkranz und Gölldenstern sein, um, gleich einigen Aesthetikern, in dieser Wolke ein *Kameel* zu sehen und nicht mehr.

◆

Es könnte noch immer eine Musik kommen, gegen welche die ganze Wagnerische Kunst unter den Begriff und die Rechtfertigung des recitativo secco fiele: und der, welcher

der sublimen Frage nach der Moralität der Musik nachhängt, wird auch jene Möglichkeit in Betrachtung zu ziehen haben.



Wir alten eingefleischten Wagnerianer sind doch die dankbarsten Bellini- und Rossini-Hörer.



Was Richard Wagner werth ist, das wird uns erst der sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht. Einstweilen haben wir Wagner geglaubt, was er gern geglaubt haben möchte.



IX.

Weib, Liebe, Ehe.

Um die Schönheit dieser Frau ganz zu sehen, muss man sie mit schwachen Augen ansehen: um aber ihren Geist ganz zu sehen, wird man das schärfste Augenglas anwenden müssen — denn sie verbirgt ihn aus Eitelkeit in ihrem Gesichte, so weit er nur zu verbergen ist: denn Geist macht Frauen alt.

◆

Die Lebensweise der Frauen, welche im Wesentlichen ernährt werden und nicht arbeiten, könnte *sofort* in eine philosophische Existenz umgewandelt werden! Aber man sehe sie vor einem Schauladen voller Putz und Wäsche!

◆

Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn der Geschlechtstrieb nicht einen so blinden, unvorsichtigen, eilfertigen, gedankenlosen Charakter hätte. An sich ist ja seine Befriedigung durchaus nicht mit der Fortpflanzung der Gattung verbunden. Wie unsäglich selten ist der coitus die Absicht der Fortpflanzung! — Und ebenso steht es mit der Lust am Kampf und der Rivalität: nur ein paar Grade *Erkältung der Triebe* mehr — und das Leben steht still! Es ist an eine hohe Temperatur und an eine Siedehitze der Unvernunft gebunden.

◆

Die Ehe. — Unsere meisten Ehefrauen sind zu hoch gestellt. Geschlechtsbefriedigung soll *nie* das Ziel der Ehe sein. — Eine Arbeiterbevölkerung braucht gute Hurenhäuser. — Zeitehen.



Man überträgt fälschlich Empfindungen, die bei jetzigen Zuständen, zum Beispiel *Ehe*, erklärlich sind, auf Urzeiten, wo die Ehe anders war und gar nicht *Liebe* der Gatten unter sich hervorbringen konnte!



Die Verworrenheit der Mittel, die Ehe aufrecht zu erhalten: das Weib glaubt, *prädestinirt* nur für *diese* zu sein. In Wahrheit ist alles gemeiner Zufall, und hundert andere Männer thäten ihr ebenso gut. Sie will gehorchen: sie arbeitet für den Mann und denkt und sagt: „was habe ich alles für *dich* gethan!“ — aber es war nicht für „dich“, sondern für irgend einen, der ihren Trieben in den Wurf kam. — Der Beruf und die tägliche Arbeit *trennt* die Gatten und hält so die Erträglichkeit aufrecht. — Weil die Männer und Frauen *früher* nicht erfahren haben, *was* eigentlich *Freundschaft* ist, so sind sie auch nicht enttäuscht über den Verkehr: *weder* die Liebe *noch* die Freundschaft ist ihnen bekannt. Die Ehe ist auf *verkümmerte* Halbmenschen eingerichtet.



Die lange Liebe ist deshalb möglich — auch wenn sie glücklich ist — weil ein Mensch nicht leicht zu Ende zu besitzen, zu Ende zu erobern ist, es thun sich immer neue, noch unentdeckte Gründe und Hinterräume der Seele auf, und auch nach diesen streckt sich die unendliche Habsucht der Liebe aus. — Aber die Liebe endet, sobald wir das

Wesen als *begrenzt* empfinden. — Der Conflict der langen und der kurzen Leidenschaft entsteht, wenn der Eine den Anderen zu Ende zu besitzen glaubt, und der Andere noch nicht, da wendet jener sich ab, entzieht sich und reizt nun durch die *Ferne* den Anderen noch mehr auf, neue Werthe zu suchen — zuletzt oft mit dem Entschluss, ihn lieber zu tödten, als einen Anderen in den Besitz kommen zu lassen. — Glücklicherweise haben die Dinge keine Seele, sonst sähen wir fortwährend diesen Conflict: und die Natur, wenn sie den unendlichen Menschen wirklich geliebt hätte, würde ihn längst aus Liebe aufgezehrt haben, — sei es auch nur, um ihn nicht zum Beispiel einem Gotte zur Beute zu lassen.

◆

Während in sehr vielen Fällen das erste Kind einer Ehe einen genügenden Grund abgiebt, keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen: wird doch die Ehe dadurch nicht gelöst, sondern trotz des voraussichtlichen Nachtheils neuer Kinder (zum Schaden aller Späteren!) *festgehalten!* Wie kurzsichtig! Aber der Staat will und wollte keine bessere *Qualität*, sondern *Masse!* Deshalb liegt ihm an der *Züchtung der Menschen nichts!* — Einzelne ausgezeichnete Männer sollten bei mehreren Frauen Gelegenheit haben, sich fortzupflanzen; und einzelne Frauen, mit besonders günstigen Bedingungen, sollten auch nicht an den Zufall *eines* Mannes gebunden sein. Die Ehe wichtiger zu nehmen!

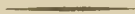
◆

Die Erlaubniss, Kinder zu zeugen, sollte als eine Auszeichnung verliehen werden und auf jedem Wege dem so üblichen geschlechtlichen Verkehre der Charakter eines Mittels der Fortpflanzung genommen werden: sonst werden immer mehr die *niedrig gesinnten* Menschen die Oberhand bekommen,

denn die höheren Geister sind nicht zu eifrig in erotischen Dingen. Wohl sind dies die Tapferen und Kriegerischen, — und ihnen verdankt man im Ganzen die bessere Art von Menschen, die noch bestehen. Kommt aber der Handelsgeist zur Uebermacht über den kriegerischen, so —



Gegen Verbrecher sei man wie gegen Kranke: auch darin, dass man es *verabscheut*, sie sich fortpflanzen zu machen. Dies ist die erste allgemeine Verbesserung der Sitten, welche ich wünsche: der Kranke und der Verbrecher sollen nicht als fortpflanzbar anerkannt werden.



X.

Cultur.

1. Allgemeines; Historisches.

Meint ihr, ein Grieche, dem man *unsere* Cultur schildert, werde dieselbe bewundern oder ersehnenwerth finden? Oder selbst ein Wilder? Jeder Zustand hat sein Ideal aus sich: ein ganz anderer ist immer eine Art Widerspruch zu diesem Ideal und deshalb *peinlich* und *verächtlich*.

Wonach soll der Begriff „Fortschritt der Cultur“ gemessen werden! Jeder meint, *er* sei auf der Höhe und *sein* Ideal sei das Ideal der Menschheit. Die Geschichte dieser Geschmacks an Idealen! — Auch fehlt an jedem Ideal das, was einem anderen Ideal seinen Werth, seine *Schmackhaftigkeit* für seine Verehrer giebt.

Nun, giebt es denn einen Fortschritt der *Küche*? Ja, innerhalb einzelner Kreise, Völker, Städte, Familien: das Ideal entwickelt sich. — Das freie *Individuum* hat seinen Privatgeschmack, er muss sehr *stark* sein, sonst wird es ein *Gelüstchen* sein und nicht *mehr*, im Verhältniss zu Familien- und Volksgeschmack.



Ihr sagt: „jene Irrthümer waren für jene Stufe nothwendig, als Heilmittel, — die *Cur* des Menschengeschlechts hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf!“ In diesem Sinne leugne ich die Vernünftigkeit. Es ist *zufällig*, dass dieser und jener Glaubensartikel siegte, *nicht* nothwendig — dieselbe Heilwirkung wäre vielleicht auch von einem anderen ausgegangen.

Aber vor allem! Die *Folge* der Heilwirkungen ist sehr beliebig, sehr unvernünftig gewesen! Zudem brachten fast alle eine tiefe *andere* Erkrankung mit sich! Diese ganze *Cur* der Menschheit ist aber von ihr *vertragen worden* — das ist das Merkwürdigste! Es war gewiss nicht die vernünftigste, noch die *einzig-mögliche*! Aber *möglich* war sie!

◆

Wir sind *nicht* die Reste und Ueberbleibsel der Menschheit (wie wir dies gewiss von der organisch werdenden Welt sind). Vieles Neue kann von uns noch ausgehen, was den Charakter der Menschheit *verändert*.

◆

Die Verwandlung des Menschen braucht erst Jahrtausende für die Bildung des Typus, dann Generationen: endlich läuft *ein* Mensch während seines Lebens durch *mehrere* Individuen.

Warum sollen wir nicht am Menschen zu Stande bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehen — dass er auf der einen Seite Rosen, auf der anderen Birnen trägt?

Jene Naturprocesse der *Züchtung des Menschen* zum Beispiel, welche bis jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe, Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden. — Es könnten *ganze Theile der Erde sich dem bewussten Experimentiren weihen!*

◆

Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen — durch Versuche! Ebenso die Entstehung

höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!

—♦—

Die Sinne der Menschen im Fortschritt der Civilisation sind schwächer geworden, Augen und Ohren: weil die *Furcht* geringer wurde und der Verstand feiner. Vielleicht wird mit der *Vermehrung der Sicherheit* die *Feinheit des Verstandes* nicht mehr nöthig sein: und *abnehmen*: wie in China! In Europa hat der *Kampf* gegen das Christenthum, die *Anarchie* der Meinungen und die *Concurrenz der Fürsten, Völker* und *Kaufleute* bis jetzt den *Verstand verfeinert*.

—♦—

Tiefster Irrthum in der *Beurtheilung der Menschen*: wir schätzen sie ab nach ihren *Wirkungen*, mit dem Maasse effectus aequat causam. Aber der Mensch übt nur Reize auf andere Menschen aus, es kommt darauf an, *was* im anderen Menschen *vorhanden* ist, dass das Pulver explodirt oder dass der Reiz fast nichts ausmacht. Wer würde ein Streichholz darnach abschätzen, dass es in seiner Nachwirkung eine Stadt zerstörte! So machen wir es aber! Die Wirkungen beweisen, *welche Elemente* in den anderen Menschen der Zeit da waren: dass er einen Reiz ausübte: und mit welchen Mitteln und mit was für *eigentlichen* Absichten, muss man noch fragen! — Es ist Teleologie, zu glauben, dass der Grosse eben den vorhandenen zur Explosion bereiten Elementen zur Zeit kommen *muss*. Wichtig ist jedenfalls, dass die *anreizende* Kraft eines Menschen nach seinem Tode übrig bleiben kann, durch seine Werke oder durch die Fabel, die von seinem Leben sich bildet; darauf sollen *die* denken, welche *auf die Zeit keinen* „Reiz“ üben.

Zuletzt: wir irren ebenso *über die Dinge*, weil wir sie *nach den Wirkungen in uns* beurtheilen: wie verschieden scheint uns Blau und Roth, und es handelt sich um etwas mehr oder weniger Länge des Nerven! Oder dieselben chemischen Bestandtheile, so und so der Lage nach gestellt, ergeben Verschiedenes, und *wie* empfinden wir diese Verschiedenheit! Wir messen *alles nach der Explosion*, die ein Reiz in uns hervorruft, als gross, klein u. s. w.



„Wirkung“. Der Reiz, den einer ausübt, die Anregung, die er giebt, bei der andere ihre Kräfte auslösen, (zum Beispiel der Religionsstifter), ist gewöhnlich mit der *Wirkung* verwechselt worden: man schliesst aus grossen Kraft-Auslösungen auf grosse „Ursachen“. Falsch! Es können unbedeutende Reize und Menschen sein: aber die Kraft war angesammelt und lag zur Explosion bereit! — Blick auf die Weltgeschichte!



Die grössten Einwirkungen übersehen wir nicht: wir können immer noch die Rasse zu Grunde richten, — denn wir messen die Wirkungen nach Individuen, höchstens nach Jahrhunderten. Ob zum Beispiel der Kaffee oder der Alkohol nicht Gifte sind, die in der *regelmässigen* Weise eingenommen, wie es geschieht, in 2000 Jahren die Menschheit vernichtet haben?



Durch Alkohol bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden hat. Alle Speisen haben irgend eine Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der Gnade, dem Geiste, der Billigkeit jedes Geschlechts wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein grosser Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsere Ohren taub gegen sie machte, oder uns gar eine Peitsche in die Hand gäbe, sie zu misshandeln? Hat sie nicht dasselbe Loos wie die Musik, die beste Musik, die wir haben? Ein neuer böser Orpheus, den jede Stunde gebären könnte, wäre vielleicht im Stande, uns durch seine Töne zu überreden, wir hätten noch gar keine Musik gehabt, und das Beste sei, allem, was bisher so hiess, aus dem Wege zu laufen.



Das Meer nimmt ab, der Mensch, *das feste Land*, nimmt immer zu, — aber weil er nur sieht, dass sich alles verändert, so glaubt und fühlt er umgekehrt und meint, seine Unfestigkeit sei im Wachsen, und er werde schliesslich dem Meere nicht mehr Widerstand leisten können. — *Die Langsamkeit* der Vorgänge in der Geschichte des Menschen ist nicht dem menschlichen Zeitgefühl angemessen, — und die Feinheit und Kleinheit alles Wachsens spottet der menschlichen Sehkraft. Deshalb wird sie immer nur ein Glaubensartikel sein: diese *wirkliche* Menschengeschichte! Und deshalb hat sie so schweren Kampf gegen alle anderen Glaubensartikel, sie kann sich gleichfalls nicht ad oculos demonstrieren. — Ja, wider alle unsere „Wahrheiten“ spricht der Augenschein und wird dabei leicht zum Advocaten alles Scheins und selber der Lüge.



Feinere Sinne und einen feineren Geschmack haben, an das Ausgesuchte und Allerbeste wie an die rechte und natürliche

Kost gewöhnt sein, eines starken und kühnen Körpers geniessen, der zum Wächter und Erhalter und noch mehr zum Werkzeug eines noch stärkeren, kühneren, waghalsigeren, gefahrsuchenderen Geistes bestimmt ist: wer möchte nicht, dass dies alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Aber er verberge sich nicht: mit diesem Besitz und diesem Zustand ist man das *leidensfähigste* Geschöpf unter der Sonne, und nur um *diesen* Preis kauft man die Auszeichnung, auch das *glücksfähigste* Geschöpf unter der Sonne zu sein! Die Fülle der Arten des Leides fällt wie ein unendlicher Schneewirbel auf einen solchen Menschen, wie ebenfalls an ihm die stärksten Blitze des Schmerzes sich entladen. Allein unter dieser Bedingung, von allen Seiten und bis in's Tiefste hinein dem Schmerze immer offen zu stehen, kann er den feinsten und höchsten Arten des Glücks offen stehen: als das empfindlichste, reizbarste, gesundeste, wechselndste und dauerhafteste Organ der Freude und aller gröberen und feineren Entzückungen des Geistes und der Sinne: wenn nämlich die Götter ihn nur ein wenig in Schutz nehmen und nicht aus ihm (wie leider gewöhnlich!) einen Blitzableiter ihres Neides und Spottes auf die Menschheit machen. — An solchen Menschen war *Athen* ein paar Jahrhunderte lang sehr reich, zu anderen Zeiten einmal *Florenz* und noch neuerlicher *Paris*. Und im Angesichte solcher letzten und höchsten Erzeugnisse der bisherigen Cultur gilt immer noch der gute Glaube der Aufklärer, dass Glück, mehr Glück die Frucht der wachsenden Aufklärung und Cultur sein werde, und niemand setzt hinzu: auch Unglück, mehr Unglück, mehr Leidensfähigkeit, vielartigeres und grösseres Leid als je! — Warum doch brachen die philosophischen Schulen *Athens* im vierten Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Cultur so mächtig hervor, und warum suchten sie, jede auf ihre Weise, den damaligen *Athenern* eine harte, zum Theil fürchterliche oder

mindestens überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden? Sie hatten die leidensfähigsten Menschen um sich und gehörten zu ihnen, — sie verzichteten allesamt auf das Glück im Schooss dieser höchsten Cultur, weil dieses „Glück“ nicht ohne die Bremse: Schmerz und deren ewige Anstachelung zu haben war! Dass, *gut gerechnet*, ein der Erkenntniss und dem nil admirari geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten *erträglicher* sei als das Leben der Glücklichen, Reichen, Gesunden, Gebildeten, Geniessenden, Bewundernden, Bewunderten einer solchen „höchsten Cultur“, — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im Ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! — und gewiss nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Thatsache nicht lange genug ansehen. — —



Die Entstehung *vieler freier* Individuen bei den Griechen: Ehe *nicht* der Wollust wegen. Die Knabenliebe als Ableitung von der Weiber-Verehrung und -Verzärtelung, — und somit Verhinderung der Uebernervosität und Schwäche der Weiber. Der Wettkampf und die Billigung des Neides. Die einfache Lebensweise. Die Sklaven und die Taxation der Arbeit. Die Religion keine Moralpredigerin, also Sitten frei lassend, im Ganzen. Die Tödtung des Embryo, Beseitigung der Früchte unglücklicher Coitus u. s. w.



Die griechischen Gesetzgeber haben den agon so gefördert, um den Wettkampfgedanken vom *Staate* abzulenken und die politische Ruhe zu gewinnen. (Jetzt denkt man an die

Concurrenz des Handels.) Das Nachdenken über den Staat sollte durch agonale Erhitzung abgelenkt werden; ja turnen und dichten sollte man: dies hatte den Nebenerfolg, die Bürger stark, schön und fein zu machen. — Ebenso förderten sie die Knabenliebe, einmal um der Uebervölkerung vorzubeugen (welche unruhige, verarmte Kreise erzeugt, auch innerhalb des Adels), sodann als Erziehungsmittel zum agon: die Jungen und die Aelteren sollten bei einander bleiben, sich nicht trennen und das Interesse der Jungen festhalten, sonst hätte sich der Ehrgeiz der abgesonderten Aelteren auf den Staat geworfen, aber mit Knaben konnte man nicht vom Staate sprechen. So benutzte vielleicht Richelieu die Galanterie der Männer, um die ehrgeizigen Triebe abzulenken und andere *Gespräche* als über den Staat in Curs zu bringen.



Die Beängstigungen einer feigen, furchtsamen und argwöhnischen Seele, die Unfähigkeit, irgend einen boshaften Einfall zurückzuhalten, wenn er Geist hatte, machen die Komödie in *Rousseau's* Leben aus.



. . . Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern; und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen, ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluss einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Beschluss und Augenschein aller anderen Menschen eben nur den grössten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben.

Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. An Chopin verehrte ich namentlich, dass er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Hässlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die süd-ländische Gluth und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck. Mit ihm verglichen, war mir selbst Beethoven ein halbbarbarisches Wesen, dessen grosse Seele schlecht erzogen wurde, so dass sie das Erhabene vom Abenteuerlichen, das Schlichte vom Geringen und Abgeschmackten nie recht zu unterscheiden gelernt hat. (Unglücklicherweise, wie ich jetzt hinzufügen will, hat Chopin einer gefährlichen Strömung des französischen Geistes zu nahe gewohnt, und es giebt nicht wenige Musik von ihm, welche bleich, sonnenarm, gedrückt und dabei reich gekleidet und elegant daherkommt — der kräftigere Slave hat die Narkotica einer überfeinerten Cultur nicht von sich abweisen können.)



Aus der Ferne und im Auslande sieht man die Dinge der Heimath nicht gerade schwarz oder weiss, aber gewiss nicht so bunt, als sie wirklich sind: man vereinfacht die Farben. Als Beispiel einer grossen Vereinfachung der Farben gebe ich dies Urtheil: „die Deutschen zerfallen jetzt in *Juden* und *Misojuden*: letztere möchten gar zu gern wirkliche Deutsche sein“.



Kühnheit nach innen und *Bescheidung* nach aussen, nach allem „Aussen“ — eine deutsche Vereinigung von Tugenden,

wie man ehemals glaubte, — habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer *Gottfried Keller* entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen *wege-suchenden* Maler wie *Böcklin*? Einen ähnlichen *weisen* Wissenden wie *Jacob Burckhardt*? Thut die grosse Berühmtheit des Naturforschers *Hügel* der grösseren Ruhmwürdigkeit *Rütimeyer's* irgend welchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpenthalspflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen *Goethe* sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie *Voltaire*, *Gibbon* und *Byron* dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige *Verschweizerung* ein rathsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirtschaft hinauszublicken.

2. Modernität und Zukunft.

Unsere Gesetze sind Versuche, aus Papier den weisen Mann zu machen, der allen Umständen gewachsen ist, und dessen Gerechtigkeit so gross ist wie seine Unerschrockenheit; — ach, wo ist das ehrfurchterweckende Gesicht des Gesetzgebers hin, welcher mehr bedeuten muss als das Gesetz, nämlich den Wunsch, es *aus Liebe und Ehrfurcht heilig zu halten*?

◆

Die Menschen des Mittelalters, die unbeugsamen, würden uns *verachten*, wir sind unter ihrem Geschmack.

◆

Unsere jetzige Erziehung hat den Werth einer Art *Wanderzwangs* in der Zeit des Mittelalters und der Zünfte. Das Gegengewicht, es sich zu Hause nach heimatlichem Werthmaasse bequem einzurichten, wirkte ehemals. Jetzt wirkt die Absicht auf Sinnen-Wohlstand, und *daneben* das Bild aller anderen Culturen, welche etwas wollten *über* oder *wider* den Sinnen-Wohlstand.



Oh über diesen neuen Ehrgeiz der Gegenwärtigen! Es ist unter seinen Künstlern das Zeitalter der nachgeahmten Originalität und namentlich der nachgeahmten Leidenschaften: sie haben nämlich die alte Furcht vor dem Auslande, man möchte ihnen nicht genug Leidenschaft und überhaupt nicht die Leidenschaften zutrauen, deshalb machen sie sofort Grimassen und Ausschweifungen in Ton und Gebärde, nicht aus der Stärke des Affects heraus, sondern um sich Glauben an die Stärke ihres Affects zu schaffen. Ihre Theaterfiguren wie die Gestalten auf ihren Gemälden laufen den Leidenschaften so nach, dass man jeden für toll halten würde, der es so im Leben machte. Aber es steht zu befürchten, dass diese öffentliche Schule die Deutschen dahin treibt, sich auch im Leben, zum Beispiel in der Politik, wie toll zu gebärden. Ihre ehemaligen Neigungen zum Behaglichen und Gemüthlichen machen ihnen jetzt Scham, sie argwöhnen, dass man sich mit solchen Neigungen zur Mittelmässigkeit des Geistes verurtheilt habe und unfähig sei, in grossen Dingen mitzureden, zum Beispiel über die Frage des Glückes. Man will jetzt nicht das Glück selber, aber man will jedenfalls den Stolz, zu den letzten Richtern und Messkünstlern des Glückes zu gehören — man hat den Ehrgeiz des Geistes und der Leidenschaft zugleich. So zum Beispiel in Betreff *des Glückes der Liebe*: daraus machen die deutschen Künstler jetzt ein

vampyrisches Gebilde: ihre „Liebe“ will im Glück die ganze Welt ausstechen, austrinken und gleichsam trocken zurücklassen: und wenn ihr dies nicht gelingt, so will sie wenigstens an allem, was noch von Glück sonst übrig bleibt, Rache nehmen. Aber das ist die Liebe im Irrenhause — oder sie gehört in's Irrenhaus: oder sie *macht* ein Irrenhaus. —



Man redet dem *Luxus* jetzt das Wort als dem stärksten Reizmittel auf Arme, Arbeit-Geplagte und Verheirathete: um seinetwillen streben sie nach *Reichthum*: man befeindet die Zufriedenheit und die idyllische Philosophie als Schädiger des *National-Reichthums* und der *-Arbeitskraft*. Möglichst viel Reichthum, möglichst viel Neid und Unlust, möglichst viel Concurrenz! In *reichen* Staaten seien die Künste am besten gefördert worden, durch Luxusmenschen, — die Kunst ein Mittel den Neid der Niederen zu erregen, als ein Stück Luxus. — Andererseits soll ihr *Emporwachsen* im *Luxus* eine *Apologie* des Luxus und der Absicht auf Unzufriedenheit sein: Künste vorübergehend die Unlust solcher Zustände beschwichtigend und betäubend, jedenfalls verherrlichend.



Ein Mensch sinkt in meiner Achtung 1. wenn er 200 — 300 Thaler jährlich hat und trotzdem Kaufmann, Beamter oder Soldat noch *wird*, bei der Wahl eines Lebensberufes; 2. wenn er soviel verdient und trotzdem ein noch zeitraubenderes Amt sucht (auch als Gelehrter). Wie! Sind das intellectuelle Menschen! Sich verheirathen wollen und den Sinn des Lebens darüber verlieren!



Diese Slaven sind oft *müde* und regelmässig müde — deshalb nehmen sie mit ihren *Vergnügungen* so fürlieb (was das seltsamste Merkmal unserer Zeit ist). Ihre Bier- und Weinstuben, ihr Maass angenehmer Unterhaltung, ihre Feste, ihre Kirchen — alles ist so mittelmässig, denn es darf da nicht viel Geist und Kraft verbraucht werden, also auch nicht gefordert werden — man will sich ausruhen. — Ja! Otium! Das ist der Müssiggang solcher, die noch alle Kraft bei sich haben.



Die Mittelstände streben mit allem Eifer die Arbeiter in *ihre* Lage zu bringen: sind sie denn *glücklicher*?



Der Wohlstand, die Behaglichkeit, die den Sinnen Befriedigung schafft, wird jetzt begehrt, alle Welt will vor allem das. Folglich wird sie einer *geistigen Sklaverei* entgegengesehen, die nie noch da war. Denn das Ziel *ist* zu erreichen, die grössten Beunruhigungen jetzt dürfen nicht täuschen. Die Chinesen sind der Beweis, dass auch Dauer dabei sein kann. Der *geistige Cäsarismus* schwebt über allem Bestreben der Kaufleute und Philosophen.



Die Sklaverei ist allgemein sichtbar, obwohl sie sich das nicht eingesteht; — wir müssen darnach streben, überall zu sein, alle Verhältnisse derselben zu kennen, alle ihre Meinungen am besten zu vertreten; so allein können wir sie beherrschen und benutzen. Unser Wesen muss verborgen bleiben: gleich dem der Jesuiten, welche eine Dictatur in der allgemeinen

Anarchie ausübten, aber sich als *Werkzeug* und *Function* einführten. Welches ist unsere Function, unser Mantel der Sklaverei? Lehrerthum? — Die Sklaverei soll nicht vertilgt werden, sie ist nothwendig. Wir wollen nur zusehen, dass immer wieder solche entstehen, *für welche* gearbeitet wird, damit diese ungeheure Masse von politisch-commerciellen Kräften nicht umsonst sich verbraucht. Selbst schon, dass es *Zuschauer* und *Nicht-mehr-Mitspieler* giebt!



Die neue Erziehung hat zu verhindern, dass die Menschen einer ausschliesslichen Neigung verfallen und zum Organ werden, gegenüber der natürlichen Tendenz zur Arbeitstheilung. Es sollen die herrschenden, überschauenden Wesen geschaffen werden, die dem Spiel des Lebens zuschauen und es *mitspielen*, bald hier, bald dort, ohne *allzuheftig* hineingerissen zu werden. Ihnen muss schliesslich die *Macht* zufallen, ihnen wird sie anvertraut, weil sie keinen heftigen, ausschliesslich auf *ein* Ziel gerichteten Gebrauch davon machen. Zunächst giebt man ihnen das Geld in die Hand zum Zwecke der Erziehung (die ersten Erzieher müssen sich selber erziehen!), dann weil Geld in ihren Händen am sichersten ist (überall sonst wird es verbraucht für *überheftige, einseitige* Tendenzen.) So bildet sich eine neue regierende Kaste.



Die Weisen müssen das Monopol des *Geldmarktes* sich erwerben: darüber erhaben durch ihre Lebensweise und Ziele, und Richtung gebend für den Reichthum —: es ist absolut nöthig, dass die höchste Intelligenz ihm die Richtung giebt.



Aus dem Geiste der Function heraus denken jetzt die Philosophen darüber nach, die Menschheit in *einen* Organismus zu verwandeln, — es ist der Gegensatz *meiner* Tendenz: *möglichst viele wechselnde, verschiedenartige* Organismen, die, zu ihrer *Reife und Fäulniss* gekommen, ihre Frucht fallen lassen: die Individuen, von denen zwar die Meisten zu Grunde gehen, aber auf die Wenigen kommt es an. — Der Socialismus ist eine Gährung, welche eine Unzahl von Staats-Experimenten ankündigt, also auch von Staats-Untergängen und neuen Eiern. Das Reifwerden von jetzigen Staaten geschieht schneller; die militärische Gewaltsamkeit wird immer grösser.



Im Allgemeinen ist die Richtung des Socialismus wie die des Nationalismus eine Reaction gegen das Individuellwerden. Man hat seine *Noth* mit dem ego, dem *halbreifen, tollen* ego: man will es wieder unter die Glocke stellen.



Es bildet sich ein Sklavenstand — sehen wir zu, dass auch ein Adel sich bildet.



Ihr Selbsteigenen! Ihr Selbstherrlichen! Jene alle, deren Wesen die *Zugehörigkeit* ist, jene Ungezählten, Unzähligen arbeiten nur für euch, wie es auch dem Oberflächlichen anders erscheinen möge! Jene Fürsten, Kaufleute, Beamten, Ackerbauer, Soldaten, die sich vielleicht über euch hinausglauben, — sie alle sind *Sklaven* und arbeiten mit einer ewigen Nothwendigkeit nicht für sich selber: niemals gab es Sklaven ohne Herren — und *ihr* werdet immer diese Herren

sein, für die da gearbeitet wird: ein späteres Jahrhundert wird das Auge für dieses Schauspiel haben! Lasst jenen doch ihre Ansichten und Einbildungen, mit denen sie ihre Sklaven-Arbeit vor sich selber rechtfertigen und verhehlen, — kämpft nicht gegen Meinungen, welche eine Barmherzigkeit für Sklaven sind! Aber haltet immer fest, dass diese ungeheure Bemühung, dieser Schweiß, Staub und Arbeitslärm der Civilisation für die da ist, die dies alles zu benutzen wissen, ohne mitzuarbeiten: dass es *Ueberschüssige* geben muss, welche mit der allgemeinen Ueberarbeit erhalten werden, und dass die Ueberschüssigen der Sinn und die Apologie des ganzen Treibens sind! So seid denn die Müller und lasst von diesen Bächen euch die Räder umdrehen! Und beunruhigt euch nicht über ihre Kämpfe und das wilde Tosen dieser Wasserstürze! Was für Staats- und Gesellschaftsformen sich auch ergeben mögen, *alle werden ewig nur Formen der Sklaverei* sein, — und unter allen Formen werdet ihr die Herrschenden sein, weil ihr allein euch selber gehört und jene immer *Zubehöre* sein müssen!



Fortwährend findet ein Fortschritt in der *klimatischen Anpassung* statt, und jetzt ist er ungeheuer beschleunigt, weil die *Ausscheidung* der ungeeigneten Personen so leicht ist: und ebenfalls, weil jetzt die Anpassung durch die Wissenschaft unterstützt wird (zum Beispiel Wärme, Grundwasser u. s. w.)

Die thierischen Gattungen haben meistens, wie die Pflanzen, eine Anpassung an einen bestimmten Erdtheil *erreicht*, und haben nun darin etwas Festes und Festhaltendes für ihren Charakter, sie *verändern* sich im Wesentlichen *nicht mehr*. Anders der Mensch, der immer unstät ist und sich nicht *einem* Klima endgültig anpassen will; die Menschheit drängt

hin zur Erzeugung eines *allen* Klimaten *gewachsenen* Wesens (auch durch solche Phantasmen wie „Gleichheit der Menschen“): ein allgemeiner Erdenmensch soll entstehen, *deshalb* *verändert* sich der Mensch noch (wo er sich angepasst hat, zum Beispiel in China, bleibt er durch Jahrtausende fast unverändert). Der überklimatische Kunstmensch, der die Nachteile jedes Klimas zu compensiren weiss und die Ersatzmittel für das, was dem Klima fehlt (zum Beispiel Oefen), in jedes Klima schleppt, — ein anspruchsvolles, schwer zu erhaltendes Wesen! Die „Arbeiternoth“ herrscht dort, wo das Klima im *Widerspruch* zum Menschen steht, und nur wenige die Ersatzmittel sich schaffen können (im Kampfe natürlich und tyrannisch).

◆

Ich möchte, Deutschland bemächtigte sich *Mexico's*, um auf der Erde durch eine musterhafte *Forstcultur* im conservativen Interesse der *zukünftigen* Menschheit den Ton anzugeben. — Die Zeit kommt, wo der Kampf um die Erdherrschaft geführt werden wird, — er wird im Namen *philosophischer Grundlehren* geführt werden. Schon jetzt bilden sich die ersten Kräftegruppen, — man übt sich ein in dem grossen Princip der Bluts- und Rassenverwandtschaft. „*Nationen*“ sind viel feinere Begriffe als Rassen, im Grunde eine Entdeckung der Wissenschaft, die man jetzt dem *Gefühle einverleibt*: *Kriege* sind die grossen Lehrmeister solcher Begriffe und werden es sein. — Dann kommen *sociale Kriege* — und wieder werden Begriffe einverleibt werden! Bis endlich *Begriffe* nicht mehr nur Vorwände, Namen u. s. w. für Völkerbewegungen abgeben, sondern der *mächtigste Begriff* sich durchsetzen muss.

Die *socialen* Kriege sind namentlich Kriege gegen den Handelsgeist und Einschränkungen des nationalen Geistes.

Klimatische Entscheidungen über Bevölkerungen und Rassen in Amerika. — Slavisch-germanisch-nordische Cultur! — die geringere, aber kräftigere und arbeitssamere!

◆

Die Geschichte der Philosophie ist bis jetzt erst *kurz*: es ist ein Anfang; sie hat noch keine Kriege geführt und die Völker zusammengeführt; das höchste ihres Vorstadiums sind die *kirchlichen* Kriege, das Zeitalter der Religion ist noch lange nicht zu Ende. Später wird man philosophische Meinungen einmal so als Lebens- und Existenzfragen nehmen, wie bisher mitunter religiöse und politische, — der Geschmack und der Ekel in Meinungen wird so gross, dass *man nicht mehr leben will*, so lange noch eine andere Meinung besteht. Die ganze Philosophie wird vor diesem Forum des Massen-Geschmacks und Massen-Ekels durchgelebt werden —: wahrscheinlich gab es vor dem Zeitalter der Religionen auch schon vorlaufende, aber gänzlich gleichgültige religiöse Einzelne, entsprechend den vorlaufenden und gleichgültigen einzelnen Philosophen. — Als „Wahrheit“ wird sich immer das durchsetzen, was nothwendigen Lebensbedingungen der Zeit, der Gruppe entspricht: auf die Dauer wird die *Summe von Meinungen* der Menschheit *einverleibt* sein, bei welchen sie ihren grössten Nutzen, das heisst die Möglichkeit der längsten Dauer hat. Die wesentlichsten dieser Meinungen, auf denen die Dauer der Menschheit beruht, sind ihr längst einverleibt, zum Beispiel der Glaube an Gleichheit, Zahl, Raum u. s. w. *Darum* wird sich der Kampf *nicht* drehen —: es kann nur ein *Ausbau* von diesen irrthümlichen *Grundlagen* unserer Thierexistenz sein. — Wichtig als bedeutendstes Denkmal des *Dauergeistes* ist die *chinesische* Denkweise. — Es wird also schwerlich die Geschichte der „Wahrheit“ werden,

sondern die eines organischen Irrthümer-Aufbaues, welcher in Leib und Seele übergeht und die *Empfindungen* und *Instincte* endlich beherrscht. Es wird eine fortwährende Selection des zum Leben Gehörigen geübt. Der Anspruch auf *Lebens-erhaltung* wird immer tyrannischer an die Stelle des „Wahrheitssinnes“ treten, das heisst er wird den *Namen* von ihm *erhalten* und festhalten. — Leben wir Einzelnen unser Vorläufer-Dasein, überlassen wir den Kommenden Kriege um unsere Meinungen zu führen — wir leben in der *Mitte* der menschlichen Zeit: *grösstes Glück!*



Das „Wissen“ um die Zukunft hat immer *züchtend* gewirkt, — so dass die Hoffen-Dürfenden übrig blieben.

XI.

Verschiedenes.

Zur Erklärung der sogenannten „spiritistischen Erscheinungen“. — Ein Theil der intellectuellen Functionen des Mediums verläuft ihm unbewusst: sein Zustand ist darin hypnotisch (Trennung eines wachen und schlafenden Intellectes). Auf diesen unbewussten Theil concentrirt sich die Nervenkraft. — Es muss zwischen den durch die Hände verbundenen Personen eine elektrische Leitung nach dem Medium zu stattfinden, vermöge dessen *Gedanken* einer jeden Person in das Medium übergehen. Eine solche Leitung von Gedanken ist nicht wunderbarer, als die Leitung vom Gehirn zum Fusse, im Fall eines Stolperns, innerhalb *eines* Menschen. Die Fragen werden durch die Intellectualität der beteiligten Personen beantwortet: wobei das Gedächtniss oft etwas leistet und liefert, was *für gewöhnlich* vergessen scheint. Folge der nervösen Emotion. (— Es giebt kein Vergessen. —) Auch unbewusster Betrug ist möglich: ich meine, ein betrügerisches Medium fungirt mit allerlei betrügerischen Manipulationen, ohne darum zu wissen: seine Art Moralität äussert sich instinctiv in diesen Handlungen. — Zuletzt geht es *immer* so zu, bei allen unseren Handlungen. Das Wesentliche verläuft uns unbewusst, und der Schelm ist *sich* unbewusst hundertmal mehr und häufiger Schelm als bewusst.

Electricitäts-Erscheinungen, kalte Ströme, Funken sind möglich dabei. Gefühle (Angefasst-werden) können die Sache der Täuschung sein, Hallucinationen der Sinne: wobei möglich

ist, dass es für *mehrere* Personen Hallucinations-Einheit giebt. Wie bei den alten orgiastischen Culten.)

Der Glaube an die Wiederbegegnung mit Todten ist die Voraussetzung des Spiritismus. Es ist eine Art Freigeisterei. Wirkliche *Fromme* haben diesen Glauben nicht nöthig. (Buckle über Unsterblichkeit.)

Das Unorganische *bedingt* uns ganz und gar: Wasser, Luft, Boden, Bodengestalt, Elektricität u. s. w. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen.

◆

Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen, als die ganze lebendige Gesellschaft!

◆

Grundfalsche *Werthschätzung* der empfindenden Welt gegen die *todte*. Weil *wir* sie sind! Dazu *gehören*! Und doch geht mit der Empfindung die *Oberflächlichkeit*, der Betrug los: was hat Schmerz und Lust mit dem wirklichen Vorgange zu schaffen! — Es ist ein Nebenher, welches nicht in die Tiefe dringt! Aber *wir* nennen's das *Innere*, und die todte Welt sehen *wir als äusserlich* an — grundfalsch! Die „todte“ Welt: ewig bewegt und ohne Irrthum, Kraft gegen Kraft! Und in der empfindenden Welt alles falsch, dünkelhaft!

Es ist ein *Fest*, aus dieser Welt in die „todte Welt“ überzugehen — und die grösste Begierde der Erkenntniss geht dahin, dieser falschen dünkelhaften Welt die ewigen Gesetze entgegenzuhalten, wo es keine Lust und keinen Schmerz

und Betrug giebt. Ist dies *Selbstverneinung* der Empfindung, im Intellect? Der Sinn der Wahrheit ist: die Empfindung als die äusserliche Seite des Daseins zu verstehen, als ein Versehen des Seins, ein Abenteuer. Es dauert dafür kurz genug! Lasst uns diese Komödie durchschauen und so *geniessen*! Lasst uns die Rückkehr in's Empfindungslose *nicht* als einen Rückgang denken! Wir werden ganz *wahr*, wir vollenden uns. Der *Tod* ist *umzudeuten*! Wir *versöhnen* uns so mit dem Wirklichen, das heisst mit der todtten Welt.

◆

Vom Leben erlöst zu sein und wieder todtte Natur werden, kann als *Fest* empfunden werden — von Sterbenwollenden. Die Natur lieben! Das Todte wieder verehren! Es ist nicht der Gegensatz, sondern der Mutterschooss, die Regel, welche mehr Sinn hat als die Ausnahme: denn Unvernunft und Schmerz sind bloss bei der sogenannten zweckmässigen Welt, im Lebendigen.

◆

Der Selbstmord als übliche Todesart: neuer Stolz des Menschen, der sich sein Ende setzt und eine *Festfeier* erfindet — das *Ableben*.

Die *Nesselsucht*: jetzt eine Krankheit, scheint mir ursprünglich ein Vertheidigungszustand der Haut zu sein, gegen Insecten und dergleichen, aus der Zeit her, wo der Mensch noch längere und härtere Haare hatte; vielleicht konnte der Mensch diesen Zustand kleiner Hautverhärtungen willkürlich herbeiführen: jetzt ein Atavismus. Bei manchen Menschen entsteht es, wenn sie gewisse Früchte, zum Beispiel Erdbeeren essen: vielleicht weil die Insecten, gegen die man ehemals

so sich schützte, gerade um diese Früchte schwärmten und man das Schutzmittel anwendete, um diese Früchte geniessen zu können?

◆

Es giebt einen Theil der Nacht, von welchem ein Einsiedler sagen wird: „Horch! jetzt hört die Zeit auf!“ Bei allen Nachtwachen, insbesondere wenn man sich auf ungewöhnlichen nächtlichen Fahrten und Wanderungen befindet, hat man in Bezug auf diesen Theil der Nacht (ich meine die Stunden von Eins bis Drei) ein wunderliches, erstauntes Gefühl, eine Art von „viel zu kurz!“ oder „viel zu lang!“, kurz den Eindruck einer Zeit-Anomalie. Sollten wir es in jenen Stunden, als ausnahmsweise Wachende, abzubüssen haben, dass wir für gewöhnlich um jene Zeit uns in dem Zeit-Chaos der Traumwelt befinden? Genug, Nachts von Eins bis Drei haben wir „keine Uhr im Kopfe“. Mich dünkt, dass eben dies auch die Alten ausdrückten mit „*intempestiva nocte*“ und „*ἐν ἀπορονυκτί*“ (Aeschylos), also „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“, und auch ein dunkles Wort Homer's, zur Bezeichnung des tiefsten, stillsten Theiles der Nacht, lege ich mir etymologisch auf diesen Gedanken zurecht, mögen die Uebersetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiederzugeben glauben: — wo in aller Welt war man denn je dermaassen thöricht, dass man da die Kühe des Nachts zwischen Eins und Drei melkte! — Aber wem erzählst du da deine Nachtgedanken? —

◆

Ich will nur *eine* Gleichheit: die, welche die äusserste Gefahr und der Pulverdampf um uns giebt. Da haben wir alle *einen* Rang! Da können wir alle miteinander lustig sein!

◆

Die Morgenröthe hat geleuchtet — aber wo ist die Sonne? Dieser Tag wird Sturm bringen — Sturmwolken ziehen um den Horizont.



Die Sonne gieng hinter das Meer, und die Felsen, auf denen sie tagsüber sich ausgeruht hatte, athmen einen warmen Hauch aus.



Das Erste, was man in einer fremden Sprache zu lernen hat, sind die Höflichkeiten des fremden Landes — das Zweite sind die Namen der Bedürfnisse. Aber erst das *Zweite* — im schlimmsten Falle kommt man schon mit den Höflichkeiten aus: wer lässt einen Höflichen (dem es nicht an Anstand und Geld fehlt) *hungern*?



Im Norden hat man eine Furcht vor den *warmen Farben*, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre *ich* also zum *Pöbel*, — aber im *Süden* nicht mehr!



Paracelsi mirabilia. — Nacherzählt von F. N. — Von allem Wunderbaren, — so erzählte mir Paracelsus — was ich je sah und hörte, ist eins das Erstaunlichste, und ich muss nicht nur ein muthiges Herz wie ein Löwe, sondern auch die unschuldige Geduld eines Lammes dazu haben, es gerade so zu berichten, wie es sich zugetragen hat. Denn gesetzt, es wäre das Blendwerk eines mir übel wollenden Geistes gewesen, so gab es nie für mich eine ärgere Versuchung: und sprach das, was mir erschien, die Wahrheit —



Von wem hast du das Alles gelernt, fragte Saadi einen weisen Mann. „Von dem Blinden, der den Fuss nicht eher in die Höhe hebt, als bis er zuvor den Boden, auf den er treten soll, mit dem Stocke untersucht hat.“



Recept wider die Medicin. — „Das sind lauter neue Lehren und lauter neue Medicinen, — sagt ihr mir; das will uns nicht schmecken!“ Nun, macht es nur so, wie es alle klugen Kranken machen, — trinkt den Trank in einem langen Zuge hinunter, und dann schnell noch etwas Süßes und Würziges hinterdrein, das euch den Gaumen wieder rein spüle und euer Gedächtniss betrüge! Die „Wirkung“ wird trotzdem nicht ausbleiben — dessen seid versichert! Denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe“, wie alle alten Medicinmänner euch sagen werden.

Die vorliegende Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches
wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber sind: Dr. Richard Oehler, Max Oehler und
Dr. Friedrich Chr. Würzbach.

Betreffs des Inhaltes dieses Bandes wird auf die Nachberichte zu
den Bänden X und XII verwiesen.

Als Druckvorlage dienten die Bände XI und XII der gr. Okt.-
Ausgabe. Die „kritischen persönlichen Bemerkungen“ wurden fort-
gelassen; sie werden in einem alle autobiographischen Aufzeichnungen
Nietzsches zusammenfassenden Band gebracht werden.

Weimar im Mai 1924.

Die Herausgeber.

Diese einmalige Monumentalausgabe erscheint in 1600 Exemplaren: davon Nr. 1—15 auf Japan-Velin, Nr. 16—200 auf Haderpapier, Nr. 201—1500 auf reinem holzfreiem Papier. Hundert Exemplare Nr. I—C gelangen nicht in den Handel. Den Druck besorgt die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Es werden gebunden: Nr. 1—15 in Ganzleder von A. Köllner, Nr. 16—200 in Ganzpergament und Nr. 201—1500 in Halbleder von Hübel & Denck, beide in Leipzig.

Dieses Exemplar trägt die Nummer 805

